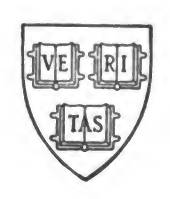





VE
RI
TAS



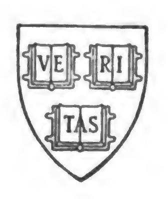


Jahrbuch

der

Preußischen Rhein-Universität.

I. Bandes. I. Heft.


VE RI TAS



Jahrbuch

der

Preußischen

Rhein-Universität.

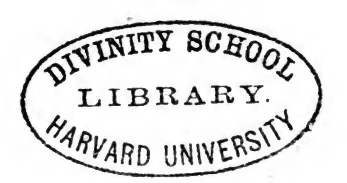
I. Bandes. I. Heft.

Jahrbuch

der

Preußischen

Rhein-Universität.



I. Bandes. I. Heft.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1819.

Des

Freiherrn

Stein vom Altenstein

Königlich Preußischen Ministers der Geistlichen-Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten

Excellenz

geweihet.

Kabinetsbefehl und Stiftungsurkunde der Universität.

a. Königlicher Kabinetsbefehl.

Dem Bestreben Meiner Vorfahren in der Regierung, durch sorgsame Pflege der Wissenschaft und durch heilsame Anordnungen für das Schul- und Erziehungswesen eine gründliche Volksbildung zu fördern, habe auch Ich seit dem Antritte Meiner Regierung Mich angeschlossen. Die vollständige Ausführung Meiner desfallsigen landesväterlichen Absichten wurde durch die schweren Schickungen unterbrochen, welche die Vorsehung über Mich und Mein Land verhängte. Jetzt aber, nachdem unterm Beistande des Höchsten Friede und rechtliche Ordnung in Europa hergestellt ist, habe Ich jene, für die Grundlage aller wahren Kraft des Staats und für die gesammte Wohlfahrt meiner Unterthanen

höchst wichtige Angelegenheit wieder aufgenommen und ernstlich beschlossen, das ganze öffentliche Unterrichts- und Bildungswesen in meinen Landen zu einem möglichst vollkommenen, der Hoheit des Gegenstandes entsprechenden Ziele zu bringen. In Verfolgung dieses Zweckes habe ich die Mir von Ihnen vorgelegten, von dem Staatsminister von Altenstein aufgestellten Hauptgrundzüge eines desfallsigen, das Ganze umfassenden Planes genehmigt und demnach auf die höhern Bildungsanstalten und zwar ganz vorzüglich in den wieder gewonnenen und neu erworbenen westlichen Provinzen des Staats Meine Aufmerksamkeit gerichtet und nach reiflicher Erwägung aller zu nehmenden Rücksichten beschlossen, jetzt eine neue Universität, und zwar in Bonn, als dem angemessensten Orte, zu begründen. Zu dem Ende, und um ein bleibendes Denkmal Meiner gegenwärtigen Anwesenheit in den Rheinlanden zu hinterlassen, habe Ich unter dem heutigen Tage die beiliegende Stiftungsurkunde der Universität Bonn eigenhändig vollzogen und dieser neuen Lehranstalt, indem Ich zugleich auch die ältern Universitäten in Meinem Reiche landesväterlich bedachte, eine solche Ausstattung gegeben, daß sie im Stande seyn wird, die Stelle, welche sie in Meinem Staate und im ganzen nordwestlichen Deutschlande einnehmen soll, mit Würde und Erfolg zu behaupten. Es ist Mein ernstlicher Wille, daß die Universität in Bonn ungesäumt eröffnet werde, und ich erwarte von ihr mit Zuversicht, daß sie in dem von mir in ihrer Stiftungsurkunde bezeichneten Geiste wirke, wahre Frömmigkeit, gründliche Wissenschaft und gute Sitte bei der studierenden Jugend fördere und dadurch auch die Anhänglichkeit Meiner

westlichen Provinzen an den Preußischen Staat, je länger je mehr befestige. Ueber die Ausstattung und Vervollkommnung, welche Ich den übrigen wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten in Meinem Reiche zu geben Willens bin, so wie über den Grundplan, nach welchem das gesammte öffentliche untere und höhere Unterrichts- und Bildungswesen in Meinen Landen zu Einem in sich selbst übereinstimmenden auf ein großes Ziel gerichteten Ganzen gestaltet werden soll, werde ich das erforderliche Speciellere, nach, von dem Staatsminister von Altenstein eingereichtem und von mir gebilligtem Plane, erlassen und denselben ermächtigen, das Nöthige zu seiner Zeit zur öffentlichen allgemeinen Kenntniß zu bringen, damit Mein treues Volk wisse und erfahre, wie Ich eine gleichmäßige, allseitige, ernste und tüchtige Bildung aller Meiner Unterthanen, mit landesväterlicher Liebe bezwecke und solche als das sicherste Mittel betrachte, einem der wahren Wohlfahrt der Völker so höchst nachtheiligen, unruhigen und unfruchtbaren Getriebe zuvorzukommen und das Wohl und Gedeihen des Preußischen Staats hauptsächlich auf die sorgfältig geleitete Entwickelung aller seiner geistigen Kräfte auch fernerhin zu gründen, gesonnen bin.

Aachen, den 18. Oktober 1818.

Unterz. Friedrich Wilhelm.

An den Staatskanzler Herrn Fürsten
von Hardenberg.

b. Stiftungsurkunde der Universität Bonn am Rhein.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen ꝛc. ꝛc.

Thun Kund und fügen hiermit zu wissen:

Nachdem Wir in Unserm, an die Einwohner der mit dem Preußischen Staate vereinigten Rheinländer, d. d. Wien den 5. April 1815, erlassenen Patente, den aus landesväterlicher Fürsorge für ihr Bestes gefaßten Entschluß, in unsern Rheinlanden eine Universität zu errichten, erklärt haben, so stiften und gründen Wir nunmehr durch gegenwärtige Urkunde diese Universität, in der Absicht und mit dem Wunsche, daß solche zur Ehre Gottes und zu aller Unserer getreuen Unterthanen Wohlfahrt gereichen möge, und daß durch solche Frömmigkeit, gründliche Wissenschaft und gute Sitte in der studierenden Jugend gefördert und immer mehr allgemein verbreitet werde.

Wir bestimmen demnach und verordnen:

1. Die Universität soll zu Bonn am Rheine ihren Sitz erhalten, da dieser Ort, nach sorgfältiger Prüfung, ganz vorzüglich gut dazu gelegen ist, und alles darbietet, was die erste Einrichtung erleichtern kann.

2. Wir räumen der Universität das Schloß in Bonn nebst Zubehör, auch das nah gelegene Schloß Poppelsdorf nebst Zubehör, in so fern solches wirklich nöthig ist, ein, und wollen, daß ihr erstgedachtes Grundstück als beständiges Eigenthum sogleich, letzteres aber eintretenden Falls, überwiesen und für ihre Zwecke so, wie jedes dazu am nutzbarsten ist, auf Unsere Kosten eingerichtet werde.

3. Die Universität besteht aus fünf Fakultäten, nämlich einer evangelisch= und einer katholisch=theologischen, einer juristischen, einer medizinischen und einer allgemein wissenschaftlichen oder philosophischen Fakultät. Die beiden theologischen Fakultäten sollen an Rang einander gleich seyn, aber in allen Verhältnissen, wo es auf den Vortritt ankommt, Jahr um Jahr hierin untereinander wechseln.

4. Jede Fakultät wird mit einer, zu vollständiger Ausfüllung der in ihrem Gebiet liegenden Fächer nöthigen Anzahl ordentlicher und außerordentlicher Professoren versehen und immer besetzt erhalten, auch sollen zur Bildung angehender akademischer Lehrer Anstalten getroffen werden.

5. In der philosophischen Fakultät soll immer ein ordentlicher Professor der Philosophie von katholischer Konfession neben einem ordentlichen Professor der Philosophie von evangelischer Konfession angesetzt, außerdem aber in keiner Fakultät, die beiden theologischen ausgenommen, auf die Konfession der anzustellenden Lehrer Rücksicht genommen werden.

6. Es soll ein akademischer Gottesdienst für jede der beiden Konfessionen besonders Statt finden, und für die evangelische dazu die Kapelle des Schlosses in Bonn eingerichtet werden, für die katholische Konfession aber dem akademischen Gottesdienst der Mitgebrauch einer der dortigen katholischen Kirchen ausgewirkt werden.

7. Das Lehrwesen der Universität wird nach denselben Grundsätzen, wie auf Unsern übrigen Universitäten, so eingerichtet, daß die Kollegia sowohl in jeder Fakultät in sich, als auch aller Fakultäten mit den allgemein=wissenschaftlichen Verlesungen in der philosophischen Fakultät

gehörig ineinander greifen und durch ihre Anordnung und Folge selbst den Studierenden für die Anlage ihrer Studien Anleitung geben.

8. Die Universität soll mit allen einer solchen Anstalt nöthigen wissenschaftlichen Sammlungen, Hülfs- und Uebungs-Instituten versehen, auch sollen wissenschaftliche Zwecke, wozu sich Professoren der Universität vereinigen, außerordentlich unterstützt werden.

9. Bei der Aufnahme und Entlassung der Studierenden muß nach den hierüber auf allen Unsern Universitäten bestehenden allgemeinen Gesetzen und Vorschriften verfahren werden.

10. Die Disziplin und Rechtspflege, in Ansehung der Studierenden, soll auf dieselbe Weise, wie auf Unsern übrigen Universitäten, nach den darüber bestehenden Gesetzen und Vorschriften geübt werden, und in ihrer Verwaltung der Ernst herrschen, welchen das gereiftere Alter der Studierenden erfordert.

11. Wir ertheilen hierdurch der Universität das Recht, in ihren Fakultäten akademische Grade und Würden, namentlich in der philosophischen Fakultät die Grade des Magisters und Doktors, in der medizinischen, nach erlangtem philosophischen Magister-Grade, den Grad des Doktors, in der juristischen und den beiden theologischen Fakultäten, die Grade des Licentiaten und Doktors, an Männer, welche dieser Auszeichnungen würdig sind und dieß gehörig dargethan haben, in Unserm Namen zu verleihen, und legen den von Unserer Universität in Bonn zu ertheilenden akademischen Graden und Würden dieselben Prärogative und Rechte bei, welche mit den von Unsern

übrigen Universitäten verliehenen akademischen Graden und Würden verbunden sind.

12. Die innere Verwaltung des Lehrwesens, der Disziplin und Rechtspflege und der Promotionen zu akademischen Würden soll auf dem Rektor, dem akademischen Senate, welchen beiden für die Disziplin und Rechtspflege ein Syndikus zur Seite steht, und auf den Dekanen der fünf Fakultäten beruhen. Der Rektor und die fünf Dekane sollen jährlich aus den ordentlichen Professoren gewählt, und der Senat jährlich aus letztern durch Wahl ergänzt, der Syndikus aber soll lebenslänglich ernannt werden und darf weder Professor der Universität noch eine von den Professoren oder Studierenden in andern Beziehungen abhängige Person seyn.

13. Die Universität wollen Wir mit einem zu ihrer Unterhaltung vollständig hinreichenden jährlichen Einkommen mit landesherrlicher Milde ausstatten, wie Wir denn zur Anweisung des ihr Benöthigten Unserm Staatskanzler Vollmacht ertheilt haben.

14. Wir setzen hierdurch ausdrücklich fest, daß von ihrem jährlichen Einkommen auch für Freitische und andere Benefizien dürftiger, fleißiger und gesitteter Studierenden ohne Unterschied der Konfession gesorgt, auch ein Zuschuß zu einer Kasse für die Wittwen der Professoren dieser Universität, wozu Wir durch Anweisung eines bedeutenden Kapitals den Grund gelegt haben, erfolgen soll. Der Fond der Freitische und anderer Benefizien soll durch den Ertrag einer jährlich zweimal in allen Kirchen Unserer Westphälischen und Rheinprovinzen zu haltenden Kollekte, welche Wir hiemit anordnen, verstärkt werden.

Wir versehen Uns zu den Einwohnern der Rheinprovinzen und Westphalens, daß sie möglichst darauf bedacht seyn werden, zu allem, was zum Flor der neu begründeten Universität dienen kann, namentlich durch Ueberweisung von zu solchen Zwecken bereits vorhandenen Stiftungen rc. und Fonds, kräftigst mitzuwirken, und werden Uns dadurch veranlaßt sehen, auch fernerhin kräftig für das Bedürfniß der Universität, so weit solches nicht durch Privatanstrengungen Einzelner oder ganzer Korporationen beschafft werden kann, mit landesväterlicher Milde zu sorgen.

16. Der Universität, ihren Professoren und Beamten, ihrem Vermögen und ihren Einkünften, den bei ihr jetzt oder künftig von Korporationen oder Einzelnen zu gründenden Vermächtnissen und milden Stiftungen, sichern Wir alle diejenigen Rechte und Vorzüge, welche Unsre übrigen Universitäten, deren Professoren und Beamte, ihr Vermögen und ihre Einkünfte, wie die milden Stiftungen überhaupt in Unserm Staate, gesetzlich genießen, und wollen, daß sie darin jederzeit behauptet und kräftig geschützt werden.

17. Zur nächsten Aufsicht, imgleichen zur ökonomischen und Kassenverwaltung der Universität und zur Wahrnehmung ihrer Gerechtsame, soll derselben ein Kurator an Ort und Stelle oder in dessen Nähe vorgesetzt werden, welchen jedesmal zu ernennen Wir Uns vorbehalten.

18. Die obere Leitung und Aufsicht der Universität soll Unser Minister der Geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten auf dieselbe Art führen, wie die obere Leitung und Aufsicht Unserer übrigen Universitäten, die einen eigenen Kurator haben.

19. Die ausführlichern Bestimmungen über die Verfassung der Universität soll ein durch Unsern Minister der Geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten Uns vorzulegendes und von Uns zu vollziehendes Statut enthalten.

Indem Wir solchergestalt die neue Universität begründen und stiften, empfehlen Wir sie dem allmächtigen Schutze des Höchsten.

So gegeben Aachen, den 18. Oktober 1818.

Unterz. Friedrich Wilhelm.

C. Fürst v. Hardenberg. Altenstein.

Vorläufiges Reglement für die Universität Bonn bis nach Publikation ihrer Statuten.

Da die definitiven Statuten der Universität in Bonn erst bei ihrer feierlichen Einweihung können publicirt werden, die Universität aber schon jetzt in Stand gesetzt werden muß, alle zu ihrer Bestimmung wesentlichen Geschäfte und Verrichtungen vorzunehmen, und daher sofort Festsetzungen nothwendig werden, sowohl in Bezug auf die Form jener Geschäfte als auch auf die Verhältnisse der zur Universität gehörigen Personen: so setzt das Ministerium für die Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, auf den Grund der von des Königs Majestät unter dem 18ten dieses Monats Allerhöchst eigenhändig vollzogenen Stiftungsurkunde der Universität, hiemit bis zur Publikation der Statuten folgendes fest, und verpflichtet darauf alle zur Universität jetzt schon gehörige oder noch hinzutretende Personen.

§. 1.

Die Universität in Bonn besteht vom 18. October d. J. ab, und genießt alle wesentlichen Rechte deutscher Universitäten, namentlich das Recht der Ertheilung gelehrter Würden. Doch soll die Universität das eben genannte

Recht erst von Ostern k. J. ab, als dem Zeitpunkte, bis zu welchem alle Fakultäten vollständiger, als es bis jetzt möglich war, besetzt seyn werden, in Ausübung bringen.

§. 2.

Die Universität besteht

1) aus der Gesammtheit der Lehrenden, welche theils Professores ordinarii sind, theils Professores extraordinarii, theils Privatdocenten;

2) aus den in den Verzeichnissen der Universität eingetragenen Studierenden;

3) aus dem Syndicus, dem Secretarius, dem Rendanten und Quästor der Universität, und den beiden Pedellen.

§. 3.

Sämmtliche Lehrer sowohl, als Studierende, theilen sich in fünf Fakultäten, die evangelisch-theologische, die katholisch-theologische, die juristische, die medizinische und die philosophische oder allgemein-wissenschaftliche, nach den besonderen Beschäftigungen, denen sie sich gewidmet haben. Zur philosophischen oder allgemein-wissenschaftlichen Fakultät gehören nicht nur die eigentlich philosophischen, sondern auch die mathematischen, naturwissenschaftlichen, historischen, philologischen und staatswissenschaftlichen Disciplinen. Nur die Professores ordinarii haben das Recht, an den Berathschlagungen der Fakultäten Theil zu nehmen.

§. 4.

Wer als Privatdocent auftreten will, muß sich ebenfalls einer von diesen Fakultäten anschließen, und wird

das Recht, in dem Gebiete derselben Vorlesungen zu halten, erwerben:

1) durch die Eigenschaft eines ordentlichen Mitgliedes der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin;
2) durch die auf der Universität in Bonn oder auf einer andern deutschen Universität in aller Form erlangte Doktor-, Magister- oder Licentiaten-Würde, mit der Bedingung, den Leistungen sich zu unterziehen, welche seine Fakultät nach einem noch erscheinenden Reglement von ihm zu fordern wird berechtigt werden.

§. 5.

Die Professoren, ordentliche sowohl als außerordentliche, werden vom Staate berufen, wobei aber die stillschweigende Bedingung eintritt, daß sie sich über ihre akademische Würde eben so zu legitimiren oder sie zu gewinnen haben.

§. 6.

Wenn auch ein ordentlicher oder ausserordentlicher Professor für ein besonderes Hauptfach angestellt wird, so ist er doch auf dieses nicht beschränkt, sondern berechtigt, über alle zu seiner Fakultät gehörige Disciplinen Vorlesungen zu halten. Für die Vollständigkeit des Unterrichts aber, daß nämlich jeder Studierende, während des vorauszusetzenden dreijährigen Aufenthalts auf der Universität, Gelegenheit habe, über alle Hauptdisciplinen der Fakultät Vorlesungen zu hören, wird die Fakultät in solidum verantwortlich gemacht und dürfen dabei die Vorlesungen der Privatdocenten nicht in Anschlag kommen.

§. 7.

Jeder ordentliche sowohl als außerordentliche Professor ist verpflichtet, halbjährlich eine öffentliche über einen Hauptzweig seines Fachs sich vollständig verbreitende Vorlesung anzukündigen und unentgeldlich zu halten. Die nähern deßfallsigen Bestimmungen werden bei der Publikation der Statuten erfolgen.

§. 8.

Wenn ein Professor über eine zu einer andern Fakultät gehörende Wissenschaft Vorlesungen halten will, muß er auch einen Grad bei dieser haben oder erwerben. Nur bleibt jeder Fakultät überlassen, ob sie diesen in solchen Fällen auch ohne die gewöhnlichen Leistungen ertheilen will, was jedoch auf die Privat-Docenten nicht auszudehnen ist.

§. 9.

Der erste Lektions-Kursus endigt in der Mitte des März; während dieses Kursus sind 8 bis 12 Tage Ferien, um Weihnachten und Neujahr; der zweite Kursus beginnt acht Tage nach dem 15. März, und schließt im Monat Oktober; die großen achtwöchentlichen Ferien fallen von der Mitte des Monats August bis zur Mitte des Monats Oktober.

§. 10.

Das halbjährliche Lektions-Verzeichniß wird aus den von den Fakultäten an den Rektor eingegangenen Angaben von dem Professor der Beredsamkeit geordnet, durch den Rektor und akademischen Senat bei dem Universitäts-Kuratorio zur weitern Veranlassung eingereicht und nach

erfolgter Genehmigung des unterzeichneten Ministerii, unter Autorität des Rektors und akademischen Senats publicirt.

§. 11.

An der Spitze einer jeden Fakultät steht ein Dekanus, welcher, unbeschadet der in den Statuten festzusetzenden künftigen Ordnung, das erste Mal aus den ordentlichen Professoren vom Staat ernannt ist. Der Dekan ist Verweser und Geschäftsführer der Fakultät, bringt alle sie betreffende Angelegenheiten bei ihr zur mündlichen oder schriftlichen Berathung, beruft ihre Versammlungen, führt den Vorsitz darin, nimmt die Gesuche derer an, die als Privat-Docenten auftreten wollen, verrichtet die Promotionen, schreibt die zu seiner Fakultät sich bekennenden Studierenden in die Klasse derselben ein, und fertigt ihnen nach den Zeugnissen der einzelnen Professoren die Fakultäts-Zeugnisse aus, und bewahrt das Siegel der Fakultät. Die Dauer des Dekanats wird in den Statuten bestimmt werden.

§. 12.

Bis zur Organisation des Senats durch die Statuten, werden die Geschäfte desselben von der Versammlung aller ordentlichen Professoren verwaltet. Sie versammeln sich ordentlicherweise monatlich zweimal, ausserordentlich so oft es nöthig ist. Ihnen werden alle die Universität im Ganzen und besonders die Disciplin der Studierenden betreffende Angelegenheiten vorgetragen, alle Verfügungen und Anschreiben der Behörden werden an diesen Senat gerichtet und von ihm beantwortet. Die Verhandlungen sind kollegialisch und in zweifelhaften Fällen entscheidet die Mehrheit

der Stimmen. Doch steht es jedem Mitgliede der Versammlung frei, dem Bericht an die Behörde sein abweichendes Votum beifügen zu lassen.

§. 13.

An der Spitze der Universität überhaupt steht der Rektor, welcher unbeschadet der künftigen Statuten für dieses Mal aus den ordentlichen Professoren vom Staat ernannt ist. Er ist Vorsitzer in den Versammlungen des Senats und hat bei Gleichheit der Stimmen die entscheidende. Er eröffnet alle an die Universität gelangende Sachen, trägt sie entweder selbst oder durch andere Mitglieder dem Senat vor, oder verweiset sie an andere akademische Behörden und bewahrt das große Siegel der Universität. Er immatrikulirt die Studenten und verpflichtet sie auf die Gesetze; er ist die erste Behörde, an welche alle Beschwerden über die Studenten eingehen, die er nach der unten näher zu bestimmenden Verschiedenheit der Sachen entweder selbst entscheidet oder an die kompetente Behörde bringt. Alle Bekanntmachungen des Senats an die Studierenden, so wie alle Berichte und Schreiben desselben an die Behörden, werden in der Reinschrift von ihm und den Dekanen mit der Unterschrift Rektor und Senat der Universität, unterzeichnet. Er führt den Titel Magnifizenz und soll alle Rechte, Ehren und Vorzüge genießen, welche den zeitigen Rektoren der übrigen Königlichen Universitäten zugestanden sind.

§. 14.

Jeder, der sich zur Immatrikulation gehörig meldet, und ein Abgangs-Zeugniß von der öffentlichen Schule, auf

welcher er unterrichtet worden, beibringt, und sich ausserdem als denjenigen, für den er sich ausgiebt, legitimirt, wird aufgenommen, mit Ausnahme derer, deren Relegation von einer Universität, mit welcher die Universität Bonn deshalb in näherer Verbindung steht, amtlich ist angezeigt worden. Der Rektor verpflichtet unter Beistand des Sekretärs der Universität einen jeden solchen mit einem Handschlage an Eidesstatt zum Gehorsam gegen die vorgelesenen Gesetze, verrichtet die Immatrikulation und händigt dem Aufgenommenen die Matrikul mit einem Exemplar der Gesetze ein. Nach der Immatrikulation läßt sich jeder in die Liste der Fakultät, zu welcher er gehören will, von dem Dekan derselben eintragen.

§. 15.

Jeder Studierende, der ein Kollegium hören will, ist verpflichtet, sich bei dem Quästor der Universität zu melden, diesem das Honorarium für die zu hörende Vorlesung sogleich vorauszubezahlen, wogegen er von dem Quästor einen Schein erhält, den er dem Professor, bei welchem er hören will, persönlich überbringen muß, und dafür von diesem die Nummer seines in dem Hörsaale ihm bestimmten Plazzes empfängt. Denselben Bedingungen hat sich jeder Nicht-Studierende, den der Professor zu seinen Vorlesungen zuzulassen für gut findet, zu unterwerfen.

§. 16.

Alle Klagen über Studierende ohne Ausnahme werden bei dem Rektor in jedesmal beim Antritte seines Amtes von ihm zu bestimmenden Stunden angebracht, so wie auch die

etwa arretirten Studenten bei ihm zu weiterer Verfügung sogleich gemeldet. Disciplinarsachen, welche die Aufführung der Studenten, Streitigkeiten derselben unter einander oder Verhältnisse gegen die Professoren betreffen, kann er selbst untersuchen und über kleinere Vergehen, Disciplinarstrafen, bis zu viertägigem Arrest im Carcer verhängen, auch Entzweite schiedsrichterlich vertragen. Größere und verwickeltere Sachen aber verweiset er an das akademische Gericht.

§. 17.

Die akademische Gerichtsbarkeit wird in einem besondern Reglement bestimmt.

§. 18.

Die akademische Gerichtsbarkeit wird Namens des zeitigen Rektors von einem Syndicus der Universität ausgeübt, der nicht zugleich akademischer Lehrer seyn darf.

§. 19.

Die Civil-Jurisdiktion verwaltet letzterer ohne alle Theilnahme des Rektors und des Senats, ist jedoch schuldig, von allen eingegangenen Klagen wöchentlich dem Rektor einen mündlichen Bericht zu erstatten.

§. 20.

Bücher und Schriften, welche von der Universität oder auch von einzelnen wirklichen ordentlichen Professoren derselben, über Gegenstände derjenigen Fakultät, bei welcher sie angestellt sind, unter Vorsetzung ihres Namens und dieses ihres Charakters zum Druck befördert werden, sind von aller Censur befreit.

§. 21.

Der Sitz der Universität ist das derselben von des Königs Majestät geschenkte ehemalige Kurfürstliche Schloß in Bonn, nebst dem nahe gelegenen Schlosse Poppelsdorf. In dem Schlosse zu Bonn, als dem jetzigen Universitäts-Gebäude, haben die Universitäts-Behörden ihre Sitzungen, und die akademischen Feierlichkeiten werden darin gehalten. Ueber den Gebrauch der dort eingerichteten und in dem Schlosse Poppelsdorf noch einzurichtenden Hörsäle einigen sich die Professoren in einer Senats-Versammlung.

Aachen, den 21. Oktober 1818.

Das Ministerium der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten

v. Altenstein.

Gesetze für die akademischen Mitbürger.

LEGES
Civibus Academiae Borussiae Rhenanae praescriptae.

Quicunque iure Studiosorum esse cupiet, a Rectore Academiae litteras testes relati in Album academicum nominis sui petito; idemque mox Facultatis eius cui se addixerit Decanum inscriptionis causa adito. Qui facere distulerint, citantor ab apparitore, impensas citationis soluturi.

§. 2.

Harum litterarum nonnisi per quadriennium auctoritas erit, ut qui diutius in hac Academia commorari voluerit, eum instaurandas eas curare oporteat. Earundem vis exolescet, si quis Bonna afuerit per sex menses integros, aut ad vitae genus, quod alii eum foro subiiciat, transierit, itemque ei, qui tantam contraxerit morum infamiam, ut Academia excludendus fuerit.

§. 3.

Studiosi non Academiae tantum statutis et Rectoris Senatusque academici decretis tenentor, verum etiam

publicis imperii legibus subiecti sunto, iis maxime quibus certamina singularia (duella) et *arcanae societates* vetantur. Praeterea edictis et mandatis securitatem publicam huius civitatis praestantibus parento.

§. 4.

Assiduitas studiorum, morum integritas, legibus academicis obtemperatio, Academiae magistratibus eiusdemque Professoribus obsequendi religio ab unoquoque cive academico expectantur; cui spei si quis parum responderit, eum manent correctiones a potestatibus academicis irrogandae.

§. 5.

Sunt autem correctiones huiusmodi: Admonitio censoria in consessu Senatus academici facienda; custodia in carcere toleranda; exclusio vel comminanda vel iam decernenda, sive manere in urbe sinitur qui in hanc poenam incidit, sive eadem carere iubetur; relegatio: quibus quidem animadversionibus Rector et Senatus academicus pro cuiusque delicti conditione sontes coërcento. De quo maleficii causa quaesitum publico iudicio fuerit, aut qui morum probro in censuram incurrerit, is loco et dignitate civis academici, statuentibus Academiae magistratibus, ad tempus excluditor; neve nisi iusta et plena absolutione a iudice pronunciata hac exclusione liberator. Qui ab instantia modo fuerit absolutus, is nisi consentiente Senatu academico, cum sine ipsius culpa suspicio remanserit, immunitates et privilegia Studiosorum ne recuperato.

§. 6.

Qui per semestre spatium, nisi forte valetudine impeditus, scholis magistrorum academicorum non interfuerit, nec tamen potuerit manifestis eruditae industriae documentis famam tueri, numero civium Academiae expungitor.

§. 7.

Iniuriae magistris Academiae illatae, maxime dum munere publice funguntur, astrictiore carceris custodia, vel, si res ferat, consilio abeundi dando et relegatione irroganda vindicantor.

§. 8.

Qui in auditoriis vel publicis vel privatis, aliisve in locis publicis turbas det ac tumultuetur, pro re nata punitor, iterato autem delicto relegatione expellitor.

§. 9.

Qui litteras relati in Album nominis testes non instauratas exolescere passus fuerit, vel Academia decedens testimonia morum et studiorum necessaria impetrare neglexerit, eius nomen in propatulo exponitor.

§. 10.

Pompae aut concentus musici nisi permittente Academiae Rectore in publico ne ducuntor.

Vorlesungen des Winterhalbjahrs 1818 — 1819.

Index praelectionum auspiciis Augustissimi et Serenissimi Regis FRIDERICI GUILELMI III. in Academia Borussica Rhenana recens condita per menses hibernos anno CIϽIϽCCCXVIII-XIX publice privatimque habendarum.

Academiae Rhenanae Rector ceterique Doctores et Professores Germaniae iuventuti S.

Venit ad aures vestras, Iuvenes, REGIS mandatum, quo illa die, quae fractam ante hos quinque annos victricibus armis superbiam hostium vidit, atque ex urbe illa vetusta Imperatoria, *Universitatem Bonnensem* iussit *sine mora aperiri.* Quod iussit REX, ecce, id iam eventum habet. Nuntiamus vobis ineundas statim Praelectiones, quae vobis et ordiendi studia faciant copiam, et perficiendi spem certam pignusque praebeant. Accipite, quaesumus, nuntium eadem mente eademque voluntate, qua nos mittimus, semperque memores sitis magnarum causarum atque eventuum, quibus effectum

est, nova Academia ut curriculum suum, vosque vestra in ipsa ingredi studia iam possitis. Nam post tot bella saeva et cruenta, per annos viginti orbem terrarum depopulata, cum prius depressa, mox resurgens virtus populis innata immanis potentiae ac turpis servitutis iugum gloriosissimis victoriis excussisset, secuta pax est, quae vexatis tamdiu populis quietem, lucem regnis, generi humano spes suas et iura restituit: cuius pacis conditionibus iustis pars terrarum, quas Rhenus alluit, cessit in fidem et potestatem Principis, qui quidem, ut reliquis virtutibus, quae regnum nobilitant, ita humanitatis per litterarum artiumque bonarum studia colendae et regendae cura laudatissimos maiorum pari ipse laude gloriaque aemulatur. Iam pacis illius ad terrarum salutem sanciendae et firmandae causa Princeps hic magnis cum sociis congreditur in urbe, nunc sua, olim CAROLI et amplissimi imperii sede; vult huius suae nostris in regionibus praesentiae monumentum exstare illustre satis et perenne; condit, quo aliud nullum esse potest monumentum praeclarius, Academiam subsidiis quibuscunque et ornamentis regali cum munificentia largissime instructam; condit die. quam libertas animis armisque recuperata immortalitati consecravit; constituit loco, cuius ubique situs et impressa ibi multa vestigia peregrinae atque evanidae magnitudinis, cuiusque ipsum adeo nomen docere vel commonere potest, quid in homine fluxum sit et caducum, quid stabile atque firmum. Hic, ubi Romana olim potentia consedit et castra armis horrebant populi nunquam satiati, nunc liberae patriae nostrae iugum et catenas minantis, hic,

pro *castris* illis *Bonnensibus*, non bonis, surgit iam alma Academia, colentur optimae pacis artes, ad sapientiam, ad pietatem, ad veram doctrinam ingenia instituentur. Licet vobis, Iuvenes, gratulari, qui quidem primi ante omnes in hoc loco litteris virtutique sacrato vestros ponatis gradus. Purus est locus, immo sacer; introite! Invitat vos Rhenus pater, salutant iugis caeruleis Septem Montes, totaque quoquoversus amoenissima et saluberrima regio. Credite, *heic dii sunt!* Sed exspectationes andivistis et vota, quibus REX magnanimus et pius conditam a se et fundatam Academiam est prosecutus. His vero dignum sese praebere, his, quantum quisque potest, obsequi ac satisfacere, id demum, Iuvenes, vestrum est, in quos patria intuetur, quosque attenta ad studia vestra, ad mores vestros, mox tota spectabit Germania. Iam denique et vos et nosmet ipsos hortemur inter haec fausta novae Academiae initia summi Helveticarum rerum scriptoris verbis quam gravibus: *Franguntur sceptra, acies armis, robur bellatoris lacertis perit: at quicquid animo conditum est, manet aeternum.*

D. Bonnae, primo Novembri, 1818.

PRAELECTIONES

I. Ordinis Theologorum Evangelicorum.

Fr. Lücke, Theol. Lic. et P. P. O. idemque h. t. pro Decano, *publice* Historiam doctrinarum theologicarum saeculi XVIII. exponet ternis horis; *privatim* Historiae Religionis Christianae partem priorem usque ad Caroli M. tempora enarrabit horis quinis, et Evangelium Ioannis interpretabitur totidem horis.

C. Sack, Theol. Lic. et P. P. Extraord. *publice* Encyclopaediam Theologiae, duce Schleiermacheri libro: Kurze Darstellung des theol. Studiums etc. Berlin 1811. quaternis horis tractabit; *privatim* Epistolas Pauli ad Romanos Corinthiosque totidem h. interpretabitur.

II. Ordinis Medicorum.

Chr. Fr. Harless, Dr., Pathol. ac Therap. P. P. O. et h. a. Decanus, *publice* binis horis principia Semiotices secundum Hippocratis libros semioticos lingua lat. explicabit; *privatim* Physiologiam et generalem et specialem quinis h. docebit, tum Pathologiam generaliorem, subiunctis Therapiae generalioris praeceptis, secuturus librum suum: Handbuch der ärztlichen Klinik, T. I. quinis h., et Therapeuticen specialem morborum acutorum febrilium, ex operis sui modo dicti T. II. mox in publicum prodituro, totidem h. tractabit.

C. H. E. Bischoff, Dr. et P. P. Extraord., *publice* offert expositionem critico-historicam redintegratae magnetismi sic dicti animalis theoriae et praxeos; *privatim* tradet Biologiam et Anthropologiam quatenus

inserviunt illustrandae politiae medicae, et Politiam medicam (medicinam forensem et politiam medicam specialiter sic dictam) tam medicinae quam iuris studiosis, quinis h., Nosologiam autem et Therapeuticen luis venereae s. affectionum syphiliticarum binis diebus.

C. I. Windischmann, Dr., *publice* Historiam artis medicae, ad librum suum: Versuch über den Gang der Bildung in der heilenden Kunst, Francf. 1809. enarrabit; *privatim* Pathologiam generalem coniunctam cum historia morborum in genere humano se evolventium tradet.

III. Ordinis Philosophorum.

E. M. Arndt, Dr., Hist. P. P. O. *publice* binis h. studendi recte et bene vivendi viam monstrabit; *privatim* Historiam populi et imperii Germanici senis h., et Historiam trium novissimorum saeculorum quaternis enarrabit, denique totidem h. Institutiones historiae recentioris dabit, conditionem populorum Europae et civilem et socialem ab interitu inde imperii Rom. usque ad tempora Religionis reformatae explicaturus.

J. F. F. Delbrück, Dr., Eloq. et Philos. P. P. O. *publice* Rhetoricam tradet, quinis h.; *privatim* Dialogos Platonis, ab Heindorfio in usum scholarum separatim editos, interpretabitur quaternis h.; Exercitationes oratorias instituet binis h.

A. Goldfuss, Dr., Zoolog. et Mineralog. P. P. O. *publice* binis h. Biologiam tradet; *privatim* Zoologiam et Zootomiam secundum librum suum: Handbuch der Zoologie, Nürnberg 1818. quinis h., et totidem h. Minera-

logiam ex libro ill. Ambros. Rau: Lehrbuch der Mineralogie, Würzb. 1818. docebit.

C. F. Heinrich, Dr., Philolog. P. P. O. *publice* lectiones in Philologiam universam, sive studia eruditae antiquitatis, isagogicas habebit, ter per hebdomadem; *privatim* Odysseae partem priorem, praemissa Homeri et Homericae poesis historia, enarrabit; item Horatii Sermonum partem eam, quae Satiras continet, interpretabitur; denique, Seminarii philologici aperiendi caussa, Theogoniam Hesiodi, aut Ciceronis Orationum Partes, Mediolani nuper inventas, ex sua editione (Kil. 1816.) pertractandas offert.

C. D. Hüllmann, Dr., Hist. P. P. O. *publice* Historiam veteris aevi senis diebus enarrabit; *privatim* Principia doctrinae de republica quinis tradet.

C. G. G. Kastner, Dr., Phys. et Chem. P. P. O. et h. a. Decanus, *publice* Encyclopaediam omnium de rerum natura doctrinarum tradet; *privatim* Physicam theoreticam et Chemiam puram docebit ad libros suos: Grundriss der Physik, Heidelb. 1810. et Einleitung in die neuere Chemie, Halle 1814.

C. G. Nees ab Esenbeck, Dr., Hist. nat. P. P. O. Historiam plantarum cryptogamicarum enarrabit, Toxicologiam, Orfila duce, docebit, Physicen universalem, Okenio duce, tractabit, Colloquia de rebus ad omnem scientiam naturalem spectantibus, Goldfussio sibi amicissimo, socio, instituet.

A. Guil. a Schlegel, Dr., Litt. elegant. P. P. O. *publice* Crisin antiquissimae Romanorum historiae instituet, per hebd. semel; Historiam linguae et poesis

Germanicae quinis h., totidemque h. Historiam litterarum elegantiorum Italiae, Hispaniae, Francogalliae et Angliae enarrabit.

C. I. Windischmann, Philos. P. P. O. *publice* Historiam philosophiae veterum populorum Orientis Hellenumque tradet; *privatim* Isagogen, conspectum partemque priorem totius Philosophiae systematis dabit.

F. van Calker, Dr., Philos. P. P. Extraord. *publice* Introductionem in Philosophiae studium instituet, huiusque encyclopaediam docebit sex diebus, ad librum suum: Die Bedeutung der Philos. Berlin 1818; *privatim* Logicam duce Friesio: Grundriss der Logik, quinis h., et Metaphysicam ad librum suum: Urgesetzlehre des Wahren, Guten und Schönen, Berl. 1818. quaternis h. explicabit.

A. F. Naeke, Dr., Philolog. P. P. E. *publice* ter per hebd. Euripidis Hecubam interpretabitur; *privatim* Historiam litterarum Graecarum et Romanarum quaternis h. enarrabit, binis h. Taciti Germaniam explicabit.

I. Nöggerath, P. P. E. *publice* Quaestionis geognosticae methodum tradet binis h., et *privatim* ternis Oryctognosiam docebit.

Radlof, Dr., P. P. E. *publice* Notitiam linguarum universalem tradet.

Phil. Strahl, Dr., Philos. Prof. Extraord. et Lector publ. LL. Francogallicae, Russicae et Anglicae, *publice* Cursum linguae Gallicae coniunctum cum exercitationibus et fandi et scribendi instituet binis h., item *publice* binis h. explicanda linguae Anglicae elementa offert, *privatim* autem lectiones de linguâ et litteratura Russica habebit.

Vorlesungen auf der Königl. Preußisch-Rheinischen Universität im Winterhalbjahre 1818—1819.

Hodegetik.

Anweisung zum Studium und Leben: Professor Arndt.

Evangelische Theologie.

Theologische Encyclopädie, nach Schleiermachers Kurzer Darstellung des theologischen Studiums ꝛc. Berlin 1811: Professor Sack.

Der christlichen Kirchengeschichte erster Theil, bis auf Karl den Großen: Professor Lücke.

Geschichte der theologischen Wissenschaften im 18ten Jahrhundert: Derselbe.

Das Evangelium Johannis: Derselbe.

Die Briefe Pauli an die Römer und die Korinther: Professor Sack.

Arzneiwissenschaft.

Geschichte der Heilkunst nach seinem Buche: Versuch über den Gang der Bildung in der heilenden Kunst, Frankf. 1809: Dr. Windischmann.

Allgemeine und besondere Physiologie: Prof. Harleß.

Allgemeine Pathologie, verbunden mit den Grundsätzen der allgemeinen Therapie, nach dem ersten Bande seines Handbuchs der Klinik: Derselbe.

Die besondere Therapie der hitzigen Fieberkrankheiten, nach dem bald erscheinenden zweiten B. desselben Handbuchs: Derselbe.

Allgemeine Pathologie in Bezug auf die Geschichte der Krankheitsentwickelungen im menschlichen Geschlechte: Dr. Windischmann.

Grundzüge der Semiotik, nach den semiotischen Büchern des Hippokrates: Professor Harleß.

Biologie und Anthropologie, so viel zur Begründung der Staats-Arzneikunde erforderlich ist, und Staats-Arzneikunde (gerichtliche Medicin und medicinische Polizei) für Medicin- und Rechtsbeflissene: Professor Bischoff.

Die Nosologie und Therapie der venerischen Krankheiten: Derselbe.

Historisch-kritische Darstellung der neuern Forschungen über die Lehre und Anwendung des thierischen Magnetismus: Derselbe.

Philosophie.

Allgemeine Einleitung in das Studium der Philosophie, und Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften, mit Berücksichtigung seines Buchs: Die Bedeutung der Philosophie, Berlin 1818: Professor van Calker.

Einleitung, Uebersicht und erster Theil des ganzen Systems der Philosophie: Professor Windischmann.

Die reine und angewandte Logik nach Fries' Grundriß der Logik, Heidelb. 1818: Professor van Calker.

Die reine Metaphysik, nach seinem Buche: Urgesetzlehre des Wahren, Guten und Schönen, Berlin 1818: Derselbe.

Geschichte der Philosophie bei den alten Morgenländern und Hellenen: Professor Windischmann.

Naturphilosophie, nach Okens Handbuch dieser Philosophie: Professor Nees von Esenbeck.

Naturwissenschaften.

Encyclopädie der gesammten Naturwissenschaft: Professor Kastner.

Biologie: Professor Goldfuß.

Zoologie und Zootomie, nach seinem Handbuche der Zoologie, Nürnberg 1818: Derselbe.

Die Physik, nach seinem Grundriß der Physik, Heidelberg 1810: Professor Kastner.

Die reine Chemie, nach seiner Einleitung in die neuere Chemie, Halle 1814: Derselbe.

Geschichte der kryptogamischen Pflanzen: Professor Nees von Esenbeck.

Toxicologie, nach Orfila: Derselbe.

Mineralogie, nach Ambros. Rau Lehrbuche der Mineralogie, Würzburg 1818: Professor Goldfuß.

Oryktognosie: Professor Nöggerath.

Geognostische Untersuchungsmethode: Derselbe.

Naturwissenschaftliche Unterhaltungen in Verbindung mit seinem Freunde Goldfuß: Prof. Nees von Esenbeck.

Philologie.

Allgemeine Einleitung in das philologische Studium: Professor Heinrich.

Litteraturgeschichte der Griechen und Römer: Professor Näke.

Der Odyssee erstere Hälfte, mit geschichtlicher Einleitung in die Homerischen Gesänge: Professor Heinrich.

Die Hecuba des Euripides: Professor Näke.

Die von Heindorf für Vorlesungen besonders herausgegebenen Dialogen Platon's: Professor Delbrück.

Die Satirenbücher der Horazischen Sermonen: Professor Heinrich.

Tacitus' Germania: Professor Näke.

Die zu Mailand entdeckten Theile Ciceronischer Reden, nach seiner Ausgabe, Kiel 1816, zur Eröffnung des philologischen Seminars: Professor Heinrich.

Redekünste.

Rhetorik: Professor Delbrück.

Oratorische Uebungen: Derselbe.

Geschichte der deutschen Sprache und Poesie: Professor von Schlegel.

Geschichte der schönen Litteratur in Italien, Spanien, Frankreich und England: Derselbe.

Geschichte.

Geschichte des Alterthums: Professor Hüllmann.

Kritik der ältesten Geschichte Roms: Professor von Schlegel.

Geschichte des deutschen Volks und Reichs: Professor Arndt.

Geschichte der drei letzten Jahrhunderte: Derselbe.

Einleitung in die neuere Geschichte, oder Hauptentwickelung des politischen und gesellschaftlichen Zustandes der europäischen Völker, vom Untergange Roms bis zur Reformation: Derselbe.

Staatswissenschaft.

Grundzüge der Staatslehre: Professor Hüllmann.

Neuere Sprachen.

Französische und Englische Sprache, und Russische Sprache und Litteratur: Professor Strahl.

* * *

Der Professor Radlof wird seine Vorlesungen über Deutsche Sprache ꝛc. sogleich nach seinem Eintreffen anzeigen.

Anmeldeschreiben der Rheinischen Universität an die andern in Deutschland und an einige ausserhalb.

ACADEMIA BORUSSICA RHENANA NUPER CONDITA CLARISSIMAE . . . RECTORI MAGNIFICO, DECANIS AMPLISSIMIS, RELIQUISQUE DOCTORIBUS ET PROFESSORIBUS, VIRIS SUMME VENERANDIS, PRUDENTISSIMIS, EXPERIENTISSIMIS, DOCTISSIMIS, S. D.

Almis his terris et huic tot naturae fortunaeque bonis abundanti parti Germaniae, iam statim post pacis desideratissimae reditum, sufficientis nostrae aetati Universitatis litterariae beneficium et munus, quo quidem nimis diu illae caruerant, destinatum fuisse, idque munus, sapienter rebus provisis omnibus, POTENTISSIMI ET CLEMENTISSIMI REGIS iussu memoranda semper die et veneranda ex urbe datum, donatum, promulgatum esse, atque adeo novam RHENANAM sua nuper initia cepisse et ad illustrium suarum in Germania sororum chorum accessisse: eius

rei non dubitamus certiores Vos esse factos cum aliis nuntiis, tum vero celebratissimo isto et nunquam satis celebrando non solum documento novae Universitatis conditae, sed etiam animi vere Regii et regalis liberalitatis monumento, Aquisgrano inde editis litteris. Igitur scribendum Vobis putabamus non eo, quo primum comperiretis, esse iam Academiam Rhenanam, (scitis enim,) aut quo praeclara et naturae commoda et gratiae emolumenta, quibus eam gaudere constat, ambitiose ad Vos iactaremus, verum ut et ipsam et nosmet, qui primi ipsi doctores adsumus, Vestro favori, benevolentiae Vestrae et amicitiae, immo ipsis Vestrum votis piis et gratulationibus, commendaremus. Scribendi haec propria erat et praecipua causa. Sed aliud est praeterea, propter quod Vestra nobis aequitas iam nunc expetenda esset magnopere. Nam quemadmodum valde optamus, ut probis atque assiduis optimarum studiis litterarum ac disciplinarum nobis in communi Vobiscum stadio decurrentibus contingat communem etiam famam atque laudem mereri, ita et religio et tempus nos monet, ut nihil omittamus, quo modestiae, morum bonorum et libertatis eius, quae legibus temperatur, publica existimatio adolescenti Academiae conciliari conservarique possit: eoque nomine eam a Vobis necessitudinem, id foedus petimus, ex quo utrique de civibus legitima Relegationis poena, si forte, exclusis significationes nobis mittamus invicem, et publicatas poenae formulas communicemus. Qua in re causae sunt nobis sat graves, quas facile ipsi videbitis, cur Vestram prolixam ad hoc respondendi voluntatem hoc

tempore non sine aliqua sane impatientia exspectemus. Ceterum rebus Vestris adultis iam dudum ac florentibus optima quaeque et prosperrima imposterum eadem pietate ac diligentia precamur, quam inchoatis nostris rebus speramus a Vobis benigne benevoleque tributum iri.

D. Bonnae, a. d. 28 Decembris 1818.

Erste Weihe der Universität.

Bei Kindern großer Abkunft und auch wohl bei solchen, welchen die begleitenden Umstände eine glänzende Zukunft zu weissagen scheinen, pflegen die Menschen die Zeichen der Geburt zu deuten und selbst, was bei Gewöhnlichen nur gewöhnlich dünken würde, gleichsam wie mit einem Siegel einer höheren Nothwendigkeit gestämpelt zu betrachten und zu verehren. Auf diese Weise hat Bonn unter großen Umständen und Weltverhältnissen, und unter stolzen Vorzeichen, gleichsam die bedeutungsreiche Vorweihe empfangen.

Aus Aachen, wohin das Glück und der Friede Europas seine erhabensten Herrscher versammelt hatte, aus der hehren Stadt, um welche so viele große Erinnerungen der Vorzeit schweben, ward die Geburt der neuen Hochschule verkündigt, verkündigt an dem hehren Tage, an welchem vor fünf Jahren des Vaterlandes Unabhängigkeit und Freiheit erfochten worden.

Seine Majestät unsern geliebten König hat die glückliche Stadt, welche von ihm für den schönen Beruf erkohren war, der Wissenschaften und des Würdigsten und Herr-

lichsten, was der menschliche Geist hervorbringen kann, Nährerin und Pflegerin zu seyn, diesen Herbst zweimal in ihren Mauern gesehen; wie auch den erhabenen Sohn, die Hoffnung des Vaterlandes, den Kronprinzen, den Liebling der Musen und den Freund der Wissenschaft und Kunst. Zweimal haben des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg Durchlaucht, zweimal des Staatsministers Freiherrn von Altenstein Excellenz, sie mit ihrer Anwesenheit auf mehrere Tage erfreut, nachdem beide früher schon vorbetrachtend, vordenkend und vorrathend Ort, Gelegenheit, Art und Zweck der Anstalt, die am Rhein gestiftet werden sollte, sorgsam und liebevoll erkundet und überlegt hatten. Und so ist denn nach so vielen und langen vorbereitenden Ueberlegungen, Sorgen und Arbeiten, die Anstalt von dem erhabenen Stifter und Begründer, sie ist von ihren Beschützern und Bewahrern mit den Augen der Gnade, Liebe und Hoffnung eingesegnet.

Außerdem ist ihr das Glück geworden, in dem erlauchten Herrn Reichsgrafen zu Solms, Oberpräsidenten zu Köln für diese Niederrheinischen Lande, einen Curator und Pfleger verehren zu dürfen, dessen liebenswürdiger und freundlicher Karakter und dessen mit den Wissenschaften und Künsten, und mit allem Schönen und Guten vertrauter Geist, ihr für ihre künftige Blüthe die sicherste Bürgschaft sind.

Dem Professor Hüllmann aber, der in Uebereinstimmung mit unserm jetzigen hochverehrten Herrn Curator in mancherlei Vorarbeiten und Geschäften mit Rath und That vielfältig schon gedient hatte, ist unter so glücklichen Vorzeichen das erste akademische Scepter eingehändigt.

Auch der Name, wie ihn der erhabene Stifter ausgesprochen, der auf nichts Einzelnes hinweisende Name, entspricht der hohen Ansicht und Bedeutung. Die Universität heißt die Preußische Rheinische, mit zarter Anspielung auf das Land, dessen Herrscher sie geschaffen, und auf das ganze deutsche Vaterland, dessen Gemeingut alles Wissenschaftliche und Edle seyn soll.

Von den Schlössern zu Bonn und zu Poppelsdorf, von der Bibliothek und von einigem Andern.

Vieles könnte gesagt werden von der wahrhaftig königlichen Freigebigkeit, womit die junge Hochschule ausgestattet ist, und von den beiden herrlichen Schlössern und andern Besitzungen, die ihr zugesprochen sind. Doch das Meiste dieser Dinge nimmt sich vor den Augen besser aus als in der Beschreibung, und wir wollen hier daher bloß Einiges berühren.

Das schöne Bonner Schloß, das bald zu seiner früheren Herrlichkeit wiederhergestellt seyn wird, soll neben verschiedenen geringeren Anstalten und einzelnen Wohnungen enthalten:

a) die Bibliothek;
b) ein Museum für römische und deutsche Denkmäler und Alterthümer;
c) wahrscheinlich eine Sternwarte;
d) mehrere ärztliche Anstalten;
e) eine Reitbahn;
f) die Hörsäle. (Schon sind ihrer zwölf fertig.)

Das Poppelsdorfer Schloß mit seinem reizenden, von Wassern umflossenen Lusthain, ist ganz der Naturkunde im weitesten Sinne geweihet.

Hierüber und über die Bibliothek noch ein paar mehr ins Einzelne gehende Worte:

Die Bibliothek.

Der litterarische Theil akademischer Anstalten und Sammlungen, die allen Zweigen der Wissenschaft genügende Büchersammlung, war, wie sich leicht denken läßt, seit dem Plane zur Gründung einer Rheinischen Universität, ein Hauptgegenstand der Sorge. Die Ausstattung der neuen Stiftung durfte am wenigsten von dieser Seite den erforderlichen Aufwand scheuen; denn für mehr als zwei Drittheile des ganzen öffentlichen Unterrichts, so wie jeder Berufsarbeit in Wissenschaften, sind vor Allem Bücher nöthig; und wie sehr man auch Unrecht haben mag, den Eifer und die Fortschritte des einzelnen Gelehrten nach den Büchern zu schätzen, die er besitzt, so kann doch keine Staatsanstalt für Wissenschaften auch nur in der öffentlichen Meinung, geschweige in ihrer Wirksamkeit, recht bestehen, die einer reichen Aussteuer an litterarischen Hülfsmitteln entbehrt und nicht Macht hat, diese immerfort zweckmäßig zu vermehren. Der Kenner weiß, welche Schwierigkeiten sich dem ersten Anbau einer großen Bibliothek, die gleich Anfangs in den Plan der Rheinischen Universität aufgenommen war, zumal in unsern Tagen aus gar manchen Ursachen, entgegenstellen. Von der ehemaligen Bönnischen Universität, die ihr kurzes Daseyn nach wenigen Jahren schon wieder aufgab, war

aber auch in dieser Hinsicht keine Erbschaft anzutreten, weil von einer damaligen Universitäts-Bibliothek nichts vernommen worden, und eine solche überall nicht existirt zu haben scheint. Eine Kurkölnische Bibliothek war zu Bonn; aber wer weiset jetzt noch nach, wo diese Bibliothek im Wirbel der Zeit, nach dem Einbruch der Neufranken und der Flucht des Fürsten (1794), hingekommen ist? Eine Nachricht, die sich in diesem Augenblick nur nicht gerade ganz verbürgen läßt, sagt: daß sie einige Jahre später in Hamburg sey versteigert worden; noch im Jahre zwölf fand sich bei einem dortigen Büchertrödler ein kostbarer Ueberrest dieser Bibliothek, eine aus zwei Regal-Foliobänden bestehende pergamentene Handschrift von dem *Catholicon Joannis Januensis*, und wurde für eine norddeutsche öffentliche Bibliothek um geringen Preis angekauft. Von der Dombibliothek zu Köln wird gesagt, daß sie im Revolutionskriege abhanden gekommen sey. Wirklich scheint der Krieg sie nicht verschlungen, der Feind sie nicht weggeführt zu haben; unter den von Frankreich zurückgegebenen, früher aus den Rheingegenden genommenen, alten Drucken und Manuscripten, die gegenwärtig noch von der Regierung in Köln aufbewahrt werden und das Endurtheil über ihre Bestimmung erwarten, befinden sich die 208 Handschriften nicht, die der gedruckte Catalogus historicus criticus Codicum Mss. Bibliothecae Ecclesiae metropolitanae Coloniensis, von Hartzheim, Köln 1752, in 4., enthält. Und wer doch jetzt wenigstens nur freundliche Nachricht noch gäbe, oder verdienstliche Nachsuchung deshalb thun wollte, wo so manche wichtige Handschrift jener ehemaligen Sammlung sich etwa aufhält und für den Lernbegierigen zu

benutzen wäre! Auch die zerworfenen Handschriften- und Büchersammlungen der übrigen aufgehobenen Klöster und Stifter des Preußischen Rheinlandes sind nicht alle von den Franzosen entführt worden. Als das Unrecht einbrach, da brach gar manches Unrecht auch aus! Der sehr unbedeutende Vorrath des vormaligen Carmeliterklosters der heil. Adelheid, zum Pützchen, am andern Rheinufer Bonn gegenüber, blieb allein in einem staubigen Winkel zurück, und allenfalls Brauchbares davon wird aufbewahrt. Noch vorhandene bedeutende Bücherschätze in Düsseldorf, Münster, Trier, bleiben den Städten, in der Voraussetzung, daß sie selbst sie benutzen und benutzen lassen werden. So war der Staat durch die Umstände selbst auf die gewöhnlichen Mittel hingewiesen, durch die in ähnlichen Fällen die Aufrichtung einer großen Bibliothek begonnen und erzielt worden ist.

Als erster Hauptstamm und Bestandtheil der Rheinischen Universitäts-Bibliothek, ist die philologische und antiquarische Büchersammlung des in Erlangen verstorbenen Hofraths und Professors Harleß angekauft worden, die Anfangs zur öffentlichen Versteigerung bestimmt gewesen war, und wovon das gedruckte Verzeichniß unter dem Titel: Bibliotheca viri dum viveret amplissimi M. Gottlieb Cphi Harless (Erlangen und Leipzig in 8.), erschienen ist. Diese ganze reichhaltige Sammlung ist einstweilen nach der Folge der Bücher im Catalogus völlig aufgestellt und brauchbar gemacht.

Zweiter Hauptbestandtheil ist die der Rheinischen Universität überwiesene, die Harleßische Sammlung an Bändezahl überwiegende, Bibliothek der aufgehobenen

Universität Duisburg. Der gedruckte Catalogus dieser Bibliothek erschien schon zu Duisburg 1685 in Fol., als die Duisburger Universität selbst erst 30 Jahre alt war. Seitdem immer verhältnißmäßig vermehrt, enthält diese Bibliothek, die ebenfalls schon aufgestellt ist und benutzt werden kann, viele wichtige Werke aus allen Fakultäts-Wissenschaften, eine schätzbare Zahl Dissertationen, zum Theil aus Holland, die sonst nicht leicht gefunden werden, außerdem Manuscripte zur morgenländischen Litteratur, (darunter Berg's wichtige Sammlungen zur Bereicherung des Golius,) und die von Grimm bei der Herausgabe der Withof'schen Anmerkungen beschriebenen Lateinischen Handschriften.

Dritter Bestandtheil, und Hauptstamm für Geschichte und Staatsrecht, ist die der Universität ebenfalls verliehene ehemalige Reichskammergerichts-Bibliothek (zuletzt Bibliothek der Rechtsschule) von Wetzlar: eine Auswahl der historischen Werke, und alle aus dem Staats-, Kirchen-, Lehn-, Civil- und Criminalrechte, desgleichen dem Statutarischen und dem neueren Französischen; überdies eine, in ihrer Art vielleicht einzige, Sammlung von kleinen Abhandlungen aus dem Gebiete der Rechtswissenschaft, mit einem sowohl alphabetischen als Real-Catalogus, ausgearbeitet von dem eifrigen Litterator, dem Justizrath Wahlkampf, bisherigem Aufseher der gedachten Wetzlarischen Bibliothek, der um die Erhaltung und Anordnung derselben die größten Verdienste hat.

Dazu kommen schon jetzt, als sehr dankenswerthe Beiträge,

eine Auswahl aus den hinterlassenen Büchern des in

Duisburg verstorbenen Prof. der Theol. und Bibliothecars Grimm, meist für biblische, besonders alttestamentliche Exegese, lauter vortreffliche Werke;

eine andere Auswahl aus der Büchersammlung des verstorbenen Doktors Crevelt zu Bonn, naturhistorische Werke und Reisebeschreibungen;

die von der Königlichen Bibliothek in Düsseldorf abgelieferten zahlreichen Doubletten; außer welchen wir aber von daher noch mehr hoffen zu können glauben;

die der Universität von dem Magistrat der Stadt Trier geschenkten Doubletten der dortigen Bibliothek.

Auch die Bibliothek der vormaligen Rechtsschule in Koblenz wird der unsrigen einverleibt werden.

Mehrere Angebote von wichtigen Büchersammlungen aus verschiedenen Fächern, die zu verkaufen wären, sind bereits geschehen, und darüber Verhandlungen angeknüpft.

Der Bibliothek selbst ist zu ihrer planmäßigen Aufstellung ein großes, treffliches Local bestimmt, und dabei auf die künftigen Erweiterungen im Voraus Bedacht genommen, deren Nothwendigkeit sich voraussehen läßt. Das Bibliothekpersonal besteht vorläufig aus zwei Bibliothecaren (den Herren Schramm und Wedlein), einem Bibliotheksecretär (dem Herrn Bernd), und einem Diener.

Etwas über die naturwissenschaftlichen Anstalten zu Poppelsdorf.

Der Plan, alle Anstalten für die Naturwissenschaft in einer kleinen Entfernung vor der Stadt, der Natur näher, in dem weit berühmten Garten der Nachtigallen zu Poppelsdorf zu vereinigen, hat für die Wissenschaft

selbst eine tiefe und vielleicht folgenreiche Beziehung. Die Naturwissenschaft ist ihrem Wesen nach so gesellig, daß ihre Verehrer im engsten Sinne des Worts für einen Mann stehen müssen, wenn sich nicht jeder nach allen Richtungen hin in einer Art von weiblicher Sehnsucht auflösen soll, nach dem, was, gleich seinem eigenen Beruf, ebenfalls ein volles Leben fordert und einen ungetheilten Menschen für sich, und doch nicht weniger ganz und ergänzend mit zu dem Beruf gehört, der ihn ausschließlich in Anspruch nimmt.

Wer dieses Sehnen in sich ertödtet, schlägt die Natur in sich, wie durch einen chemischen Prozeß, nieder, und fängt ein egoistisches Spiel mit Vorstellungen und Begriffen von natürlichen Dingen an, das mit dem ganzen Menschen nichts mehr zu thun hat.

In der Ansiedelung zu Poppelsdorf liegt es aber sehr deutlich ausgesprochen, daß die Zweige der Naturkunde zu einem Stamm gehören; denn die Lehrer in den verschiedenen Fächern machen nur ein Haus. Kastner, Nees von Esenbeck, Goldfuß, endlich der Custos des Naturalienkabinets, bewohnen die Flügel des Schlosses, dessen Erdgeschoß in geräumigen Sälen den physikalischen und chemischen Apparat, und die Sammlungen aus allen drei Naturreichen aufnehmen wird. Auch ein Hörsaal für die naturwissenschaftlichen Vorträge im Sommer-Semester, und eine kleinere Werkstätte der Chemie werden hier angereiht.

Bei der Gründung und weiteren Vervollkommnung der Sammlungen physikalischer und chemikalischer Apparate, beabsichtigt man vor der Hand nicht sowohl geschichtliche

Vollständigkeit der nacheinander hervorgegangenen Erfindungen und Verbesserungen der einzelnen physikalischen und chemikalischen Werkzeuge, sondern vielmehr die Anschaffung solcher neuen, von den vorzüglichsten Künstlern gearbeiteten Apparate, welche die Naturgesetze mit größtmöglichster Schärfe und Bestimmtheit auf dem Wege des Experiments zu erläutern gestatten.

Die ausführliche Beschreibung dieser Einrichtung der Sammlungen, und der dazu gehörige Grundriß von der Hand des Herrn Professor Goldfuß, erläutert das Gesagte.

Von Südwest gegen Nordost umgibt das Schloß der botanische Garten, von einem breiten, bewegten Wassergraben eingeschlossen.

Dieser, gegen zwanzig Morgen Landes umfassende Raum, wird nach einem von dem botanischen Gärtner Sinning entworfenen sinnigen Plan so benutzt, daß gegen Norden und Osten ein aus exotischen Sträuchern und Bäumen angelegtes Lustgebüsch, von kleinen Rasenplätzen durchschnitten, ein weites gegen Südost sich öffnendes Feld bogenförmig umkränzt. Dieser Raum wird die perennirenden krautartigen Pflanzen in regelmäßigen Beeten, nach natürlichen Familien geordnet, enthalten, wobei Sprengels Anordnung zum Grund gelegt werden soll. Zu beiden Seiten werden die Monokotyledonen und die Farrenkräuter, welche sich im Freien ziehen lassen, ihren Bedürfnissen angemessene Plätze erhalten; das größere Mittelfeld aber soll die dikotyledonischen Pflanzen aufnehmen. Ein Teich, welcher im flachen Bogen die südöstliche Seite umfaßt, ist für Wasserpflanzen bestimmt, und einige angebrachte Abzugsröhren helfen an seinen Ufern die Sumpf-

beete bilden, die zur Anzucht der zahlreichen Sumpfpflanzen erforderlich sind. Ueber diesen Sammelplatz der niederen blüthenreichen Pflanzen öffnet sich die Aussicht nach dem Siebengebürg, das sich hier auf seiner schönsten Seite zeigt.

In einer kleinen Neigung gegen das Hauptgebäude des Schlosses, auf der Südwestseite desselben, und mit der Richtung der Fenster gegen S. S. O., werden die Gewächshäuser erbaut, die bei einer Länge von 290 Fuß unter einem gleichförmigen Aeußeren die verschiedenen Temperaturgrade, deren die Pflanzen nach den Climaten ihrer Heimath bedürfen, in den einzelnen Abtheilungen des Ganzen darstellen. Kleinere Sommerkästen, mit Heizung, rc. stehen zur Seite. Der Raum gegen Süd und Südwest hinter den Gewächshäusern wird für Mistbeete und einjährige Pflanzen eingerichtet werden. Felsenparthien in den Gehölzen sollen Alpenpflanzen und Moose tragen. Dem Ganzen kommt die Bequemlichkeit, springendes Wasser zu gewinnen, zu gut.

Vielleicht knüpft einst ein gemeinschaftliches Band diese, der reinen Botanik gewidmete, Gartenanlage, nach einem verständigem Plane, an die beträchlichen Ländereien, welche sich auf der andern Seite des Schlosses zum Nutz und Frommen einzelner, praktischer Zweigen der Naturwissenschaft darbieten; — vielleicht tritt auch das ansehnliche Gebiet des ehemaligen Hofgartens, welcher das Universitäts-Gebäude umgiebt, mit diesen nur scheinbar getrennten Anlagen in eine harmonische Beziehung und macht in dieser Landschaft, die selbst ein schöner Garten ist, den Garten wieder zur Landschaft.

Das Gebäude stellt ein geschlossenes Viereck dar, von welchem jede Seite 224 Fuß Länge hat. Das hohe Erdgeschoß hat 19 helle und geräumige Säle, welche der Fürst ehemals bewohnte oder bei Festlichkeiten benutzte. Alle stehen miteinander in Verbindung. Die an der nordwestlichen Seite sind gewölbt, und der mittelste derselbe ist als Grotte dekorirt. Ueber ihnen war ehemals auf dem flachen, mit Kupfer gedeckten Dache die Orangerie aufgestellt. Die drei übrigen Seiten haben einen zweiten Stock, dessen Räume zu kleinen Wohnzimmern eingerichtet sind. Die Mittelsäle von dreien Seiten des Erdgeschosses haben einen Ausgang in den Garten; das Hauptportal aber befindet sich an der gegen Bonn gerichteten Fronte. Es führt in einen kreisrunden Hof, der mit einem Säulengang umgeben ist. Die gewölbten Bogen dieses Säulenganges bilden oben eine unbedeckte Altane, welche mit der Plattform über den Grottensälen zusammenhängt, und den Zimmern des obern Stockwerkes zum Zugang dient, so wie sich auch die Säle des Erdgeschosses in den Säulengang durch Portale öffnen. So bilden alle Theile dieses Gebäudes ein harmonisches Ganzes; alle liegen auf den Radien eines Kreises, und von allen in demselben liegenden Sälen kann jeder als Anfang oder Ende der Reihe betrachtet werden. Hier sollen nun die eben so innig verbundenen Naturwissenschaften ihren Sitz aufschlagen. Der erste Saal, zur rechten Hand am Hauptportale, ist zum Hörsaal für die mineralogischen, botanischen und zoologischen Vorlesungen bestimmt; der zunächst anstoßende wird eine naturhistorische Büchersammlung enthalten, und als Arbeitszimmer benutzt werden; der dritte nimmt die mine-

ralogische Kennzeichensammlung auf; der vierte soll die oryktognostische und der fünfte die geognostische Sammlung enthalten.

Im sechsten Saale, an der Grenze des Mineralreichs, werden die Ueberreste der, bei den großen Erdrevolutionen untergegangenen, organischen Schöpfung aufgestellt, hinweisend auf die jetzt lebende Natur. Auf diese folgt im siebenten Zimmer die Pflanzensammlung, im achten die zootomische, und vom neunten bis zum sechszehnten die zoologische Sammlung. Im allmähligen Uebergang von den einfachen Organismen zu den zusammengesetzten, höhern, wird man von der Protozoen zu den Enthelminten, Annularien und Radiarien, von diesen zu den Crustaceen, Insekten und Mollusken, und endlich von den Fischen zu den Reptilien, Vögeln und Säugthieren übergeführt. Von den jetzt anstoßenden Sälen, im noch übrigen Viertheile des Schlosses, wird einer zum Hörsaal, der zweite zum Laboratorium, und die übrigen zur Aufstellung des physikalischen und chemikalischen Apparates, und der chemischen Präparate, so wie zu einem Arbeitszimmer des Lehrers der Physik und Chemie benutzt werden.

Die Grundlage der Naturaliensammlung bilden die Reste des zoologischen Cabinets, welches der letzte Churfürst angelegt hatte, und die reichen Mineraliensammlungen, womit die Universität von dem Herrn Geheimerath Rose und von Sr. Exzellenz, dem Herrn Minister von Stein, beschenkt wurde. Außerdem erhielt das Institut bereits mehrere Beiträge von den Einwohnern der hiesigen Stadt, und das Königl. Oberbergamt verspricht dasselbige mit den Mineralien der Umgegend zu bereichern.

Ferner hat die Universität Berlin ihrer Rheinischen Schwester ein schätzbares Geschenk an Mineralien und Thieren, als einen Beitrag zu deren Ausstattung, versprochen, und die Regierung unterhandelt noch überdieß den Ankauf einiger reichen Privatsammlungen.

Alle Naturkörper der ganzen Sammlung werden in Glasbehältnissen aufgestellt werden, so daß das Museum nicht blos bei den Vorlesungen benutzt, sondern daß auch den Studierenden in gewissen Stunden der freie Zugang gestattet werden kann, damit sie es zum Selbststudium benutzen mögen.

Die Thätigkeit der Königl. Baukommission läßt hoffen, daß das Gebäude schon in der Mitte des künftigen Sommers so weit hergestellt seyn werde, daß es seiner Bestimmung entsprechen kann.

G.

Zusatz.

Außer den in dem Vorhergehenden erwähnten Sammlungen, soll auch noch die alte Academia Caesarea Leopoldina-Carolina Naturae Curiosorum, die durch den Uebertritt ihres zeitigen Präsidenten, des Professors Nees von Esenbeck, in Königl. Preußische Dienste, nach Bonn verpflanzt worden ist, hier ihren Wohnsitz finden. Da neuerlich Mißverständniße über diese wissenschaftliche Anstalt sich erhoben haben: so mögen noch einige Worte vorläufig zur Erläuterung hier stehen, bis das Programm, das, durch eine dieser Akademie höchst erfreuliche Begebenheit veranlaßt, nächstens erscheinen dürfte, diesen Gegenstand für die Mitglieder der Akademie, wie für das größere Publikum, ausführlicher erörtern wird.

Diese Gesellschaft wurde im Jahr 1652 von vier Ärzten in Schweinfurth gestiftet, um sich durch gegenseitige Mittheilung ihrer Erfahrungen und Beobachtungen munter und wach in der Wissenschaft zu erhalten, zugleich aber auch, um die Heilkunde durch Entdeckung und Beschreibung neuer oder wenig bekannter Heilmittel zu erweitern und zu vervollkommnen. Das war die damalige Form der Naturkunde; der Mensch stand noch im Mittelpunkt, und alles Erkennen natürlicher Dinge hatte zum Ziel: Gott zu ehren und den Menschen wohlzugefallen und wohlzuthun.

Der Geist dieser Lehre hat sich auch treulich in den ersten 50 Bänden der Schriften dieser Gesellschaft: (Miscellanea, sive decuriae Ephemeridum Medico-Physicarum A. N. C. 40 Bände in 4., von 1670 — 1722, und Acta Physico-Medica A. N. C. 10 Bände 4., von 1728 — 1751.) zu erkennen gegeben, und vielleicht sind diese Schriften mit darum so schnell vergessen worden; obgleich nicht zu läugnen ist, daß die Männer, welche dieser Geist trieb, es manchmal seltsam genug angefangen haben, ihn zu offenbaren. Das hatten sie aber mit den Gliedern der in derselben Zeitepoche gestifteten Royal Society und der Academie Royale des Sciences zu Paris gemein, deren Verhandlungen — selbst die aus der frühsten Zeit — doch noch immer unter uns mehr gekannt und anerkannt werden, als die der deutschen Akademie.

Und dennoch war diese Akademie durch die Privilegien, die ihr und ihren zeitigen Präsidenten und Direktoren die Kaiser Leopold der Erste und Karl der Siebente ertheilten, höher gestellt und geehrt, als irgend eine der Welt.

Aber sie hatte kein Geld, und erst seit 1720 genoß sie einige Einkünfte durch milde Stiftungen von Mitgliedern in Ungarn und Preußen. Nur der Schutz und die Anerkennung der Großen hielt sie aufrecht, bis der Revolutionskrieg ihr zugleich die Theilnahme und den Muth raubte, so daß sie vom Jahr 1791 an, unter dem Vorsitz der Präsidenten von Schreber und von Wendt in Vergessenheit sank, nicht durch die Schuld dieser Männer, sondern durch die Schuld der Zeit und vielleicht nach dem Willen der Vorsicht; denn solchergestalt ging die Auflösung des deutschen Reichs vorüber, die Rechte der Kaiserkrone wurden vertheilt, die kleinen und kleinsten Besitzthümer wurden dem Zeitgeist untergeordnet, — nur die Form und die Rechte, deren sich die Naturwissenschaft, im weitesten Umfange, als Akademie der Naturforscher, erfreut hatte, blieben, ob ihrer kindlichen Armuth, unberührt und fanden sich allein in ihrer altfränkischen Gestalt lebendig unter den Trümmern der Vorzeit.

Ich beziehe mich hier auf die kurz gefaßte Geschichte der Akademie, von ihrem Ursprung an bis auf die neueste Zeit, welche Herr Dr. Kapp theils nach Büchneri Historia Academiae Sacri Romani Imperii Naturae Curiosorum, Halae Magd. 1755, theils, was die spätere Geschichte betrifft, aus den Urkunden des Archivs der Akademie, nächstens herausgeben wird. Vorläufig findet sich manches hieher Gehörige in Schweiggers Journal für Chemie und Physik, und daraus besonders abgedruckt, zum Behuf der Mitglieder der Akademie, unter dem Titel: Neueste Verhandlungen der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher. 40 S. 8.

Als die Ruhe in Deutschland wieder eingekehrt zu seyn schien, beschloß der Präsident von Wendt, sein bis dahin still verwaltetes Amt mit der Herausgabe eines Bandes von Verhandlungen der Akademie, — es war der neunte der Nova Acta und der erste unter dem deutschen Titel: Verhandlungen der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher, Würzburg in Commission der Stahelschen Buchhandlung, — zu krönen. Er erlebte die Vollendung desselben unter der Leitung der Adjunkten, Nees von Esenbeck und Goldfuß; der Direktor der Akademie, Hofrath von Loschge, schrieb die Vorrede.

Dieser zur Ostermesse des verwichenen Jahrs, fast gleichzeitig mit der Nachricht vom Tode des bisherigen Präsidenten, erschienene neunte Band neuer akademischer Schriften weckte das Andenken an die Akademie. Aber die Kenntniß ihrer Verfassung und ihrer Geschichte war nirgends mehr vorhanden, und die einzelnen Abdrücke ihrer im Jahr 1679 revidirten Statuten (man vergleiche Okens Isis 1818, 6. H. p. 1097, so wie über den erwähnten neunten Band der Verhandlungen rc., ebendaselbst 8. Heft 1818, p. 1265.) genügten keineswegs, die Constitution der Akademie in den spätern Zeiten, wo sie bei der größeren Ausbreitung der Gesellschaft wesentliche, historisch nachzuweisende und nachher allgemein beobachtete Veränderungen erfuhr, klar zu machen.

Es darf also niemand Wunder nehmen, daß, als der neu erwählte Präsident der Akademie den Sitz derselben mit seiner Person nach Bonn verlegen wollte, und Anstalt machte, die etwa 6000 Bände starke Bibliothek, das einzige mobile Gut, welches die Akademie besitzt, und

welches nach der Regel an dem Wohnort des Präsidenten, als des Oberaufsehers der Bibliothek, aufbewahrt werden soll, dahin abzuführen, wo ihn die Gnade des hohen Ministerii auf seine Bitte, ein unentgeldliches Lokal zur Aufstellung der Bücher hoffen ließ, die Königlich Baierische Regierung, die bisher weder unter dem Präsidenten Schreber, noch unter von Wendt Notiz von der Sache genommen hatte, diese Bibliothek, weil sie sich bisher in Erlangen befunden, für ein Gut der Universität, oder auch des Staats, zu halten geneigt war und dem Präsidenten, der als solcher für sich und die Attribute der Akademie freien Abzug voraussetzen mußte, ohne sich auf eine Bitte einlassen zu können, den eignen Abzug erschwerte, die Bibliothek aber vorläufig in Beschlag nahm. Es war aber weniger zu erwarten, daß selbst ein Adjunkt der Akademie die Regierung in diesem Irrthum lassen und dadurch Schritte herbeiführen konnte, welche diplomatische Unterhandlungen zwischen der Königl. Preußischen Regierung, die hochherzig die Freiheit der Akademie für das ganze deutsche Vaterland in Schutz nahm, und dem Königlichen Baierschen Ministerium herbeiführten, deren Resultate dem, der den Geist wahrer Gerechtigkeitsliebe in den Baierschen Staaten kennen gelernt hat, nicht zweifelhaft seyn wird.

Es ist hiebei sehr erfreulich, zu bemerken, wie eifrig die Mitglieder dieser Akademie, und vorzüglich die Adjunkten, deren Sorge es zunächst ist, die allgemeine Sache vertraten, und durch schriftliche und mündliche Erklärungen ihre Ueberzeugung aussprachen, selbst da, wo individuelle Rücksichten, wie bei den in Erlangen zurückbleibenden, eine Schwäche verzeihlich gemacht hätten. So bewährt sich auch hier die

Einmüthigkeit der deutschen Gelehrten und insbesondere der deutschen Naturforscher, die sich nun aber dafür, auf eine höchst ehrenvolle und tröstliche Art, durch das huldvolle Schreiben Sr. Durchlaucht, des Fürsten Staatskanzlers von Hardenberg, aus Aachen vom 28. November datirt, belohnt finden. Einst, als die Akademie der Naturforscher, bald nach ihrer Bestätigung und nach Ertheilung der Kaiserlichen Privilegien, angefeindet und verfolgt wurde, suchte sie den Schutz eines Großen beim Kaiserl. Hofe, und behauptete sich, durch diesen gesichert, bis der Sturm vorüber war. Sie behielt darauf die Sitte, sich Fürsten des Reichs zu Protectoren zu erbitten, auch in gefahrlosen Zeiten bei, und der Name eines Protectors der Akademie ging, als nicht gering geschätzter Titel, auf einige Churfürsten von Mainz und Baiern, und auf Fürstbischöfe von Bamberg über.

Aber jetzt, in der Zeit abermaliger Bedrängniß, reicht ihr ein neuer Beschützer der hochherzige Fürst Staatskanzler, kräftig und hülfreich die Hand und nimmt das Amt eines Protectors, das Ihm der jetzige Präsident der Akademie nur mit leise angedeuteten Wünschen, bei der Ueberreichung eines Exemplars des neu erschienenen Bandes der Verhandlungen der Akademie anzutragen wagte, mit der großmüthigen Versicherung auf sich: »daß er nur einen Bericht Sr. Excellenz, des Herrn Ministers von Altenstein, über der jetzige Lage der Akademie erwarte, um diejenigen Maaßregeln zu ergreifen, welche nöthig seyn würden, um ihre Existenz auch für die Zukunft festzustellen, und dem deutschen Vaterlande die Früchte ihrer edlen Thätigkeit durch eine von lokalen Einflüssen und Interessen ganz unabhängige Lage zu sichern.«

Unter solchen erhebenden Aussichten zieht die Akademie in Bonn ein. Daß sie für das ihr bewilligte freie Lokal ihre kleine Bibliothek, wenn sie erst wieder im freien Besitz derselben seyn wird, auf eine zweckmäßige Weise dem Gebrauch der Universität öffnen wird, ist wenig, — daß sie dankbar in ihrem Kreise auf thätige Belebung des Interesse an dem Studium der Naturkunde hinwirken — daß sie die ihr zukommenden wichtigen Mittheilungen in öffentlichen Vorlesungen, allen Theilnehmenden zum Gegenstand der Prüfung und Weiterverfolgung ausstellen, also ihr Leben in dem Streben, zu beleben, kund thun wird, ist etwas mehr, — aber es ist noch lange nicht genug, um den Ansprüchen zu genügen, die das Publikum, nachdem sie solche Beschützer und Gönner gefunden hat, mit Recht an sie machen kann.

Die einfache Art, wie diese Akademie einem Theil ihrer Verbindlichkeiten genügen zu können glaubt, wird das schon oben berührte Programm, das den Eintritt des neuen seegensvollen Protectorats zu feiern bestimmt ist, näher angeben. Hier stehe nur die Voraussetzung, mit der alles leicht, und ohne die alles unmöglich ist. Diese Voraussetzung besteht in der festen Ueberzeugung des Präsidenten: Deutschland sey schon eine Akademie der Naturforscher, die nur eines bereitwilligen Dieners, als des Organs leichterer und schnellerer Wechselwirkung, und einer gemeinschaftlichen Herausgabe ihrer Societätsschriften bedürfe, um der Abkunft von Leopold dem Ersten und der Huld aller Fürsten des deutschen Bundes nicht unwerth zu erscheinen.

Geist der Theilnahme, Schenkungen u. s. w.

Schon erfreut sich unsere Hochschule der gütigsten und vielseitigsten Theilnahme, die sich nicht bloß in frommen Wünschen, sondern in thätigster und freigebigster Beförderung ausspricht und von welcher wir hier einzelne Zeichen anführen.

Mit Recht steht durch seine Gabe und durch die Art der Darbringung desselben der Mann hier ebenan, welchem das gesammte Vaterland so viel verdankt, der Herr Staatsminister Freiherr von Stein, der uns seine ausgesuchte und reiche Mineraliensammlung verehrt hat. Da eines solchen Mannes Wünsche und Hoffnungen eine höhere Bedeutung zu winken scheinen, so erlauben wir uns die Worte abdrucken zu lassen *), in welchen er in einem Brief: an unsern verehrten Herrn Curator, uns unsere Zukunft und wodurch sie bereitet werden kann, so herrlich gleichsam vorgezeichnet hat.

Außerdem hat der Geheime Legationsrath und Ritter Rose der Universität seine vorzügliche Mineraliensammlung und Bibliothek geschenkt.

*) S. unten Seite 60 die Beilage.

Der Naturalienhändler Herr Brassart zu Köln, hat derselben eine Sammlung von ausgestopften Säugthieren und Vögeln geschenkt, welche 178 Exemplare von ausgezeichneter Schönheit und Seltenheit enthält.

Andere Geschenke von Naturalien sind uns von dem Hrn. Doktor Wolf hieselbst, von dem Universitätssekretär Herrn Oppenhof, und von dem Senatsboten Hörner dargebracht worden.

An Büchern haben Geschenke gemacht:

1) Die Stadt Trier. Unter diesen Werken befinden sich: die Acta SS. von Bolland und dessen Fortsetzern, Antwerpen, 51 Bände Folio, so daß bloß der letzte Band fehlt; ferner die Magna Bibliotheca Patrum, 12 Foliobände.

2) Der Herr Oberpräsident Freiherr von Vincke in Münster: die beiden von Oltmanns verfaßten Theile der Humboldtschen Reise, worin die astronomischen Beobachtungen enthalten sind.

3) Der Buchdrucker Herr Barth in Breslau sein bekanntes Prachtwerk: Monumentum pacis.

4) Der Herr Professor Benzenberg zwei vortreffliche und für biblische Exegese und Kritik unentbehrliche Werke, nämlich: a) Bibliorum sacror. latinae versiones antiquae etc. Opera et studio D. Petri Sabatier ord. S. Benedicti e. congreg. S. Mauri. Remis 3 Vol. fol. b) Bernhard de Rossi Variae lectiones V. T. Parmae 1784–88 4 Vol. 4to.

5) Herr Legationsrath Schöll in Paris, einige vorzügliche Werke.

Beilage.

Hochgeborner Graf,
Hochzuverehrender Herr Oberpräsident!

Die Errichtung einer Universität am Niederrhein ist eine, dem Freunde der Wissenschaft erfreuliche, Erscheinung; mögen ihre Lehrer dem großen Zwecke dieser Anstalt mit Gründlichkeit, Ernst und wahrem frommen Sinn, sich widmen, damit sie eine tüchtige, verständige, kenntnißvolle und dem deutschen Vaterlande ergebene, Jugend erziehen. Auch ist es eine Bürgschaft, daß die Hoffnungen aller Gutgesinnten von dieser Lehranstalt in ihrem ganzen Umfang werden erfüllt werden, da ihre unmittelbare Leitung Ew. Hochgeborn, einem Manne von ausgezeichnetem Geist, Gelehrsamkeit, und den reinsten edelsten Gesinnungen, anvertraut ist.

Es wird von Ew. Hochgeborn Ermessen die Abholung der Mineralien-Sammlung abhängen, und ersuche ich nur einen, mit ihrem Einpacken bekannten, Mann nach Nassau an den Domänen-Rentmeister Herrn Consbruch zu schicken. — Der Transport kann mit wenigen Kosten auf der Lahn und dem Rheine geschehn. Sollte die Absendung noch Anstand bis auf das Frühjahr haben können, so werde ich alsdenn selbst in Nassau gegenwärtig, und im Stande seyn, dem zum Abholen Beauftragten über Manches Auskunft geben können.

Mit wahrer Verehrung nenne ich mich

Euer Hochgeborn

Nassau, den 27. Nov. 1818. ganz gehorsamer Diener

von Stein.

Die Stadt Bonn und ihre Gegend.

Bonn ist eine jener freundlichen und traulichen Mittelstädte, welche die deutschen Musen sich von jeher am liebsten zu ihren Sitzen gewählt haben. Auf einer sanftaufsteigenden Höhe lehnt sie sich an den Rhein und bildet fast einen vollkommenen Zirkel, dessen eines Viertel, von dem mächtigen graden Wege des Flusses an der Ründung gehindert, eingedrückt ist. Von Länge und Breite der Stadt kann man kaum sprechen, da ihr Durchmesser von Osten nach Westen und Norden nach Süden beinahe gleich ist, und zwar so, daß ein rüstiger Fußgänger von dem Kölner zum Koblenzer Thore oder vom Rhein zum Sternthore etwa in acht, ein langsamerer in zehn bis zwölf Minuten gelangt.

Im früheren Alter des deutschen Reichs war Köln die Hauptstadt und Wohnstadt des Erzbisthums, das eben nach ihr das Kölnische genannt worden. Als im dreizehnten Jahrhundert zwischen dem Fürsten und den nach Freiheit und Unabhängigkeit strebenden Bürgern von Köln Zwietracht entstand, und der Erzbischof mit seiner Herrschaft nach langem, mehrmals wiederholtem Kampfe endlich aus der hohen und stolzen Stadt weichen mußte, da ward

Bonn die erste Stadt des Churfürstenthums und der Sitz des Herrschers, welcher in der schönen Umgegend zu Poppelsdorf, Godesberg, später auch zu Brühl anmuthige Schlösser und Häuser hatte. So war die Stadt in stiller Pflege der Zeit erwachsen und aufgeblüht, bis mit dem sechszehnten Jahrhundert für das ganze deutsche Vaterland und auch für sie verhängnißvollere Wechsel eintraten.

Ihr erstes Leiden begann mit den Unruhen, welche gegen den Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts der Churfürst Gebhard Truchses von Waldburg veranlaßte. Zuerst stand sie eine kurze Belagerung aus, durch welche der über Gebhard obsiegende Churfürst Ernst sie gewann; darauf ward sie von dem ehemals spanischen, dann truchsesischen, endlich holländischen Feldherrn, dem tapfern Schenk von Nideck, um die Weihnachten des Jahrs 1587 überrumpelt, und mußte durch eine halbjährige Umzingelung und Belagerung (vom März bis September 1588) wieder gewonnen werden.

Im dreißigjährigen Kriege war sie in mancherlei Klemme durch Freunde und Feinde, besonders durch die Hessen und Schweden, welche Siegburg, Blankenberg andere benachbarte feste Orte mehrere Jahre inne hatten.

Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts litt sie durch die Politik ihrer Herrscher (Prinzen des Baierschen Hauses) und des berüchtigten Kardinals von Fürstenberg, welche beständig mit Ludwig dem Vierzehnten im Bunde waren. Dieses Unglück brachte in den verschiedenen Kriegen Deutschlands und seiner Verbündeten mit Frankreich, die Jahre 1673, 1689 und 1703 drei Belagerungen über sie, von welchen die beiden letzten sehr schwer und verwüstend

waren. In diesen Belagerungen sind die alten Kirchen, Klöster und Häuser und auch ein großer Theil des alten Schlosses in Feuer aufgegangen, die Stadt aber hat seit dem Frieden von Rastadt und Baden aufgehört eine Festung zu seyn, weil die Holländer, denen und deren Bundsgenossen sie in den früheren Kriegen so vielen Schaden gethan, ausdrücklich verlangt, daß sie wehrlos gemacht werden sollte.

Den größten Theil des achtzehnten Jahrhunderts hat die Stadt unter prächtigen, milden und würdigen Herrschern ein stilles und glückliches Leben gehabt, und sich von den Getümmeln und Verwüstungen der vorigen Jahrhunderte wieder erholt und hergestellt. Unter den Fürsten aus dem Baierschen Hause, Joseph Klemens und Klemens August, welche baulustige und prachtliebende Herren waren, entstanden hier die neuen Lustschlösser zu Poppelsdorf und Brühl, und das durch die letzte Coehornische Belagerung vom Jahr 1703 sehr zerstörte Schloß ward wieder gebaut, und erhielt in den folgenden Jahrzehenden den Zuwachs des schönen neuen Schlosses. Auch der unter Max Friedrich von Königseck Rothenfels im Jahr 1777 eingetretene unglückliche Brand in der Residenz ward bald wieder ausgeheilt.

Unter diesem guten Fürsten erhielt Bonn in demselben Jahre eine Akademie, meistens auf den Gütern des aufgehobenen Jesuitenordens gegründet. Diese ward 1784 zu einer Universität erweitert, und 1786 von seinem Nachfolger Max Franz von Oestreich eingeweiht.

Das Gedeihen und Aufblühen dieser Anstalt hat die nur zu bald kommende getummelvolle und alles um-

kehrende Zeit unterbrochen. Diese Zeit, die mit ihrem Guten und Bösen uns nur noch zu gegenwärtig ist, bedarf keiner Beschreibung.

Bonn entbehrt, eben wegen der vier ausgestandenen Belagerungen, leider des Schmuckes, den viele kleinere Städte an den Ufern des Rheins tragen, der Alterthümlichkeit an Thürmen, Mauern, Schlössern, Kirchen und Rathhäusern. Sie ist, wenn man die einzige Münsterkirche ausnimmt, ein prächtiges Muster der Baukunst des zehnten und elften Jahrhunderts, der Art und dem Ansehen nach fast eine jüngere Stadt zu nennen, in der Mitte zwischen Enge und Weite, Schönheit und Häßlichkeit, eben eine freundliche wohnliche Stadt.

Außer dem erwähnten Münster, dem Schlosse, den gräflich Belderbuschischen und Metternichischen Höfen mit ihren reizenden Gärten am Rhein, dem Rathhause, dem Bergamtsgebäude, dem Pickischen, Radermacherschen und einigen andern Häusern, hat sie wenig Hervorragendes. Ihr Karakter ist eben nur Nettigkeit und Freundlichkeit. Doch darf man von ihr rühmen, daß sie eine ganz steinerne Stadt und durchaus massiv gebaut ist.

Von Plätzen sind der schöne große Münsterplatz, der Markt, das sogenannte Viereck, der Remigiusplatz, jetzt Römerplatz genannt, nach einem merkwürdigen alten Denkmal, das der Patriotismus des wackern Kanonikus Pick dort aufgestellt hat, einer auszeichnenden Erwähnung werth.

Die Stadt wird sehr anmuthig eingeschlossen, östlich vom Rhein, südlich vom Schlosse und in dem Bogen vom Westen gegen Norden von der Münsterkirche an von dem

Walle und von seinen mit Gärten und Obstbäumen geschmückten Gräben, die bis an den Rhein laufen. Hier könnte zur Verschönerung der Stadt ein Großes geschehen, wenn die innere Stadtmauer, woran kleine elende Schwalbennester (vormals Kasernen) gehängt sind, abgenommen, Bauplätze abgesteckt und in einem weiten Ringe von der Poppelsdorfer Allee (hinter dem Münster) bis zum Rhein neue Häuser gebaut würden: ein Plan, der sich wohl ohne zu große Aufopferungen bewerkstelligen ließe.

Man hat auswärts hin und wieder verbreitet, Bonn werde seine große Unbequemlichkeit bald offenbaren, hinsichtlich der Enge und des Mangels an Wohnungen für Lehrer und Lernende. Man kann aber versichern, daß die Stadt gegen Ostern an 400 Quartiere für Studenten fertig haben wird, und daß der nahe und anmuthige Flecken Poppelsdorf, wohin man in acht Minuten geht, auch leicht ein paar hundert Bewohner aufnehmen kann, und daß sich binnen Jahr und Tag alles immer mehr zu einem behaglichen und bequemen Leben einrichten und gestalten wird. Bonn ist eine Stadt, die zwischen 9000 und 10000 Einwohner zählt. Man denke nur an das viel kleinere Jena, das doch häufig seine 700 bis 800 akademischen Bürger hat, man denke an Göttingen und Heidelberg, die nicht größer sind als Bonn — und Gespenster, welche einige sich und andern machen, als werde hier bald ein ungeheures und theures Gedränge entstehen, werden wohl Gespenster bleiben.

Wir haben eben ganz kurz von dem heitern und erfreulich bescheidenen und netten Wesen und Aussehen

unserer Stadt gesprochen. Jetzt aber, da wir den Blick aus ihren Mauern heraus auf das Land werfen und die Herrlichkeit betrachten, welche Gott gemacht hat, könnten wir lang und breit werden, wenn nicht eben diese unbeschreibliche Herrlichkeit wieder zur Kürze oder gar zum still bewundernden Schweigen ermahnte.

Die Lage der Stadt und ihre Umgegend ist einzig, und es sind an den paradiesischen Ufern des Rheins wohl kaum ein paar Stellen, die an Lieblichkeit neben sie gestellt werden dürften; an Eigenthümlichkeit darf es keine einzige Stelle. Der herrliche Strom, nachdem er von seinem Ursprunge aus den Gletschern der Alpen in den mannigfaltigsten Scherzen und Wechseln der Schönheit gespielt hat, scheint eben hier, wo er anfangen wollte, in stillerer und gleicherer Breite sich der prosaischen Sicherheit und Nützlichkeit zu überlassen, seine letzte Kraft zusammengenommen zu haben, ein Meisterstück des zugleich lieblichsten und erhabensten Wechsels aufzustellen. Es ist ihm gelungen, die verschiedensten Jahrszeiten und den Karakter sowohl von dem Süden als dem Norden des Vaterlandes in grellen Gegenscheinen neben einander zu schaffen. Da liegt zuerst, wo er sich aus den Fesseln der Berge und Felsen loswindet und sanfter zu der freundlichen Ebene fortgleitet, worin unsere Stadt mit dem prangenden Schlosse und ihren Thürmen im Vordergrunde erscheint, die grüne Krone des Siebengebirges mit seinen blauen Kuppeln. Unten am Fuße des Berges im Thale und an den Ufern weithin noch der Weinstock, und manche hesperische Bäume und Früchte. Gleich hinter dem Berge ein anderes Land, ein anderer Himmel und eine andere Jahrszeit: nämlich

der rauhe Westerwald, wo sechs Wochen späterer Frühling, ein strengerer und weißerer Winter, hie und da öde Haiden, Bergwiesen, nackte Felsen, magere Korn- und Haberfelder, Obstbäume, oft schon unsicher, düstere und dichte Wälder. Gegenüber an dem linken Ufer in einem andern Stile, bald die noch kahlere und ärmere Eifel, dessen fruchtbareren Vorgrund das über Brühl hinaus vier bis fünf Stunden weit auslaufende Vorgebirg bildet, wo der Jäger ein paar Stunden von Bonn und Köln schon auf die Wolfsjagd geht. Um die Stadt und jenseits der Stadt gegen Norden die weite Ebene mit reichen Feldern bis Köln und weit über Köln hinaus, gleichsam schon mit einem Vorhauch und Vorgefühl des Niederlandes, so daß man fast sagen mögte: Hier geht der Weg nach Holland.

Wie es sich nun in dieser Gegend lebt? Das wolle keiner beschreiben. Acht Monate wandelt man, wie in einem lieblichen Garten Gottes, unter einem Himmel, der fast immer klar ist und besonders an Herbst- und Winterabenden an den Norden erinnert durch den langen hellen Wiederschein von den Bergen, worin vielleicht, wie z. B. in Schweden, ein metallischer Aushauch der Erde sein Wesen treibt. Auch die vier rauheren Monate, von welchen je zwei zu beiden Seiten des kürzesten Tages liegen, sind selten durch zu große Rauhigkeit unfreundlich.

Verläßt man die Mauern der Stadt und will nur das Nächste, so steigt man auf den sogenannten Alten Zoll und schaut in den Rhein und auf die ferneren Berge; man geht zur Vinea Domini, dreihundert Schritt weiter, man lustwandelt auf und um die grünen Wälle, man

nimmt den Weg zur Baumschule zu, nach dem lustigen Poppelsdorf oder Endenich, zu dem etwas weiteren und höheren Kreuzberg, wo die untergehende Sonne hier am hehrsten gesehen wird; man schwimmt auf der fliegenden Brücke nach Beul, steigt auf den Finkenberg oder Ennert oder weiter zu dem lieblichen Ramersdorf hinauf, oder fantasiert sich einsam unter Weiden und Erlen hin, wo die Sieg sich brausend in den Rhein stürzt. Diese freundlichen Stellen sind in einer Zeit von zehn bis sechszig Minuten alle zu erreichen.

Hat man längere Zeit und weitere Lust in dem Herzen, so gelangt man zu dem romantischen Godesberg längs dem Vorgebirge auf Fußpfaden durch Wälder und Dörfer in anderthalb Stunden, an der Hochstraße längs einem rieselnden Bache in einer Stunde. In zwei Stunden steht man auf der hohen Siegburg, wo die Bergwasser Sieg und Agger zusammenbrausen, auf dem Drachenfels über Königswinter, wo die Wolkenburg und Löwenburg mit ihren zackigen Häuptern überragen, wo der grüne Petersberg mit seiner Kapelle und nicht fern in dunkler Waldenge Kloster Heisterbach, nun leider in Trümmern traurend, etwas weiter Rolandseck und die lieblichen Inseln Nonnenwört und Grafenwört.

Wer eine halbe oder ganze Tagereise machen will, der hat Brühl in drei, Köln in vier, Lach, Andernach, Neuwied in acht, Koblenz und Ehrenbreitstein in zehn bis zwölf Stunden erreicht.

Und wer Tage und Wochen übrig hat, in welcher Nachbarschaft wohnt er! Das schöne Rheinland mit seinen Mälern und Erinnerungen, mit dem, was Gott geschaffen

und der Mensch gemacht, gleichsam ein ewiges Denkmal der Kunst und Geschichte. Die Berge an beiden Ufern voll Metall und heilender Wasser, die Städte blühend und wimmelnd von Kunst und Gewerben, Köln nur drei Meilen entfernt, Aachen acht, Frankfurt nur zwanzig, und weiter gegen Norden und Nordosten das Hessenland Westfalen, das Land der rothen Erde, wo so viel Aechtes und Deutsches noch übrig, noch die alten Buchen- und Eichenwälder und die alten Menschen.

Und wer die Länder sehen will, wie nah liegt das Niederland, in wie wenigen Tagen ist er in Paris, Amsterdam, London, in wie wenigen auch in Bremen und Hamburg, an der Weser und Elbe!

Wer aber das Stille, Geheime, Sinnige und Künstlerische sucht und in den nächsten Boden, als in den liebsten und traulichsten, gern seine Wurzeln hinabsenkt, der mag hier auch wohl das Seinige finden. Da — darf man sagen — hat Bonn zu seinem Siebengebirge auch das alte ehrwürdige Köln mit seinem ewigen Dom, seinen großen Erinnerungen der Vorzeit, seinen Denkmälern und Kunstsammlungen, und mit Menschen, die sich freuen, wenn es noch giebt, die solches ehren und suchen.

Und für den Naturkunder und Alterthumsforscher, welch ein seltener Reichthum ist ringsum verbreitet! Ergiebiges Erz in den Adern der Berge, der wundersame Bau der Basaltfelsen, der vulkanische Kessel des Sees von Kloster Lach, und was hie und da als Meteorstein berufen angestaunt wird. Bonn selbst eine Stadt, deren Name und Ursprung wohl jenseits unserer Kunde liegt, eine der ältesten Städte am Rhein, hat eben für das

Alterthum einen klassischen Boden, sie steht — mögte man sagen — auf heiliger Erde und wäre recht geeignet, für die römischen und altdeutschen Denkmäler am Rhein ein Mittelpunkt zu werden. Wie lohnend für Wissenschaft und Kunst hier die Bemühungen des Sammlers werden können, hat der schöne Eifer des Herrn Pick wohl bewiesen, und wie viel Treffliches diese Erde überhaupt noch verbirgt, bezeugen die Nachgrabungen, die vor nicht lange bei Neuwied und noch jüngst hier vor dem Kölner Thore bei dem Wichelshofe angestellt sind.

So daß, wenn man alles dieses betrachtet oder vielmehr nicht betrachtet, sondern nur, was man zu sagen pflegt, so um sich seyn, leben und wimmeln fühlt, Bonn wohl ein Sitz heißen kann, wo alles Menschliche und Wissenschaftliche gedeihen mögte. Wenigstens Himmel und Erde haben nicht Schuld, wenn die Musen hier nicht sangreich und klangreich werden. Und man mag zuletzt wohl sagen, wenn auch die Deutung nicht Stich hielte, welche *Bonna* und *Castra Bonnensia* von bonus ableitet, oder eine andere, welche celtischer und germanischer den Namen von dem alten Worte *Buhn*, *Wuhn*, *Wunn* (ein mit fruchtbaren Angern, Wiesen und Wassern gesegneter Platz) entspringen ließe, daß doch die wirkliche Wunen und Weide wohl Stich halten wird, womit das freundliche Städtchen so reichlich ausgestattet ist, und daß, wer es einmal erkannt hat, immer fröhlich ausrufen wird: Bonn ist beides, wunensam und wonnesam.

Bemerkungen

über das Verhältniß der Philosophie zur gegenwärtigen Zeit, vorgetragen bei Eröffnung der Vorlesungen über die Philosophie, am 23. Nov. 1818, in Gegenwart der meisten Mitglieder der Universität,

von

Carl Joseph Windischmann.

Eine hohe Schule, welche durch die christlichen Gesinnungen eines erhabenen Monarchen zur Ehre Gottes, zur Beförderung wahrer Frömmigkeit, gründlicher Wissenschaft und guter Sitte gestiftet wird, kann, gleich allen Stiftungen der Art, nur durch möglichst vollständige Ausführung der Ehrfurcht gebietenden Absicht des Stifters gedeihen. Diese Absicht aber kann, genauer betrachtet, keine andere seyn, als eben in den Rheinischen Landen, wo seit mehr denn 25 Jahren durch ein verwildertes Volk und dessen zum Theil schwärmerische, zum Theil ruchlose Verführer, so vieles zur Unehre Gottes

geschehen; wo wahre Frömmigkeit, zwar immer in der Masse des Volks unvertilgbar, doch den Gebildeteren größtentheils entwendet und in Lauigkeit oder Gleichgültigkeit verkehrt wurde; wo Statt der Wissenschaft meistens nur dürftige Schulübungen ohne Geist und inneren Zusammenhang betrieben, und die gute Sitte nur durch die edle Natur des Volkes vor dem Untergange gesichert wurde; — eben hier also am Deutschen Rhein Religion, Wissenschaft und Sittlichkeit auf der wahrhaft königlich gegründeten Hochschule so zu ehren, zu lieben und in die jugendlichen Gemüther einzupflanzen, auf daß die Folgen des schlechten Heidenthumes, das über ganz Europa ausgebreitet werden sollte, aufgehoben, besserer Saame ausgestreuet, und vor allem die herrlichen Ueberreste alten Glaubens und tiefer Gründlichkeit des Gefühls und der Gesinnung im Volke zu Ehren gebracht, aufs Neue gepflegt und in klarem, sicherem Verständniß aufgefaßt und befestigt würden. Dieß ist der Wille des Königes, und auf die Ausführung desselben hat ganz Deutschland seine Blicke gerichtet. Gottlob nun, daß durch weise Versammlung vieler tüchtiger Kräfte, durch freigebige Veranstaltung vieler bedeutenden Hülfsmittel Alles so väterlich vorbereitet ist, für die Befriedigung der Wünsche des Vaterlandes! Wir Alle, die wir berufen sind zur Mitwirkung an diesem ehrenvollen Werke, haben uns zu dessen Fortführung treulich verbunden, und dürften wohl nicht leicht ein schöneres, zugleich aber ernsteres Ziel finden, als eben Kraft der Königlichen Stiftungsurkunde zur Ehre Gottes zu arbeiten, in den anmuthigen Rheinlanden die Spuren fremdartiger Verwilderung auszulöschen,

und wahre Frömmigkeit, gründliche Wissenschaft und gute Sitte aufs Neue zu beleben, oder wo sie sich noch findet, zu befestigen.

Die revolutionären Umtriebe der Gemüther haben, wie bekannt, nicht bloß Frankreich bewegt und in ihrem Gefolge das Rheinische Leben; ganz Deutschland ist mehr oder weniger hineingezogen worden. Bethörtes Selbstgefühl hat von dort aus den Uebermuth, den Dünkel und Trotz des irregeführten Menschen gegen die Zucht des Glaubens und jedweder sicheren Richtung und Ordnung des Lebens ausgestreuet, und an die Stelle göttlicher und menschlicher Gesetze eine vermeintliche Errungenschaft von Mündigkeit und Selbstständigkeit unterzuschieben versucht. Wir haben gesehen die ganze Gewalt der Verruchtheit und Gottlosigkeit, welche gleichsam aus einem wildgewordenen Zeugungstriebe entsprungen war, durch den nichts Geringeres, als ein neues Göttergeschlecht hervorgebracht werden sollte, ungeheuer und riesenhaft genug, um die Welt zu umfassen. Der lebhafte Geist, welcher Gutes und Schlimmes unter den Europäern zuerst erweckte, entzündete, nach den wilden Zeiten der Umwälzung in England und dessen Pflanzstädten, wodurch der Europäischen Welt die Freiheit zwar angekündigt, vorerst aber nur ihr irdisches Interesse herrschend wurde, zunächst im dunklen Selbstgefühl der Französischen Nation, je anspruchsvoller dasselbe war, um so mehr eine verzehrende Flamme, welche die langerstarrten und zum todten Spiele des Anstands und der Geselligkeit, gleichwie das innere Erdenfeuer mürbes Gestein gewaltsam durchbrach und in zahllosen Trümmern umherschleuderte. In diesem Brand ist die ganze früher noch verhüllte

Thorheit, die Hoffart, die freche Begier, — die volle Gewalt der von der Finsterniß annoch besessenen Subjectivität in helle Flammen aufgelodert; das ganze Europäische Leben sollte hier die Feuerprobe bestehen; wir als Nachbarn zunächst. Das Verruchte mußte zusammenbrennen, aber der Widerstand reizte vorerst die Flamme; ihr voller Grimm wandte sich nach Außen, und mehrmal zurückgeworfen in sich unterfraß er sich selbst und verstärkte sich in seiner Wuth. Die furchtbarsten Mysterien des Egoismus wurden nun gefeiert, in zahllosen Flammen wüthete ein wilder Götzendienst. Wie im Mittelalter der vernichtende Geist des Herrn die Mächte der Erde, welche ihn sich anzumaßen gewagt, im Großen zu Schanden gemacht: so wurde nun, da die Anmaßung bis ins individuelle Leben gedrungen war, auch der Einzelne bis ins innerste Mark zerrüttet und verzehrt. Mitten in den Flammen schien am irregeleiteten Einzelwesen nichts übrig, als entweder unterzugehen, oder den ganzen Brand zu umfassen und in eigener Brust zu verschließen. Das wagte mancher: aber um Gewalt gegen Gewalt zu behaupten, und den Triumph der Mechanik als Frucht des Zeitalters zu feiern, dazu gehörte eine Individualität, welche strengflüssig, gleich Eisen und Kiesel, in den hellauflodernden Flammen bestand, und Trotz der verzehrenden Gluth die furchtbarste Gewalt der Mechanik, ein eisenfestes, zermalmendes an Härtung des Gefügs bisher unübertroffenes Zuchtsystem einzuführen vermochte.

Auch diese kam, und es war nun der Revolution ein Mittelpunkt gegeben, um den sie sich ordentlich zu bilden und zu bewegen schien. Indessen hatte der Mann, welcher

sich auf die Flammen stürzend dieselben in seine dunkle Natur einsog und darin verbarg, ohne von ihnen verbrannt, ja kaum gesättigt zu werden, nicht die Eigenschaft eine wahre, vermittelnde Mitte zu seyn; — die Beruhigung der Welt von ihm aus war Schein und Lüge. Er ersann und wollte nur die Gewalt; denn er selbst war die Gewalt, welche genau betrachtet, das bloß zeitliche Element in härtester Spannung und immer im Sprunge zum Bruch ist. Diese Gewalt hat Gott gebrochen, da in ihr keine Vermittlung und kein Heil war. Der Gefallene aber und seine Gesellen, getrieben von dunkler Selbstheit, — nur auf Momente von Blitzen ihrer Vermessenheit durchzuckt, — folgen auch dem letzten Schimmer derselben, und durften den scheuslichen Aberglauben an sich selbst und den geheimen Wahn, es werde der Abgrund in neuem Glanz aufstrahlen, schwerlich aufgeben bis zum Tode.

Es scheint vielleicht wunderlich, bei abgethanen Ereignissen, deren Umtriebe wenigstens nicht mehr öffentlich sind, annoch zu verweilen. Betrachten wir aber die Sache etwas näher, so hat sie eine tiefere Beziehung auf uns Deutsche, als es dem oberflächlichen Blicke scheint. Allerdings gilt uns die Selbstheit nicht bloß als ein Schwungpunkt der Reaction, als ein ressort, wie die Franzosen es nennen, und damit das ihnen an sich dunkle Grundmoment der Subjectivität so oft als ein bloß mechanisches bezeichneten, — aus welchem und in Bezug auf welches, nach der Summe der einwirkenden Verhältnisse und der Rückwirkung jenes mechanischen Schwungpunktes, alle Verhältnisse des Menschen mehr oder weniger calculabel wären.

Wir bleiben nicht stehen bei diesem mechanischen Moment, dem gemäß der Mensch entweder alles i st durch die Verhältnisse, oder alles macht, bemißt und benutzt nach Verhältnissen; uns ist nach der objectiven, wie nach der subjectiven Seite hin, eine größere Tiefe eröffnet. Darum dürfen wir auch hoffen, daß die Spuren bloß mechanischer Fertigkeit und Gewandtheit im Leben, in der Wissenschaft und Kunst, welche sich unter uns Deutschen und insbesondere am Rheine finden, und die unserm Vaterlande schon zum Theil seit mehr denn einem Jahrhunderte aufgedrückt, und in der letzten Zeit nur vervielfacht sind, durch wahrhafte Frömmigkeit und gründliche Wissenschaft gänzlich verschwinden werden. Denn der bloße Instinct und ein dem Sinn und Gefühl eingepflanzter Takt, wodurch sich der Franzose in seiner Mechanik des Lebens doch mit einer Art von geistiger Leichtigkeit und einem gewissen Anstande bewegt, ist weniger des Deutschen Naturgabe für sein Thun, als vielmehr eine Aufgabe für seinen tieferen Erkenntnißtrieb. Jene leichtere Form der Bewegung und des Lebensbetriebes, jene anständige Zuversicht des Taktes kleidet ihn erst alsdann wohl, wenn sie aus tieferem Verständniß des Selbstgefühls und aus der Meisterschaft seiner Behandlung hervorgeht, kurz, wenn sie höheren Forderungen untergeordnet, bescheiben an ihrer Stelle bleibt. Wir sind auch diese Aufgabe zu lösen um so mehr verbunden, je mehr sich selbst unter den durch Erfahrung Gebesserten unserer Nachbaren ein Trieb zur Veredlung und höherer Erkenntniß der ihnen verliehenen Gaben zu regen beginnt, so daß die philosophischen Bestrebungen der jetzigen und der vorhergehenden Zeit gar nicht miteinander

zu vergleichen sind, wie sich in Bonalt, Montlossier und Fiévée deutlich zu erkennen giebt.

Unsere Beziehung aber zu den gewaltsamen Bewegungen des Lebens durch die Revolution, ist nicht wie die zwischen gleichartigen Momenten und Entwickelungsstufen: vielmehr ist unser Entwickelungskreis ganz ein anderer, als der unsrer Nachbaren; aber sie gehören beide zu einem Ganzen der Lebensgeschichte von Europa. Das Selbstgefühl, somit auch ein scharfes, feines, ja oft zartes und anstandreiches Bemessen der inneren und äusseren Welt und eine zuversichtliche Bewegung zwischen beiden, ist von der ganzen Selbstheit, als nächster Aufgabe, welche der Mensch durchzuführen und aufzulösen hat, nur ein wesentlicher Moment, welcher in der That mehr den Franzosen, zum Theil aber auch wohl allen romanisirenden Stämmen Europa's eigenthümlich anzugehören scheint. Dieß ist die ihnen eingepflanzte Gabe, welche sie reflectirend üben, in deren kunstreicher, bewußtseynvoller Uebung auch vorzüglich ihre ganze Bildungsweise besteht. Aber selbst die Weisesten unter ihnen sind selten darüber zu der speculativen Erkenntniß gekommen, durch welche ihnen die Selbstheit in ihrer reinen Geistigkeit aufgegangen wäre. Dieser Moment der Speculation in Bezug auf die ganze Selbsterkenntniß, als das Verständniß des Menschen von seinem eigenen Wesen, diese innerliche und verborgene Selbsterforschung und Betrachtung, mithin auch das tiefere Sinnen und Trachten zum Wesen des objectiven Daseyns, ist vorzüglich der Deutschen Gabe und Eigenthum. Er findet sich, auch noch so sehr von den Forderungen und Geschäften des Lebens umgetrieben, immer mit Lust hingezogen in diese stillere und mehr ver-

mittelnde Wirksamkeit, welche gemeinhin bloß theoretisch genannt, doch in der That die feinere Praxis des Geistes ist, wodurch das sichtbare und handgreifliche praktische Leben tiefer in Erwägung gezogen, und nach seinen geistigeren Harmonien erschlossen wird. Durch diese Eigenthümlichkeit haben sich unsre Väter und Mütter so besonders ausgezeichnet vor allen Wälschen Nationen. Ihre innige Frömmigkeit, ihre rührende Einfalt und Häuslichkeit, strenge Sittenzucht und Gewissenhaftigkeit, nicht minder ihre tiefsinnige Kunst und Wissenschaft hingen aufs genaueste zusammen mit dieser stilleren Wirksamkeit, und geistigen Sammlung und Erhebung des Gemüthes.

Es ist hier nicht der Ort, auf die einzelnen Wege hinzuzeigen, die von diesem stillen Pfade seitwärts und zum Unheil führten, wo die Sitte zur bloßen Manier, die Gewissenhaftigkeit zum Getön von Pflicht und Recht, die Einfalt zur Anempfindeley, die Frömmigkeit sich oft zum Frommthun verunstaltet hat, welches von Gottes- und Menschenliebe süße Worte redet, aber scharf betrachtet weder Gott, noch Menschen liebt. Es ist von edlen Männern aus dem gegenwärtigen Kreise sowohl, als von andern und von uns selbst genugsam gezeigt worden, wie in Deutschland das Verderben allmählig gekommen, und Leben, Wissenschaft und Kunst mehr und mehr zur Repräsentation geworden ist. Wir wollen nur die Art und die Gefahren dieses Verderbens etwas näher beleuchten.

So wie, wenn in den Functionen der Ernährung, der Bewegung oder des Kreislaufs Störungen sind, auch mehr oder minder das Nervensystem und bei tieferer Zerrüttung das Sensorium selbst ergriffen wird: so hat wäh-

rend der allmähligen Aufwühlung aller Funktionen im Europäischen Leben, dann zunächst durch die revolutionäre Tendenz des Französischen Volkes und endlich durch den wirklichen Ausbruch der Selbstbefreiung annoch dunkler, darum noch in den Fesseln der Eitelkeit und Hoffart liegender Naturen, auch unter uns Deutschen eine Gährung sich erzeugt, die dem Geist und Gedanken nach ist, was jene in der That, ja im Wort und der Aeußerung sich gar oft schon mit ihr verwechselt hat. Es ist dabei alles nach Deutscher Art der tieferen Verborgenheit des Wirkens weit ruhiger zugegangen, als bei dem lauten Chor französischer Demagogen. Aber die Thorheit und der Stolz, welche sich durch die Anmaßung auf absolute Einsicht, Selbsterkenntniß und Selbstständigkeit in den deutschen Gemüthern zu erkennen gegeben, ist nicht geringer, als die Hoffart des Selbstgefühls bei den Franzosen und muß eben so vor ächter Deutscher Gesinnung, vor Deutscher Frömmigkeit und Gottergebenheit zu Schanden werden, als der dämonische Uebermuth der Wälschen vor deutscher Tapferkeit und Vertrauen auf Gott.

Die bedeutsamsten Spuren jener idealen Revolution, welche den Deutschen Geist und Sinn aus seinen Bahnen warf, finden wir nach manchen vorläufigen Streifzügen der Freigeisterei zuerst in einer fast epidemischen Ansteckung der wälschen Mechanik des Geistes, nach welcher, wer die Kraft der Reaction am meisten in sich habe, auch der Gott der Erde sey. Die unlauteren Mysterien, in welchen die Gewalt des überlegenen Weltverstandes hochgepriesen, und die Meister dieser schwarzen Kunst als Priester und Regenten ausgeboten wurden, sind uns durch

Originalschriften, wie durch thörichte Reden und Thaten, genugsam bekannt. Daß es mit solchen Mysterien immer auf heimliche oder öffentliche Selbstvergötterung hinaus gelaufen ist, daran zweifelt wohl Niemand. Es schien zwar alles auf einfache Bedürfnisse sich zu gründen, und auf weisen Lebensgenuß zu zielen: aber eben darum ist die Verführung von Seiten dieser anmaßlich Erleuchteten um so eindringender betrieben worden, so daß eben diese Vorspiegelungen unser Deutsches Leben, besonders in den gebildeten Ständen, vergiftet haben. Denn bei der Anmaßung, das Leben nach seinem ganzen Umfang und Inhalt zu bewältigen und zu lenken, müßte die noch gar schlecht erkannte und begriffene Selbstheit sich überall entgegentreten, sich bespiegeln, sich zu erkennen streben und sich doch vielmahls wieder verkennen, und sich endlich ein Anderes und anders glaubend in alle offene Eitelkeit und heimliche Leiden der Selbstsucht verstricken. Nicht anders, als wie Finsterniß des bloßen Selbstgefühls dieses heraustreibt an's Licht, damit es sich und Andern auffallend, und aus dem Fühlen ein Sehen werde. So ist's mit der Selbstheit der Franzosen, die auch dort, wo sie bemüthig zu seyn trachtet, sich doch von allen Seiten selbst sehen und gesehen werden möchte. Bei den Deutschen wurde die Verwickelung der Selbstheit mit sich selbst um so verwirrter, je mehr ihre ganze Natur zur Region des Gedankens erhoben und zum Licht hinaufgerückt, mithin auch die Scheidung zwischen Licht und Finsterniß ihr schwerer, und ihre Täuschbarkeit durch falsche Lichter schon der freieren Umsicht wegen größer geworden ist. Denn hier mischt sich das innere Licht mit dem äußeren, während das Selbst-

gefühl sein ganzes Licht nach außen sucht und von außen dahinnimmt.

Diese Schwierigkeit war es denn eben, was ernstere Deutsche Gemüther, da jene fremdartige Ansteckung nun einmal an ihnen hingestreift war, in Leiden der idealen Natur weit tiefer und verwickelter hineinzog, als das reinste und edelste Gefühl sie kennt. Denn dieses überwindet seine Leiden am Ende durch Schmerzenskrisen, und gewinnt nach denselben neue Heiterkeit. Wir meinen die Qualen des Zweifels, der vom Auslande her, und dort nur als erstes leichtes Spiel reflectirender Gedankenbewegungen getrieben, dem Deutschen sich ernstlicher aufdrang, weil dieser nicht bloß in Anschauung und Empfindung dahinlebt, und mit dem Gedanken spielt, sondern die Anschauung, die Empfindung und den Gedanken sich zu Herzen nimmt.

Keiner aber hat in der neueren Zeit, nachdem die Sache schon eine geistigere Gestalt angenommen hatte, jenen Zweifel aus erwachter Reflexion über die Hauptangelegenheiten des Menschen, ja über das Grundverhältniß seines Lebens schärfer gefaßt, als Immanuel Kant. Ich sagte, das Grundverhältniß, weil auf ihm die ganze Entwickelung des Menschen zum Leben im Geist und in der Wahrheit beruht. Schon im Beginn alles Philosophirens findet es sich, und die Spaltung und Entgegensetzung seiner Elemente ist die Veranlassung alles Philosophirens. Kant sprach dieses Verhältniß zwar nach alter Weise als jenes des Subjects zum Objecte aus; aber das Schwankende in den Begriffen, was das eine und was das andere sey, — eine Folge des Verlustes vom wahren

Kriterium göttlicher und menschlicher Dinge, — mißfiel seinem tapferen Geiste. Mit Ernst und Kühnheit drang er auf eine, soweit menschliche Kräfte reichten, vollständige Kritik der Erkenntniß, wonach sich entscheiden lasse, was von dem einen und dem andern jener Elemente, dem Objectiven und dem Subjectiven, und wie es zu erkennen möglich sey.

Die Philosophie der alten Welt war mehr objectiver, als subjectiver Art, die Lehre vom Seyn und vom Wesen der Dinge, also von dem absolut Gegenständlichen, wurde sowohl in den orientalischen, als griechischen Systemen vorzugsweise vor der Lehre vom Begriffe behandelt, und der lebendige Geist, der absolute Begriff, gleichfalls mehr als Object betrachtet, denn in seiner inneren Freiheit erforscht. Nachdem aber die alte Philosophie bis zu der Höhe gekommen war, auf der das Verhältniß des Objectes und Subjectes zuerst in beschreibende Erörterung gezogen zu werden anfing, und durch Aristoteles insbesondere die Beschreibung dieses wesentlichen Verhältnisses als unumgänglicher Anfang alles Philosophirens festgesetzt wurde: so ist eben dadurch manche frühere, dem Anschein nach höher begeisterte Ansicht, wie z. B. die Platonische zurückgedrängt worden. Denn diese, vorzüglich auf der geheimnißvollen Macht des Objectiven beruhend, und dieses mehr in Gefühlen und Ahndungen von dergleichen Würde im Subjectiven, mehr in Ideen, als in Begriffen, oft selbst mehr mythisch, als philosophisch aussprechend, mußte nothwendig weichen, nachdem jenes eben bezeichnete Verhältniß eine weit wichtigere Stelle eingenommen hatte, auf der seine Entscheidung weit tiefer und gründlicher ausgeführt

werden konnte. Es war nämlich durch das Christenthum dasjenige, was dem Aristoteles und der stoischen Schule mehr als eine bloß logische Bedeutung zu haben schien, in einem weit tieferen Sinne aufgefaßt werden, als Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen. Damit war zugleich das praktische Postulat verbunden worden, dieses Verhältniß durch die Gesinnung und das Leben selbst dermaßen zu verwirklichen und vollständig auszuführen, daß die den frühesten Zeiten schon verkündete, aber durch eigene Verschuldung verscherzte Uebereinstimmung mit dem Ebenbilde Gottes im Gedanken, im Worte und in der That wieder erreicht würde. Dieß war der Hauptgesichtspunkt aller christlichen Philosophie.

Aber durch das in so vieler Hinsicht verhängnißvolle Bestreben der letzten Jahrhunderte, hatte man auch in Deutschland mehr und mehr verlernt, sich auf jenem recht sicher zu stellen. Auch Kant wurde von einem tieferen, in der neueren Geschichte liegenden Grunde getrieben, alle Erkenntniß mehr auf das subjective Gebiet zu ziehen. Aber die Großartigkeit seiner Bestrebungen, so wie sein tiefer Sinn für die Gewißheit im Wissen und seine Ueberzeugung von der Nichtvollendung aller Philosophie ohne diese Gewißheit, zeigt sich in der ernsten, fast tragischen Behauptung von dem Ding an sich und dessen Nichterkennbarkeit, als wodurch doch in der That die Scheidewand deutlich genug anerkannt ist, welche irgendwie geworden, dem Menschen Gränzen setzt im objectiven Erkennen. Durch wen geworden? Das hat der gründliche Denker sich auch genöthigt gesehen, in der Lehre von den Principien im Menschen, dem guten und bösen, wenigstens zu

bezeichnen. Dazu nun sein praktischer Blick in die innerste unsterbliche Natur des Menschen, sein erhabener Freiheitsbegriff, — das menschenmöglichste Motiv zur Emporrichtung und Bekräftigung der Gemüther, — dieß Alles flößt Ehrerbietung vor den großen und mühevollen Bestrebungen des Mannes ein, wenn gleich das Geschick der Zeit, welches auch ihn nicht zur vollen Klarheit kommen ließ, eben die vermeintlich gelungensten Anstrengungen mißlingen machte. Denn auch der höchste und eigentlich praktische Moment der Subjectivität, die Freiheit selbst, blieb noch ohne objective Vollendung; es zeigte sich das Postulat des Lebens und der ewigen Belebung: aber noch erkannte der heldenmüthige Ringer nicht den lebendigen Gott, so tief er denselben auch empfunden hatte.

Indeß der Hunger des einmal aufgeregten Geistes nach seiner höchsten Erkenntniß, konnte durch Postulate nicht befriedigt werden; er ließ sich nicht Steine für Brod gefallen. Es war unvermeidlich, daß ein kühnerer Geist in das verborgene Mark der Subjectivität eindrang, dem belebenden, treibenden Princip näher zu kommen, dann das Ich, bisher die Triebfeder moderner Entwickelung, in völlige Klarheit zu setzen und bis in den Abgrund seiner Ursprünglichkeit zu beleuchten. Dieser hoch und tief strebende war J. G. Fichte. Nach seinen ersten Schritten zur vollständigen Erkenntniß der Subjectivität, zur gänzlichen Auflösung derselben in das Ding an sich, oder vielmehr zur Läuterung in dasselbe, wäre der strengste und folgerechteste Idealismus zu erwarten gewesen, durch den das System der Nothwendigkeit, von Spinoza als die eigentliche Macht der Freiheit ausgesprochen, nun auch

umgekehrt als in der ursprünglichsten Wirksamkeit, in der absoluten Freiheit, begründet und bekräftigt, sich hätte erweisen sollen. Doch der Beweis blieb unvollendet. Fichte, zwar als eine in Bildungskraft prometheische Natur, aber auch als ein vor dem absolut Erhabenen bescheiden zurücktretendes Gemüth, wagte nicht zu vollenden, und suchte vor dem ungeheuren Gipfel des Idealismus sich durch den Gedanken der Gottseligkeit zu retten. Mit ernstem, sehnsuchtsvollem Blicke nach dem Evangelium ist er dahin gegangen.

Im mächtigen Aufschwunge zu den idealen Höhen hatte der sittlich starke, herrliche Mann, die allmählig sich emporringende Natur weit hinter sich gelassen; sein Rückblick auf diese mußte, je näher sie an ihn drang, ihn desto mehr dieselbe als hemmend, ja als grausenhaft todt erkennen lassen, indessen sie, des Ringens nach Licht und Leben niemals müde, ihre Verkündigung der Herrlichkeit Gottes immer von Neuem beginnt. Ergriffen von dem gewaltigen Ringen und Schaffen, und hingerissen von der übermenschlichen Kraft und Fülle des objectiven Seyns, ahnete Schelling den lebendigen Gott im Heiligthume des Lebens. Aber vom Lichte geblendet floh er in den finsteren Grund hinab, und verkündigte in halbverständlichen Tönen: der finstere Grund in seiner lichtklarsten Entfaltung und Existenz sey Gott selbst, und der sey Ich und Eins und Alles. Das aber ist der Geist der Natur, nur ein Diener des Herrn, nicht der Ewige, der da belebt und bewältigt das Ich und Eins und Alles.

So anregend zu vielfach neuem Leben, ja selbst hinweisend auf die wahren, dem Philosophiren der Zeit annoch

tief verborgenen Harmonien, diese Lehre auch gewesen seyn mag: so wurde doch von denen, die eine höhere Wahrheit kannten oder ahneten, das Unzureichende, ja Falsche derselben leicht eingesehen. Selbst die von ihr Ergriffenen erkannten bald die Einseitigkeit derselben, besonders in ihrer dialektischen Mangelhaftigkeit. Aber der Mißgriff und den Grundirrthum selbst vermochten sie leider nicht zu erkennen. Vielmehr ist in den jüngsten Tagen, nur mit Vermeidung von Schellings allzu objectiver Tendenz, behauptet und mit übrigens in ihrem Zusammenhange bewundrungswürdig scharfer Dialektik von Hegel durchgeführt werden: Das objective Seyn sey nur der Anfang der sich zu ihrer Herrlichkeit ausführenden, absoluten Idee; was die Wahrheit ist: aber diese absolute Idee sey auch die ewige Wahrheit und das Leben, nämlich Gott selbst, und es sey also ohne allen Abschnitt und ohne alles Hinderniß jeder Moment unsers Lebens ein in bloß menschlicher Kraft zu Gott hin fortschreitender, und die Vermittelung und Erlösung liege innerhalb der Entwickelung des Wissens zur absoluten Idee oder zur Wahrheit selbst, die demnach dem Menschen aus eigener Kraft vollkommen zu erreichen und nicht bloß durch die Philosophie immer ernster von ihm zu erstreben, sondern deren gerade fortschreitende zu jenem Ziele, und was mehr, als zu viel ist, vollkommene Erreichung desselben eben die Philosophie selbst sey; was der Irrthum ist. Denn eben dieses stolze und vermessene Losgehen auf die sich nie ganz von selbst verstehende Uebereinstimmung mit dem Ebenbilde Gottes, oder darüber hinaus zur unmittelbaren Ebenbildlichkeit mit Gott, — gleichsam als ob der Mensch ein feststehendes, nie verletztes

Recht dazu hätte, während er doch von der Seligkeit absoluter Ideen mit jedem Augenblicke und durch äußere unvorhergesehene Fügungen wieder in die Unklarheiten, Quälereien und Convenienzen des gewöhnlichen Lebens, ja in die Gemeinheit der niedrigsten Bedürfnisse herabgestürzt wird, — dieses mit jenem des Sisyphus und Tantalus ähnliche Schicksal gilt eben dem unbefangenen Sinn als Beweis von der Mißkenntniß und Nichtanerkennung des Ursprungs und der Nothwendigkeit aller Philosophie aus dem Falle und der Verschuldung. Aber weder dieß, noch die bußartige Aufgabe der Philosophie wird freilich von der Eitelkeit und Verblendung des gewöhnlichen, hoffärtigen, wenn auch noch so scharf= und tiefsinnigen Philosophirens nie zugegeben. Es ist die Philosophie, wie für den Leib der Anbau der Erde, so für den Geist eine Arbeit im Schweiße des Angesichts, den Gedanken in seiner ganzen Tiefe und Vollständigkeit durchzuführen, und Wort und That mit ihm übereinstimmend zu machen. Sie ist daher Mühe, Vorbereitung, Reinigung und Sicherung des Begriffs, der Gesinnung und des Willens, um die Weisheit von Oben, den leichten Verstand zu umfangen, und für dieses Empfängniß die Vernunft als ein heiteres, reines Medium zu bewahren. Sie verhält sich zur Religion, wie der Täufer Johannes zu seinem und unserm Heilande, vorbereitend die Wege des Herrn, der allein die Weisheit ist und hat. Diese Weisheit kann, da wir gefallen sind, nicht unsre Gespielinn seyn; wohl aber ist sie das Gut, wovon eben die Philosophie das unverlierbare Bewußtseyn ist, dasselbe zu bewahren, und durch alle Veräußerungen und Entfremdungen des Lebens in gründlicher Consequenz durchzuführen

sucht; — eben das Gut, wonach wir als nach einem Verlorenen, jedoch Unvergeßlichen mit untilgbarer Sehnsucht und Liebe die ganze Geschichte hindurch ringen und streben.

Durch das bisher Gesagte sollte die ideale Revolution, in welche durch das Schicksal der Zeit die Deutschen Denker gerathen waren, die auch noch keinesweges ihr Ziel schon erreicht hat, nur mit einigen Grundstrichen bezeichnet werden. Es würde zu weit führen, wenn wir dieselben zur Zeichnung oder gar zum Gemählde vollenden wollten. Auch ist zu diesem Behuf schon anderwärts einiges von uns versucht worden, insbesondere auch zur näheren Andeutung der lichten Momente in der Deutschen Natur, Sitte, Wissenschaft und Kunst, wie dieselben aus der mannigfachen Verfinsterung und Verderbniß noch immer hervorleuchten und eine tröstliche Aussicht für die Zukunft gewähren. Wie Viele aber sind unter den regsamen Gemüthern der Deutschen, welche von allem Antheil an jener Verfinsterung und verwirrenden Verderbniß sich völlig lossprechen dürften? Wie so Viele giebt es, die, wenn auch nicht tiefer angesteckt und hingerissen, doch auf irgend eine Art leicht gestreift worden sind von dem Contagium des Pantheistischen Systems der absoluten Vernunft. Und wahrlich klar in die Augen fällt es, daß dieses System nach allen Momenten der Entfaltung von Deutschland bis nach Indien hin genau zusammenhängt, und daß seine Wurzeln überall in die erste Sünde des Menschen, in das Verlangen, Gott gleich zu seyn, eingesenkt sind.

Auch ich war in diesem Labyrinthe und habe dessen

seltsame Verschlingungen kennen gelernt. Nur eine höhere Macht, die sich unsrer erbarmungsvoll annimmt, wenn wir den Stolz fahren lassen und in Demuth nach der Wahrheit streben, welche nicht in uns ist, dem demuthsvollen Streben aber sich selbst dargiebt, — vermag zu retten, und hat Viele unsrer edelsten Zeitgenossen sichtbar gerettet. Denen aber dieß Heil widerfahren ist, die sind vor Allen verpflichtet, der ihnen anvertrauten Jugend, auf welche das Vaterland seine ganze Hoffnung setzt, den ihnen selbst verliehenen Boden darzubieten, damit sie sicher und unverletzt durch jenes Labyrinth geführt werde, welches sich dermaßen erweitert und ausgebreitet hat, daß es wenigstens für die in der revolutionären Zeit herangewachsenen Jünglinge, welche zur ewigen Wahrheit geführt werden sollen, schwerlich ganz zu umgehen seyn dürfte. Denn auch abgesehen von der mannigfaltigen Verwirrung und Lähmung der wesentlichsten Lebensgefühle und Gesinnungen von den höheren Ständen herab bis, wenigstens hie und da, tief in das Volk hinein, — wo begegnen nicht dem denkenden Geiste die, nicht immer fratzenhaften und damit abschreckenden, nein, auch die zartesten dem Schein nach von überschwänglicher Liebe durchdrungenen und dadurch eben verführerischen Neigungen und Gebilde einer falschen Mystik; oder die auch dem feinsten und durchdringendsten Verstande schwer auflöslichen, durch kunstreiche Entfaltung, Entgegensetzung und Gleichung der Begriffe glänzende, blendende Meisterstücke einer leider nur verkehrt angewandten Dialektik? Dieß Alles noch mehr verwirrt durch den Eingriff jener von fremder Volksseuche herübergekommener Ansteckung, durch Selbstbespiege-

lung vorzüglich und Repräsentation, hat auch das Deutsche Leben und die Deutsche Wissenschaft leider nur allzusehr zu einem selbstgefälligen Rollenspiel herabgewürdigt und den Zeitgeist in alle Sicherheit der eigenen Besserung gebracht, so daß er nicht allein sich selbst nach seiner Art gar leicht entflieht, sondern auch schwindend und ohnmächtig sich entsinkt. Dennoch wollen auf diesen Zeitgeist die Kinder der Zeit ihr Vertrauen setzen; von ihm, dem sich selbst unverständlichen, dem ihnen unverstandenen, reden und singen sie als von dem Gotte, von welchem sie allein Hülfe und Erleuchtung zu erwarten hätten. Wundern dürfen wir uns darüber nicht; das Unverstandene reizt und erregt nur zu leicht eine falsche Begeisterung. Dieß geschieht um so mehr, je schwankender die Gefühle und Gesinnungen, je mehr sie selbst dem bloß zeitlichen Geiste überliefert und verschlungen werden. Sie sind dann von ihrem Kommen und Entschwinden so ganz hingenommen, daß ihnen die wahrhaftige Welt der Erfahrung und Geschichte, weit entrückt gegen die Lebhaftigkeit ihrer inneren Umtriebe als eine bleiche Schattenwelt erscheint, deren Erkenntniß sie halb verächtlich eine historische, das Bedenken aber ihrer krankhaften Subjectivität die eigentlich philosophische Erkenntniß nennen. Diesen kränkelnden Zeitgeist, der sonach gleichfalls seine Philosophie zu haben vorgiebt, deren Princip er jedoch bald in reflectirten Gefühlen, bald in formellem Wissen oder in falschem Glauben sucht, unterscheiden wir gar sehr von jenen früher bezeichneten philosophischen Bestrebungen, welche vom Zeitgeiste weniger hingerissen, denselben vielmehr nach ihrer Weise zu bewältigen suchten. Jene schwankenden, seltsam! — doch hart-

nächigen Zeitgeister sind aber meistens ganz ohne Kunst und Zucht. Denn es ist keine Kunst, auf das, was uns am nächsten liegt, auf unsre eigenen Gefühle und Gedanken etwas zu halten, weil wir da Alles mit dem Sinn und dem Begriff ununterbrochen verfolgen können. Und es ist keine Zucht, das Fühlen und Denken, das Sinnen und Begreifen so weit zu treiben, daß es entweder dem Glauben und Vertrauen in seiner Hoffart allen Zugang verschließt, oder daß es in seine eigene Endlosigkeit hinschwindend sich glücklich fühlt, den überschwänglichen Gedanken des Unendlichen in süße Gefühle einzuwiegen. Anders dagegen der Geist der absoluten Vernunft. Dieser bleibt im vermessenen Heroismus seinem tragischen Geschicke getreu, und als ein verirrter Geist doch nur Geist zu seyn trachtend, verleugnet er zwar den Glauben, aber auch das Gefühl.

Vor solcher nothwendig mißlingenden Bewältigung des Zeitgeistes nicht weniger, als vor seinen unbestimmten Umtrieben die jugendlichen Geister und Herzen in so fern zu bewahren daß die Grundirrthümer in ihrem Entstehen und ihrer Selbstvernichtung dargestellt werden, das gehört mit zur Aufgabe einer wahren christlichen Philosophie. Weit entfernt aber, daß sie sich die Kraft jener Bewahrung anmaßen dürfte, welche allein von der Gnade abhängt, ist sie nur das sich selbst erklärende und begreifende Wollen, Sehnen und Verlangen, bewahrt zu werden vor dem Irrthum und vor der Bosheit, und zwar dieses Verlangen in vollem Ernst und strengster Gründlichkeit des Lebens und des Gedankens.

So darf denn die Philosophie am wenigsten verwechselt werden mit dem schwebenden, flüchtigen Zeitgeist; denn sie

soll nicht seyn das zeitliche Umtreiben, Hin- und Herirren des Geistes in leeren Gedankenformen. Vielmehr soll sie in Beziehung auf die Zeit der Geist seyn, welcher diese bewältigt und versteht. Und was soll dieser Geist? Die Aufgabe der Verständigung mit dem Erkennbaren durchführen und mittelst der treuen Vollendung derselben zugleich das Bekenntniß ablegen, daß er selbst unzureichend sey, den Geist Gottes aus eigener Macht zu fassen, um so weniger, da das höchste Begnadigtseyn denselben nicht ganz zu fassen vermag. Es soll die Philosophie unsre Natur, sammt den ihr entsprechenden Verhältnissen in der ganzen Ordnung der Dinge vom Anfang bis zum Ziel betrachten, und in diesem ihren Kreise in frei fortschreitender Untersuchung mit Muth, Kühnheit und Aufrichtigkeit forschen; sie soll die dunklen, rastlosen Bestrebungen und Umtriebe der Natur und des Gemüths durch alle Momente der Selbstheit bewältigen und zur Klarheit und Freiheit des Gedankens läutern, sie soll die Macht des reinen Gedankens und des deutenden Wortes über das ganze Leben um so weniger zu behaupten scheuen, als der reine Gedanke und das deutende Wort der lichteste Abglanz vom Ebenbilde Gottes ist. Aber sie maße sich nicht an, zu dieser speculativen Reinheit ohne Demuth aus ursprünglicher Machtvollkommenheit zu gelangen, oder, wo sie dieß thut, wird eine bittre Erfahrung sie über den selbstverschuldeten Bruch jener Machtvollkommenheit belehren. Wie aber die Reinheit des Gedankens und der Gesinnung nicht erreicht wird ohne Demuth vor Dem, den kein Gedanke faßt, den in alle Ewigkeit kein Geist ergründet: so kann noch viel weniger jene Reinheit bewahrt, bekräftigt und auf ihrer Höhe

erhalten werden ohne göttliche Mithülfe. Die Offenbarung im christlichen Sinne des Wortes verleihet allein das Licht, welches der ewige Quell und die zureichende Nahrung auch für den lichtesten und reinsten Geist der Natur ist. Von ihm erhält die Philosophie den zureichenden Verstand, ihre Aufgabe vollständig zu fassen, zu lösen und sich in ihrem Begriffe zu vollenden.

Kunst- und Antiquitäten-Sammlung des Herrn Canonicus Pick.

Diese Sammlung hat schon häufig die Aufmerksamkeit unterrichteter und berühmter Reisenden auf sich gezogen, und sie verdient es, sowohl wegen ihrer unterhaltenden Mannichfaltigkeit, als wegen des ausgezeichneten Werthes mancher Stücke in jedem der verschiedenen Fächer.

Es erfoderte, während einer langen Reihe von Jahren, unausgesetzte Aufmerksamkeit auf mancherlei kleine Vorfälle, und seltne Beharrlichkeit, alle diese Schätze zusammenzubringen. Der würdige Sammler und Besitzer hat dadurch nicht nur seine Kunstliebe und vielseitige Kennerschaft, sondern auch seinen Patriotismus bewährt, indem er vieles vereinigte, was vereinzelt der Gefahr des Untergangs ausgesetzt gewesen wäre, und doch für Bonn von ganz besonderer örtlicher Wichtigkeit ist, weil es, in den hiesigen Gegenden gefunden, Erinnerungen aus einer näheren oder entfernteren Vorzeit anfrischt, geschichtliche Aufklärungen giebt, und uns Proben des Kunstfleißes und Geschmacks verschiedner Zeitalter vor Augen stellt.

Auf einer an das Haus stoßenden Gartenterrasse sind architectonische Bruchstücke, Römische Steinschriften und Werke der Sculptur zusammengeordnet. Wir übergehen einige moderne Brustbilder mit antiken Namen, und verweilen nur bei den unbestreitbar ächten Köpfen des Galba und des Marcus Aurelius im Jugendalter. Der letzte besonders ist von hohem Werth, wegen des vortrefflichen Styls und der beinahe vollkommnen Erhaltung. Ich erinnere mich nicht, in Rom, Florenz oder Paris ein schöneres Exemplar gesehen zu haben. Man kann, wegen der bekannten Familien-Aehnlichkeit, zweifeln, ob dieses Bildniß den M. Aurelius oder den Lucius Verus vorstellen soll. Der Werth würde aber durch die letzte Annahme nicht verringert werden: denn die jugendlichen Brustbilder beider sind weit seltner, als die bärtigen Köpfe.

Herr Canonicus Pick hat der Stadt einen großen Gallisch-Römischen Denkstein überlassen, welcher an einem öffentlichen Platze auf rohen Basaltsäulen aufgestellt und eingehegt ist. Daß dieses Denkmal die aus dem Tacitus berühmte Ara Ubiorum sey, werden strenge prüfende Antiquare wohl schwerlich zugeben wollen. Es bleibt aber immer ein seltnes und schätzbares Stück, dessen sorgfältige Erhaltung sehr zu wünschen ist. So wie es jetzt steht, ist es nicht einmal vor Steinwürfen gesichert; auch müssen die ohnehin nicht sehr deutlichen Figuren in flach erhobener Arbeit an der Luft immer mehr verwittern.

Unter den kleinen Bronzen und übrigen Antiaglien finden sich artige Sachen. Besondere Erwähnung verdient aber eine Silenus-Büste unter Lebensgröße, aus Carrarischem Marmor. Sie ist, nach dem Styl zu urtheilen,

vermuthlich aus dem Zeitalter Hadrians, mit meisterlicher Keckheit und Lebendigkeit gearbeitet, vortrefflich erhalten, und würde dem auserlesensten Antiken-Cabinet zur Zierde gereichen.

Sehr bedeutend ist die Münzsammlung. Die antike Abtheilung enthält zwar nur wenige Griechische Münzen und Consular-Münzen, zu deren Erwerbung hier an Ort und Stelle sich wenig Gelegenheit findet. Desto reicher ist sie an Römischen Kaisermünzen: außer einigen goldnen, beläuft sie sich auf fünfhundert silberne und zweitausend kupferne. Darunter sind viele ausgezeichnet wohl erhaltene Exemplare, und die meisten sind, was ihr historisches Interesse noch erhöht, in hiesiger Gegend gefunden. Auf welchen Grad der Vollständigkeit die Reihe der Römischen Kaiser gebracht ist, dieß läßt sich bei dem jetzigen Mangel an systematischer Anordnung nicht wohl übersehen. Allein, wenn diese Sammlung die Grundlage eines für den öffentlichen Unterricht bestimmten Münzcabinets werden sollte, so würde sie, bei dem Ueberfluß an Doubletten, durch Austausch noch manche Bereicherung zu hoffen haben. Auch werden immerfort in der Nähe von Bonn Münzen ausgegraben, und es bedürfte gewiß nur allgemein bekanntgemachter Aufmunterungen, um das Nachforschen fruchtbarer zu machen, und alles aufgefundne an einen gemeinsamen Mittelpunkt herbeizuziehen. Denn wir sind hier überall auf classischem Boden, und wenn man so glücklich ist, die rechten Stellen zum Nachgraben zu finden, so darf man wohl erwarten, es werde gelingen, noch bedeutendere Gegenstände als bloß Münzen ans Licht zu fördern.

An diese Sammlung schließen sich die Münzen aus

dem Mittelalter und der neueren Zeit an, worunter, neben einer großen Zahl von Kupfermünzen, siebzig goldne, vierhundert silberne Medaillen und dreizehnhundert silberne Münzen befindlich sind.

Die Hauskapelle vereinigt mancherlei merkwürdige Gegenstände, die schon vormals einem heiligen Gebrauche gewidmet waren; und damit die Täuschung, welche uns in die Vorzeit versetzt, vollkommen sey, sind auch gemalte Glasfenster eingefügt. Die übrigen zu der Sammlung gehörigen Glasmalereien liegen auf dem Speicher über einander, und sind also nicht zu sehen. Ueberhaupt erfodern die Kunst-Alterthümer dieser Art einen weitläuftigen Raum, um gehörig geltend gemacht zu werden: denn nur an ihrer eigenthümlichen Stelle, als Fenster, können sie erfreulich wirken. Sie bedürfen helles Licht, und wo möglich Sonnenschein, weswegen eine Gallerie, in Gestalt eines Treibhauses, das Zweckmäßigste dafür seyn würde.

Es giebt fast keine Art von künstlicher Arbeit, von Bild- oder Schnitzwerk, in edlen Steinen, in Metall und Schmelz, in Elfenbein und Holz, wovon die Pick'sche Sammlung nicht seltene Proben aufzuweisen hätte.

Die Gemäldesammlung enthält einen Albrecht Dürer, einen Holbein, zwei Lucas Cranach, mehrere schätzbare Stücke niederländischer Meister, und einige namenlose, welche aber sichtlich aus dem funfzehnten Jahrhundert und aus jener Cölnischen Malerschule herstammen, die erst vor kurzem wieder zu ihrem verdienten Ruhme gelangt ist.

Der Reichthum der Kupferstichsammlung dürfte sich erst dann ganz beurtheilen lassen, wann man sie nach Zeiten, Ländern, Schulen, Meistern und Gattungen

geordnet vor sich sehen wird. Denn freilich liegen die Blätter meistens ohne alle Rücksicht auf ihren verschiedenen Werth und auf die Classe, wozu sie gehören, in großen Cartons durch einander. Doch sind einige der vorzüglichsten in Rahmen gefaßt.

Auch Incunabeln und Handschriften (die letzten großentheils aus aufgehobenen Klöstern in der Nachbarschaft herstammend) hat Herr Pick in nicht unbeträchtlicher Zahl zusammengebracht. Wir bemerken insbesondre ein Evangelienbuch in kostbarem Einbande aus der Carolingischen Zeit, wie die Schriftzüge ausweisen, deren damalige Schönheit man wohl hauptsächlich der Sorgfalt Karls des Großen verdankt. Diese Handschrift, auch mit Bildern verziert, dürfte an Werth den beiden berühmten Bibeln Karls des Kahlen in Paris nicht eben nachstehen.

Der rühmliche Eifer des Sammlers ist vielleicht durch manche Zeitumstände begünstigt worden. In verschiedenen Fächern möchte es schwer halten, wieder so viel zusammen zu bringen, wenn man jetzt von neuem anfangen sollte. Es ist daher um so mehr zu wünschen, daß diese lehrreiche Sammlung in ihren Haupttheilen, (und hierunter verstehen wir die Römischen Antiquitäten und die aus dem Mittelalter) nicht zerstreut, sondern für Bonn erhalten werden möge.

Bonn, im Februar 1819.

A. W. von Schlegel.

Inhalt
des ersten Heftes.

Nachricht.

Hin und wieder ist durch fremde Zeitungsblätter verbreitet worden, als ob ein großes Gedränge und schlimme Noth um Wohnungen hier wäre. Man kann versichern, daß dem nicht so ist, sondern daß nach einem aufgenommenen Ueberschlag hier in der Stadt zu Ostern über 400 Quartiere für Studierende bereit seyn können und eine beträchtliche Anzahl auch in dem anmuthigen Flecken Poppelsdorf, acht bis zehn Minuten von der Stadt gelegen und gleichsam als eine Vorstadt derselben zu betrachten.

Hiebei diene Auswärtigen zugleich zur Nachricht, daß diejenigen, welche sich im Voraus Wohnungen bestellen wollen, sich deßhalb in postfreien Briefen an den Universitätssekretär Oppenhof wenden und aufgeben können, wie viele und welcherlei Zimmer sie haben wollen.

Verbesserungen.

Seite 8 Zeile 1 fehlt 15.
— 12 — 2 l. erworben, st. erwerben.
— 48 — 7 v. u. l. Zweige, st. Zweigen.
— 56 — 6 v. u. l. die jetzige ꝛc., st. der.
— 62 — 9 v. u. l. und andere, st. andere.
— 75 — 11 l. dürften, st. durften.

Anzeige.

Dieses Jahrbuch, welches außer einer fortlaufenden Statistik und Kronik der Rhein-Universität künftig einzelne kleine wissenschaftliche Abhandlungen u. s. w. enthalten soll, wird fortgesetzt und, je nachdem sich der Stoff giebt, in zwanglosen Heften geliefert werden. Vier Hefte werden einen Band ausmachen, der etwa auf 24 bis 26 Bogen angeschlagen wird. Jedes Heft wird von 5 bis 7 Bogen stark seyn: so daß, was dem einen an Zahl fehlt, dem andern zugesetzt wird.

Bonn,
gedruckt bei Florian Kupferberg.

Jahrbuch

der

Preußischen

Rhein-Universität.

I. Bandes II. und III. Heft.

Nebst einer Steindruckzeichnung.

Jahrbuch

der

Preußischen

Rhein-Universität.

I. Bandes II. und III. Heft.

F. Lücke

Nebst einer Steindruckzeichnung.

Bonn,

bei Eduard Weber.

1819.

Fragen und Antworten aus teutschen Alterthümern und teutscher Sprache.

B. *)

Erste Probe.

1. Grasgebot, Weisung ins Gras.

Im Scherz steht „Gras gramen custodia publica; daher ins Gras gehen, auf dem Grase liegen, weil man eben in dem Gefängniße auf Heu liegen mußte." Ebendaselbst: „Grasgebot sententia judicis, qua quis custodiae addicitur." — Daher hieß Grashaus auch ein Gefängniß.

Zu diesen Scherzischen Angaben findet man in Meyers Aachenschen Geschichten (Aachen 1781. Fol.) den breitesten Kommentar; denn die Ausdrücke Grasgebot — bei Strafe des Grasliegens — Geleit auf die Pforten oder in das Gras — ins Gras weisen — mit dem Gras- oder Pfortengebot belegen kommen häufig darin vor.

Diese Stellen beweisen zur Genüge die Richtigkeit der bei Scherz angegebenen Sache: nemlich daß hier eine Haft in dem Gefängniße auf den Aachenschen Stadtthoren gemeint

*) Die Einleitung A, welche durch ein ausserordentliches Hinderniß jezt nicht in des Verfassers Händen ist, wird am Schluße folgen.

ist; aber es fragt sich, ob die Erklärung richtig ist, welche er giebt: Gras (Stroh, Heu) bedeutet das Stadtgefängniß, weil man dort auf Heu liegen mußte?

Daß Gras oft für Heu steht, wissen wir; wir wissen aber auch, daß in solchen Quartieren, wovon hier die Rede ist, das Lager häufiger aus Stroh als aus Heu bereitet zu werden pflegt. Es ist daher allerdings auffallend, daß man nicht auch die Redensarten Strohgebot, Weisung ins Stroh, ins Stroh gehen findet. Doch bei dem quellenreichen und grasreichen Aachen mögte man allenfalls annehmen können, daß dort den Gefangenen häufig auf Heu gebettet worden.

Indessen wäre noch eine andere Erklärung beides möglich und natürlich, und darauf weise ich hier hin.

Bei Ducange lese ich: Herbaticus: ἀλήτης herbaticus vagus erroneus — wie mir däucht, ganz richtig erklärt; unrichtig aber finde ich den Schluß: sed legendum Erraticus. Mit dem Worte Herbaticus nemlich soll eben der bezeichnet werden, der, wie man sassisch sagen würde, dörch Rusch un Busch strickt, (ein Landstreicher Strickling Strekling Strukröver) der, aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, unstät durch Wald und Feld läuft und im Gesträuch und Getraide sein Lager nimmt.

Bei Ihre (Glossar. Sviogoth.) wird das Wort Gräsfari (Grasfahrer oder Insgrasfahrer) aus den Ostgoth. Gesetzen angeführt und erklärt: „So heißt ein Pachtbauer, der vor der gesetzlichen Zeit abgetrieben wird (nemlich aus der Wehr) und seine Ärndte noch grün und unreif verläßt.“ Hier zeigt sich offenbar der unrichtig aufgefaßte Sinn: das Wort soll nichts weiter bezeichnen als einen, der ins Gras

fahren muß, ins Gras gewiesen und gleichsam heimathlos gemacht wird; der Gräsfari ist ganz der **Herbaticus** des Ducange.

Bei Scherz finden wir das Wort Grasbürger richtig erklärt als eine Art Aussenbürger, auch als solche, die in Vorstädten wohnen.

Aus diesen Wörtern und ihren natürlichen Ableitungen geht hervor, daß das ins Gras weisen eine Art Ausschließen aus der Gesellschaft, das ins Gras fahren, auf dem Grase liegen einen Zustand bezeichnet, wo man von der Gesellschaft und Genossenschaft und von ihren Rechten ausgeschlossen ist.

Sie konnten also ganz füglich gebraucht werden von einem Bürger, der ins Gefängniß gemahnt und dadurch (wenigstens für die Zeit seiner Gefangenschaft) gewissermaßen von den Rechten der freien Genossenschaft ausgeschlossen ward; man konnte ihn, ohne eben an das Heu und Stroh zu denken, worauf er nun liegen mußte, als einen ins Gras Gewiesenen betrachten.

Bei Aachen, wie bei so vielen alten Städten, (z. B. Köln, Frankfurt und Sachsenhausen, Regensburg) kommt nun noch das Oertliche hinzu, daß die Pforten oder Stadtthore, worauf Gefangene ins Gras gewiesen wurden, wirklich gleichsam im Grase standen, in dem Theile der Stadt, wo sogenannte Grasbürger wohnten. Diese alten Städte waren nemlich häufig ein allmäliger Zusammenwuchs von Großbürgern Altbürgern und Burgbürgern und von mancherlei Außentheilen, die nur eine Art Beibürger ausmachten und lange auch unter andern und mindern Rechten und Gerichten standen als jene inneren Großbürger und Altbürger. Der ältere Theil dieser

Städte zeigte, wie dies namentlich mit Köln Frankfurt Aachen lange der Fall war und zum Theil noch ist, seinen engeren inneren Ring mit Mauren Thürmen und Thoren, und fernerhin ward der weitere später angewachsene und angeschlossene Ring als äußere Einfassung mit höheren Mauren Thürmen und Thoren geschaut: der Ring, der einzelne Höfe Vorwerke Gärten Kirchen und Abteien, die sonst ausserhalb der Stadt und dem Stadtgebiet und Stadtrecht lagen, im Laufe der Jahrhunderte in sie aufgenommen und ihnen einverleibt hatte. Von denjenigen also, die in Aachen in die Gefängnisse auf den äußeren Stadtthoren (hier Portzen genannt) gewiesen wurden, hätte man ganz richtig sagen können „sie wurden ins Gras gewiesen, sie sollten auf Gras liegen", obgleich die Redensart bildlich wohl bloß die einstweilige Hemmung der Bürgerrechte, die Ausschließung aus der Bürgergenossenschaft bezeichnen sollte.

2. Fehm, Vehm, Feim, Fehmgericht, Feimgericht.

Wir wollen die Herleitungen und Deutungen dieses Wortes einmal wieder vornehmen, einzelne derselben sichten, und bei denjenigen, welchen die meisten Stimmen der Erklärer beigefallen sind oder welche uns sowohl nach dem inneren Sinn der Sache als nach den Gesetzen der teutschen und germanischen Sprachbildung die natürlichsten und ungezwungensten scheinen, etwas länger verweilen.

a) Fem, Fehm von dem nordischen Worte Fem: Fünf. Man führt zum Beweise Rügegerichte an, die an einigen Orten aus fünf Richtern bestanden; man führt aus den nordischen Sprachen das Wort Femt an, welches aber kein Gericht von fünf Richtern, sondern ein Gerichtsziel von fünf Ta-

gen bedeutet. Auch hat die Fünfzahl mit den teutschen Fehmgerichten nichts zu thun; also fällt die Ableitung von selbst.

b) Fehm von dem Ausrufe des Zurichtenden oder Verurtheilten: Vae mihi! Man mögte über den Herleiter ausrufen Vae tibi!

c) Fehm von Faum Faam: (foam engl.) Schaum, weil die Fehme die Verbrecher aus der menschlichen Gesellschaft gleichsam abschäume.

d) Fehm von dem lat. fama: gleichsam einerlei mit dem Rügegericht, weil die westfälischen Freistühle als Obergerichte und Fraisgerichte, bei welchen die letzte Wette und die Entscheidung hochwichtiger und schwerer Fälle stand, über Ehre und Leib und Leben richteten. Zur Bestärkung dieser Ableitung sind bei *Haltaus* mehrere Redensarten angeführt, welche die lat. fama im teutschen Umlauf zeigen, als: Groot van Nam un Faam, Faamschänder, übel befaamt (beleumdet) seyn.

e) Fehm von Fah (das Stammwort von Fahen) Fadem (die Umfaßung, der Umgriff) Fad'm (sassisch) breit verschlißen Faam, Famn (nordisch). Es seyen nemlich die Freistühle nach diesem Worte genannt, als die da alle Verbrecher erfaßeten und faheten.

Diese drei letzten Ableitungen c. d. e., die in ihnen selbst wenig innere Wahrscheinlichkeit tragen, fallen ganz, wenn man die Eigenthümlichkeit der teutschen Mundart bedenkt, in deren Gebiet der Name Fehm und Feim wahrscheinlich entstanden ist, nemlich der sassischwestfälischen Mundart. Vor allen andern Mundarten des Vaterlandes hält diese das breite A hartnäckig fest und verweichlicht es nie zu ä oder e. Man begreift wirklich nicht, wie Faam (Faum Fad'm

(Fadem) und fama dort zu Fehm und Feim hätten werden können.

f) Fehm von Fehm Vehm: die Mast oder vielmehr die Masttrifft der Schweine. Daher die Redensarten: Fehmschwein, Schweine in die Fehm treiben, Schweine einfeimen und ausfeimen. Schottel hat diese Schweinvehme ganz falsch als eine Absonderung derselben erklärt und scheint mit dem Worte absondern auf den Beruf der Vehmgerichte anspielen zu wollen, als welche da den verpesteten und verbrecherischen Theil der menschlichen Gesellschaft von dem gesunden und unschuldigen absondern sollten; andere fast scherzhaft haben die Uebertragung der Mastvehme dahin geleitet, daß beide Vehmen die armen Sünder für den Tod bereiteten. Dieses Wort Fehm, wo es für Masttrifft oder Mastheerde gebraucht wird, läßt aber keine natürlichere Ableitung zu als von dem Worte Feh oder Veh (nord. fä, hocht. Vieh) nemlich: Fehem, Vehem eine große Zahl Vieh, eine Heerde, ganz nach der ähnlichen Bildung wie Braam von Braa Rahm von Rah Traum von Trau Seim von Sei Fadem (Faam) von Fah Busem von Buß (eine kleine Höle) Wedem (τὸ τέμενος) Wem (S. Kindlinger's Münster. Beiträge II. 94.) von Weh (Weih Wih Wich: heilig.) — Nun mögte einer fragen: Könnte denn eben nach dieser Ableitung die Vehm (als Gericht) nicht soviel bedeuten als eine geschlossene Genossenschaft, eine geheime Brüderschaft, gleichsam eine spanische santissima hermandad? Denn an dem unedlen Ursprung des Worts soll man sich nicht stoßen; ganz ja durchaus in demselben Sinn heißt Sen Senn eine Heerde Vieh und eine Schaar Menschen, wovon das Gesind, der Seneschall

und andere Wörter, die ganz aus der Genossenschaft des lieben Viehes herausgetreten. Bei Pfister (Gesch. von Schwaben, 2r Bd. IIte Abthlg. Forts. S. 177) nennt sich ein schwäbischer Fehdebund der Fürsten und Grafen, um das Jahr 1386 geschlossen, merkwürdig genug den Faym.

g) Auch das vorzüglich im sassischen Teutschlande gangbare Wort Fimm oder Fiem, welches meistens von Getraide und Stroh gebraucht wird und einen bestimmten Haufen Garben oder Schoofe bezeichnet, gleichsam einen Bund, ist hieher gezerrt worden. Doch wir lassen dies liegen und sehen, ob wir bei den Nachbarn nicht etwas finden, was uns der Erklärung des Eigenen näher bringt.

h) Jamiesson (Etymological Dict. of the scott. language) hat:

1) Fey, foe, angl. Sax. fa, fah: feind. Davon feidom: Feindschaft.

2) Fame, faim, feim a) soviel als foam Faam Faum Schaum. NB. schweitzerisch Fiem (S. Stalders Idiotikon) b) soviel als Jachzorn, Grimm.

Er leitet das Wort ab von dem isländischen fuma, welches Halborsen (Isländ. Lexikon) erklärt sich geschwindest bewegen, und führt zugleich das isländische und altnordische fimur fimr an, welches er durch hurtig geschwind erklärt. Beiläufig muß hier gesagt werden, daß schon Wachter nebst andern dieses Worts zur möglichen Erklärung der Vehme oder Feime gedacht haben, als welche es eben auf das geschwindeste mit den Verbrechern abmachte.

Das altschottische Wort Faim oder Feim, dem teutschen Jachzorn gleichgeltend, würde sich nun trefflich schicken zur Bezeichnung der westfälischen Fehmgerichte, als welche als

Blut- und Zorngerichte vor allen Obergerichten Teutschlands gefürchtet waren. Aber was berechtigt uns, aus den nordischen Wörtern fimr fimur, da sie keine nahe Verwandte in unsern Mundarten zu haben scheinen, Herleitungen zu machen? Und auch fragt sich, ob Jamiesson die Bedeutung seines Wortes Faim oder Feim, sofern es Jachzorn bezeichnet, richtig auf Fimr hinführt, obwohl das teutsche Wort Zorn mit seinen Verwandten, wie ich weiterhin einmal zeigen werde, ganz dieselbe Sinnbegleitung um sich hat, worin Schaum Sprubel Geschwindigkeit Jachzorn hier beisammen liegen? es fragt sich, ob dieses sein Wort Faim oder Feim nicht auch der Ableitung nach zu den Wörtern fey fa feidom (feind, Feindschaft) gehört?

Wir wenden uns wenigstens zu diesen Wörtern, welche wir zur Erklärung unsers Fehme eher gebrauchen dürfen als fuma und fimur. Zuvörderst erinnere ich hier nur, daß wir in der schottischen Sprache, wie wir sie in den alten Balladen und Romanzen finden und wie sie zum Theil noch gesprochen wird, die allerbeste Vermittelung zwischen dem Skandinavischen Englischen Sassischen und Holländischen haben, so daß wir manche Uebergänge der Wörter und die Aehnlichkeiten ihrer Bedeutung darin nachweisen und manche für uns verlorne oder ausgestorbene Mittelglieder des ganzen Gesipps eines Wortes daraus ergänzen können, wie auch die Art dieser Sprache mit der sassischen oder niederteutschen Mundart häufig viel mehr zusammenfällt, als die Art der englischen oder schwedischen und dänischen Sprache.

Fey Fa (zugleich Adjektiv und Substantiv wie das teutsche Feind) macht seinen natürlichen Uebergang auf das teutsche Fehde Feide (Fäd Fejd Faida isländisch.

S. Halderfen) Feindschaft, Rache. Das schottische Wort **Feidom** ist ganz dem teutschen F e h d e m oder F e i d e m gleich, das ich sprachrichtig aus F e h d e F e i d e machen könnte. Nach sassischer Art der bequemen Zusammenschleifung der Buchstaben (welche Zusammenschleifung ja Verschleifung der Buchstaben und Wörter fast mit Ausschleifung der Mitlauter und Verschleifung und Verschleißung der Sprache in allem Starken und Markigen die Dänen am weitesten treiben) würde dies lauten: F e h d'm F e i d'm, dann F e h m F e i m, wie F a d e m F a d'm F a a m W e d e m W e d'm W e e m. (S. oben) Und durch das verstärkende M am Ende teutscher Wörter würde es die Vermehrung und Ausdehnung des Sinnes von F e h d e F e i d e bezeichnen = F e h d e m F e i d e m also: großer Zorn, große Feindschaft.

Möglich wäre es ja, daß die teutsche Fehme oder Feime, als worunter eben ein Blut- und Schreckengericht verstanden ward, diese Geburt hatte und wie so manche Wörter, nachdem die Vettern und Blutsverwandten ausgestorben waren oder wenigstens die Familienähnlichkeit und den Zusammenhang mit ihnen verloren hatten, zuletzt einsam und verlassen da stand. Es giebt wenige Wörter in der Sprache, die in ihren der Sprache gemäßen möglichen und oft nothwendigen Bildungen ganz entwickelt und ausgebildet oder in der Entwickelung und Ausbildung, die sie vielleicht einmal hatten, erhalten sind. Die verwandten Nebensprachen können uns das oft am besten zeigen, z. B., um das Erstebeste festzuhalten, das mir eben einfällt: F e l l f e l l e n f i l l e n (entf e l l e n) könnte auf teutsch das Wort F e l l e m F i l l e m F e l m F i l m (eine dicke breite Haut) haben. In der englischen Sprache finden wir F i l m: eine in die Breite sich

ausdehnende Haut. Daß die Wortbildung hier ist wie von Schale Schell schälen schellen Schelm, (eigentlich etwas, dem die Schale Haut abgezogen ist: ein Aas) sieht jeder bei'm ersten Blick.

3. Arimanni Haremanni Erimanni Germani Arimannia Erimannia.

Die treffliche Zusammenstellung Ausführung und Erklärung dieser Wörter und die Zeichnung der Rechte und Verhältniße, welche in ihnen liegen, bei von Savigny (Gesch. des Röm. Rechts im Mittelalter Th. 1. S. 160 u. s. w.) veranlassen mich das Gesipp derselben etwas näher zu untersuchen. Savigny fand und beweist, daß in dem lombardischen Italien die *Arimanni* eine vorzügliche Klasse von Freien bedeuteten: Achtbare Ehrbare und Angesehene, eine Art Notabeln. Eben in dieser Gattung finden wir sie im höchsten Norden Germaniens. Armän hießen des Königs von Norwegen Vögte (Villici) auf ihren Gütern. (Schönings Geschichte Norweg. 3. 19.) Man sehe auch die Heimskringla; (Kopenh. Ausgabe II. Kap. 123. Olof des Heiligen Saga.) da heißt es: „Thorir war König Olofs Armadr, von geringer Herkunft, aber er hatte sich zu einem geachteten Mann erhoben." Auch in teutschen Urkunden (S. Scherz Glossar.) kommen Armänner zuweilen in derselben Bedeutung vor, häufig aber auch als mehr abhängige Leute, so daß die teutschen Arimanni und Herimanni beinahe zusammenfallen mit den Armen Leuten Armen Lüden, die als ein Gegensatz der größeren Abhängigkeit oder Knechtschaft ihnen tief untergeordnet scheinen.

Beiläufig leg' ich hier die Bemerkung hin, daß unter

Armen Lüden nicht immer die gebundensten eigenen und fast knechtischen und rechtlosen Leute verstanden werden, sondern oft die zahlreiche und kernhafte Mittelklasse guter Bauern und Bürger: die Meinheit, die Gemeinen, die Gedigenen. Ich weise dafür nur auf Haltaus (Glossar. med. aevi.) und Kindlinger (Gesch. der T. Hörigkeit, Münsterische Beiträge u. s. w.) hin, wo sich hiefür mehrere unbestreitliche und unabweisliche Belege finden.

Nun entsteht die Frage: ob jene älteren und freieren Arimanni dieselben sind, welche sich mit demselben Namen oder mit dem Namen Arme Leute später in Teutschland finden als zum Theil mehr abhängige oder als fast ganz knechtische Leute? Ich glaube nein, und ich meine aus der Sprache weisen zu können, daß in dem Worte ar und har als dem Grundworte, woraus die Wörter Arimann und Arm sich bildeten, die doppelte Bedeutung liegt, welche nach der einen Seite das Glückliche und Ehrenvolle nach der andern Seite das Unglückliche und Unterdrückte bezeichnet. Wir wollen sehen:

A) Ar or ur är er bedeutet in den meisten germanischen und in vielen andern Sprachen den Ursprung der Dinge, die Erde, den Grund und Boden der Erde, den Anfang des Lichts, des Tages, des Jahres: also das Ursprüngliche und Gewaltige.

Ar Er, (Subst.) her hehr (Adj.) bezeichnet a) alles Vorderste und Vorzüglichste, b) alles Hohe, c) alles Große und Ausnehmende.

Zu a. Ar, ära, (nordisch) Ehr, Ehre: Vorderstelle — Er Ere, Herr, herus: der die Vorderstelle hat — er, err, erer, errer, erist, herist,

ferist, *) först (nord.) first, (engl.) Fürst: der Vordere, der Vorderste.

Zu b. Har: erhaben, stattlich von Wuchs, sagt Haldorsen — Herst: der Höchste. (Scherz.) — die Firſt: (sass. Farst, Fast) der höchste Gipfel, fastus (lat.) — die Hart, die Horst: Hochwald — erto: hoch, schroff; (ital.) erta: jäher Absturz.

Zu c. Bei dem Worte Hehr brauche ich nur an die gewöhnlichen Ausdrücke: hehrer Tag, hehre Zeit, hehre That zu erinnern; — das Heer, (große Menge) auch Har (Araskild bei Schilter) Hor, Harsch, Harst (Stalder) — Heerstraße: große Straße.

B) Nach der andern Seite gewendet bezeichnet Har Ar a) das Rauhe, b) das Schwere und Leidvolle, c) auch das Feste.

Zu a. Har: die Schärfe, Spitze, das Haar — Harsch harsk, (nord.) hoarse: (engl.) rauh, herb, bitter — Hart: was zugleich rauh und fest ist; davon kann die Hart (rauhes Waldgebirg) eben so natürlich abgeleitet werden als von der zweiten entgegengesetzten Bedeutung von Ar Har, wo es das Hohe bezeichnet.

Zu b. Ich brauche nur die Worte hart, Härte, arm, Arbeit, x) Armuth y) Harm zu nennen.

x Anmerk. Arbeit übersetze ich: schwere Geduld. Das Wort ist zusammengesetzt aus Ar und beiden:

*) Hier löst sich die von Savigny (R. D. 1. S. 176.) aufgeworfene Frage, ob die lombardischen Arimannen einerlei seyen mit den burgundischen Faramannen durch den gleichen Gebrauch des h und f auf. Man vergleiche die ähnliche Verwandlung des griechischen Worts ἕρκος mit dem teutschen Wort Pferch (auch Erker) und des griechischen Worts φόρβα mit dem lateinischen herba.

(bida goth., beden saß., badare ital.) ausharren, dulden, und bezeichnet im weitesten Sinn alles Mühsal der geplagten Sterblichen.

y Anmerk. Armuth, Armob: schweres Gut, schwerer Erwerb — oder, wenn man es geistig erklären will: schwerer belasteter Sinn, Gefühl der Elendigkeit.

Zu c. Das Wort hart im leiblichen und geistigen Sinn genommen, nebst seinen Verwandten — auch die Harre: Ausdauer, Geduld — harren, beharren, ausharren.

Nachdem wir so durch die ganze Sippschaft des Wortes Ar Har u. s. w. herumspaziert sind, kommen wir zu dem Punkt zurück, von welchem wir ausgingen, nemlich zu der Armannia und den Armen Leuten, und finden nun die beiden entgegengesetzten Enden seines Sinnes in beiden wieder.

Aus Ar und Har wird Arm und Harm, wo das M hinten sein Gewicht der Vermehrung und Verstärkung wieder offenbart. Arm und Harm heißt nemlich im verstärkten Sinn auf der einen Seite ein Hochansehnlicher Herrlicher, auf der andern Seite ein Jammervoller Verachteter.

Also z) Herm-mann, Arm-mann, Harm-mann: 1) ein hoher trefflicher Mann, und wieder 2) Harm-mann, Arm-mann: (Arme Lüde) ein knechtischer, unglücklicher Mann.

z Anmerk. Der Armänner oder Arimänner der norwegischen Könige ist oben erwähnt; aber auch bei den Dänen finden wir eine Klasse ausgezeichnet freier und ritterlicher Männer Herremanni: Hermänner genannt. (S. Ihre Gloss.) Auch die Germani oder Germanni,

welche Savigny (G. d. R. R.) in italischen Urkunden des Mittelalters so häufig findet, passen recht gut zu den übrigen Namen: G Ch und H als Hauchlaute gehen leicht in einander über. Aber bei diesem Namen könnte einem einfallen, ob die alten Germanen sich nicht, wie es z. B. einige von einem Theil derselben, von den Gothen, deuten, mit einem allgemeinen Beinamen die Herrlichen oder Stattlichen genannt haben oder von andern genannt worden seyen, und ob die Auslegung des Namens, welche die Römer von den Galliern lernten und welche von der Streitbarkeit (Wer Ger: Waffe, Krieg) des Volkes hergeleitet ward, nicht eine verkehrte und eben von der zunächst liegenden Oberfläche des Lautes abgegriffene gewesen. In dem alten Indien ward ein vorzüglich hochbegabter und ausgezeichneter Stamm Sermanen genannt. Herr von Hammer (in seiner Recension der Ausbeute und des Ertrags der Arbeiten der englischindischen Gesellschaft zu Kalkutta in den Wiener Jahrbüchern) spielt mit diesem Namen auf unsre Altvordern zurück. Ich lasse das dahin gestellt seyn — etymologische Zusammenwürfelungen ja Durcheinanderwürfelungen der verschiedensten Zeiten und Völker werden oft mit zu großer Willkühr gemacht — ich weiß nur, daß die Buchstaben G und H sich in allen Sprachen leicht mit S wechseln: so nennt der Genuese seine eigene Stadt nicht Genua sondern Senua, was der Fremde dort aus dem Munde jedes Gassenbuben hören kann; so wird im Teutschen herb in sarp, (sassisch) das griech. ἕρπω in das lat. serpo und ὕλη in sylva verwandelt.

Anmerk. aus der Anmerkung. Merkwürdig genug findet sich in meiner Heimath Vorpommern und Rügen das Wort Sehrmann als ein gänges und gebes Wort

gebraucht. Wenn man einen durch Weisheit Gelehrsamkeit und Tugend leuchtenden Mann beschreiben will, sagt man: es ist ein Sehrmann = ganz entsprechend dem griechischen ὁ πάνυ. Da fällt also der Sermann mit dem Germann Hermann oder Arimann ganz zusammen.

Dieses Arm Erm Harm erläutert sich weiter:

1) Wir haben u) Armin Harmin Ermin Irmin mit der Bedeutung des Vortrefflichen und Erhabenen in vielen teutschen Namen, z. B. Irmgard Herminfried Irmintrude; wir haben die Herminsul oder Irminsul, von welcher die fabelhaften Ableitungen vom Arminius und Odin und Merkurius und andere Wunderlichkeiten kaum aufzuzählen sind sondern welche nichts heißt als die hehre heilige Seule; wir haben Irminstrate: v) die Milchstraße, die glänzende Straße; (Scherz Glossar.) wir haben Irminswagen: (bei andern auch der Heerwagen genannt) Septemtrio, der gr. Bär. (Leibnit. Scriptores Brunsv. I. 9.) — Auf schwedisch und isländisch heißt herma hermi: etwas künstlich auslegen, nachmachen, und da scheint wirklich der griechische Hermäs (der Künstliche und Erfinderische) mit hinein zu kommen.

u. Anmerk. An der Endung des Adjektivs auf in soll man sich nicht stoßen; sie findet sich in altteutschen Wörtern eben so häufig als noch jetzt im Isländischen, z. B. Feiminn schändlich Heppinn glücklich Idinn fleißig.

v. Anmerk. Vergebens habe ich gesucht, was die Herren von der Hagen und J. Grimm über diesen Gegenstand geschrieben, für den Augenblick hier zu bekommen.*)

*) Durch die Güte eines Freundes habe ich diese Schriften doch noch zu lesen bekommen, als dies fertig war. Meines bleibt, obgleich wir

2) Nimmt man die Kehrseite von dem glücklichen Erm und Harm, so heißt in der Schweitz (S. Stalder.) Ermi noch jetzt Armuth und Elend und das einzige teutsche und nordische Wort Harm drückt wohl die ganze schwere zermalmende und erstarrende Last des verschlossenen Grams und Herzeleids aus, deren ein menschliches Herz irgend empfänglich ist.

4. Frode.

In manchen Büchern über die Rechtsverhältniße des Mittelalters werden die französischen prud'hommes (boni homines) noch immer entweder von dem lat. prudens oder von probus abgeleitet. Ich will weisen, daß sie mit beiden Wörtern nichts zu schaffen haben sondern in dem nordischen und sassischen Worte frode ihren Vater verehren müssen.

Was heißt frode?

Das Wort kömmt her von od: gut; davon god und frod, indem fr *) eine bedeutende Verstärkung des Inhalts mit sich führt.

Frode heißt: sehr gut und sehr klug, d.i. weise. — Der Gegensatz ist unfrode: unweise ungelehrig — Froden heißt sassisch: weise seyn — froden lernen: weise werden.

Das Wort ist in die romanisirten Sprachen übergegangen: 1) in dem französischen preux und prud'homme hat es seine ursprüngliche Bedeutung behauptet mit einem Zusatz von Ritterlichkeit, 2) in dem ital. pro prode ist schon

oft mit einander einfallen, bei meiner engeren Ansicht und Behandlung stehen, wie es gefaßt war.

*) Von der Geltung der einzelnen teutschen Buchstaben nächstens ausführlicher.

mehr fast allein der Begriff der Tapferkeit darin, c) in dem englischen proud ist die Güte heraus und der rohe Stolz nur noch übrig.

5. Homo Ligius, Legius.

Dieses Wort, welches einen Abhängigen einen Vasallen bedeutet, findet man nicht allein bei Ducange sondern auch bei vielen Teutschen, welchen in ihrer Sprache die Erklärung so nah liegt, wunderlich genug aus dem lateinischen ligare oder dem mittelaltrigen litus (ein Leut) mit den gezwungensten Ableitungen hergequält. In der englischen Sprache ist es noch übrig in den Wörtern Liege, welches einen Vasallen, und *Liege-lord*, (auch wohl bloß *Liege*) welches einen Lehnsherrn bedeutet.

Ligius Legius ist nichts anders als das sassische und holländische Wort Leeg, gleich Niedrig, isländisch logr, schwedisch log, englisch low. Ganz gehört hieher das griechische λέγω hinlegen, λέχος das Lager, λέγης (in seinen Zusammensetzungen) hingestreckt. Legius, Ligius ist also nichts anders als ein Unterworfener, ein Untergeordneter.

In der sassischen Sprache sagt man auch, wenn man das Schwächliche und Niedergedrückte in geistiger und sittlicher Hinsicht bezeichnen will: He is man leeg, he süht en hupen leeg ut.

Daß Lechen Lechzen (matt, krank seyn) Leiche (das Starrhingestreckte) hieher gehören, ist sehr wahrscheinlich.

6. Bau, Bauer, Bur, Burg, Bürge.

Von der Gesammtbürgschaft, von dem Füreinandereinstehen, welche eine Genossenschaft, gleichsam eine geschlossene

Familie mehrerer Familien, für alle ihre Mitglieder übernahm, kurz von dem Bürgen für einander hab' ich irgendwo die Deutung gelesen, daß davon der Sitz einer solchen Gesellschaft die Burg genannt sey. Ich sage aber umgekehrt: Von den Wörtern Burg und Borg und von den Verhältnissen ihrer Bewohner oder Genossen sind die Wörter Bürgen und Borgen entstanden. Wir wollen das Gesipp derselben einmal etwas näher betrachten. Dann wird sich ergeben, daß Bauen, welches mit Bürgen aus Einem Stamm entsprossen, auch hinsichtlich der Entwickelung seiner Bedeutung mit demselben in einem ähnlichen Verhältnisse steht.

a) Bau, Bo, By, Bu (isländisch) 1) überhaupt das Feste, dann 2) der feste Sitz, das Haus, die Wohnung, auch die Höhle, das Lager und Nest der Thiere, wie Fuchsbau, Fogelbo. (schwed. Vogelnest.)

b) By (zum zweiten Mal) Byr x) (Byr altgoth. Βυρσαν Hesych.) Bury (die engl. Endung einer Menge Wörter) Bur: y) Wohnung, Dorf, Stadt, schon im weiteren Sinn als Nr A.

x Anmerk. Byr und Bur bedeutet im Nordischen wie im Sassischen auch den Wohner, Bauer, aus Byare Buare Buer zusammengezogen.

y Anmerk. Bur mit der Bedeutung Wohnung ist im Nordischen in Jungfrubur (die Kemnate des Hauses, wo die Frauen und Jungfrauen wohnten) und Fatebur (das Kleiderhaus) noch übrig; bei uns ist es auf das Häuschen eines Vogels heruntergekommen.

c) Burk, Burg, Borg, (sassisch und nordisch) πύργος: (griechisch) die Ründung und Erweiterung der Wörter Bu, Bo, Bur. Man sehe:

1) Burk: jedes runde Gefäß — (schwed.) Burk, Burken: Vogelbauer. (sassisch.)

2) Burg, Borg: der Umfang, die Einhägung mehrerer Wohnungen.

Dies vorausgeschickt kommen wir mit einigen leichten Fingerzeigen auf die Entwickelung der Wörter a) Bauen und b) Bürgen.

a) Bo und bauen heißt ursprünglich nichts anders als: sich festmachen, festsetzen, einen festen Sitz bereiten.

Bonde (schwed.) Buende (isländ.) und Bauer heißt also eigentlich ein fester Wohner, einer, der einen festen Sitz hat. Auf einen solchen festen Sitz, auf die Hausvaterschaft und auf die Rechte der Hausvaterschaft und Herrschaft deuten die schwedischen Wörter Bo und Bonde in ihren Zusammensetzungen immer hin. Dieselbe Bedeutung trug früher unser Wort Bauer, welche nur noch in einzelnen Zusammensetzungen von ihm übrig ist, z. B. Nachbauer: Nachbar.

Bauen in seiner zweiten Bedeutung hat einen gar reichen und fast unbeschreiblichen Sinn, indem es viele zugleich äusserliche und innerliche Verhältnisse bezeichnen soll, welche aus der Gründung eines bestimmten Sitzes von selbst erfolgen. — Das Erste, was den Sitz festet oder auch aus dem festen Sitz natürlich entspringt, ist der Ackerbau. Daher heißt Bauen vorzugsweise in allen Sprachen den Ackerbau üben und Bauer der Ueber desselben. — Das Zweite, was der feste Sitz hervorbringt, ist ein geistigeres Leben, in welchem der Mensch sich nur den stillen Betrachtungen hingeben und Sitte Kunst und Wissenschaft entwickeln kann. Daher heißt Bauen und Erbauen auch: das geistige sittliche und christliche Leben fördern und mehren.

b) Bürgen bezieht sich im weitesten Sinn auf das Leben der Genossenschaft Bauerschaft Borgschaft endlich Bürgerschaft, welche für gegenseitige Sicherheit Rechtfindung und Rechtlebung den Ring eines Gemeinwesens um sich geschlossen hatten, sey es, daß dieser Ring in den wirklichen leibhaftigen Zäunen Wällen Gräben und Mauern eines Dorfs und Fleckens oder einer Burg und Stadt bestand oder daß er lediglich ein idealischer Ring oder Burg der Genossenschaft war: eine Bezeichnung, daß mehrere einzelne Wohnungen und Höfe gleichsam wie eine wirkliche Burschaft oder Burgschaft einen Ring gemeinsamen Zusammenhalts Schirms und Rechts um sich gezogen hatten.

Daher begreift Bürgen die mannigfaltigsten Dienste Hülfen Arbeiten und Gefahren in sich, welche in den Burgschaften einer für alle und alle für einen übernehmen mußten; daher hieß Bürgschaft zuletzt die Gesammtheit dieser Dienste Arbeiten u. s. w. So z. B. bezeichnen die Wörter Bergen und Borgen (isländ. borga. S. Ihre.) jede Hülfe Schirmung und Rettung im weitesten Sinn. Bergen hat bei uns bis diesen Tag noch eine allgemeine Bedeutnng; Borgen hat sich auf den engeren Bagriff des Leihens zusammengezogen. Im Mittelalter, wo noch kein eigentlicher Staat fertig war sondern tausend kleine Embryonen von Staaten in und neben einander lagen, finden wir das Wort Bürgen auf alle Verhältnisse und Dienste bezogen, wo die Genossen einander beistehen schirmen vertreten lösen und einlösen mußten: auf alle Hülfen im Kriege in Fehden und an Gerichtstagen mit der Faust dem Schwerdte dem Worte dem Eide und dem Gelde. In späterer Zeit, in dem Maaße wie Tugend und Recht derselben immer mehr in Geld ver-

wandelt worden, hat die Bedeutung dieses vielumfassenden Wortes sich fast ganz auf die Vertretung und Gutsagung durch Geld zurückgezogen.

7. Sind, Sinwel.

Ich hatte mir lange den Kopf zerbrochen über die Ableitung des Wortes Sinwel, (rund) welches bei H. Sachs und manchen andern älteren teutschen Schriftstellern so oft vorkömmt. Denn die Ableitung, welche einige davon gegeben, es bezeichne ein Ding, das auf dem Wege oder in der Bahn, worauf man es setze, leicht fortrolle, ein cylindrisches rundrolliges Ding, wollte mir als zu künstlich nicht recht in den Sinn. Da traf es sich nun, daß ich die Wörter Sind und Mal in ihrer gleichen Bedeutung einmal recht dicht gegen einander hielt oder sie einander gegenstirnte, und daß aus dieser Gegeneinanderhaltung flugs die natürlichste Geburt von Sinwel hervorsprang.

Sind auch Sith (teutsch) Sinn (altnordisch) Sinde (dänisch) heißt nemlich beides Reise und Mal: das wiederkehrende umlaufende Mal nemlich. Man schlage nur Schilter und Ihre darüber nach. So heißt z. B. bei Schilter (aus dem Ottfried) des Sintes: jenes Mal, und noch heute bei den Dänen denne Sinde: dieses Mal, firesindtyve: viermal zwanzig, achtzig, u. s. w. — Ihre hat das Wort ganz richtig erklärt, nur darin gefehlt, daß er den Begriff Reise als den ersten und Mal als den zweiten hinstellt; denn eben der Begriff des Umlaufenden Wiederkehrenden ist das Gemeinsame, was beide verbindet. Ja wir finden merkwürdig genug in mehreren Sprachen die Uebereinstimmung, daß Reise darin ursprünglich nichts an-

ders als Umlauf heißt (was sie ja auch ist, indem man auf ihr ja auf den Punkt, von welchem man auslief, wieder zurückkehrt), so daß die allerverschiedensten Wörter hierin eben zusammentreffen. Mal stehe voran und habe die Erstigkeit, weil es die Erstigkeit des Sinnes hat.

a. Mal. Al: das Runde, Dicke — Mal: das wo möglich noch mehr geründete Runde — das Umlaufende, worin Anfang und Ende sich berühren — der Umlauf selbst. So findet man in alten Urkunden das Wort Jahremale (Jahresumläufe, gewisse bestimmte Jahrziele. S. Kindlingers T. Hörigkeit. S. 720 u. öfter) sehr häufig gebraucht. (Eben so die Wörter Atmeli und Mala im Nordischen. S. Ihre und den unten angezogenen Guta Lagh.) — Davon Mal: das Zeichen des vollbrachten Umlaufs, das Ziel — endlich Mal: Zeichen überhaupt — Mal: der Umkreis, der Ring, und die in einen Ring geschlossene Dingstelle: die Malstätte der Mallus der Warf.

Anmerk. Zal Zahl, (numerus) als aus derselben Wurzel Al, nur mit dem zarteren Z etwas dünner und loser gefaßt, als Al mit dem vollen breiten M, fällt im älteren Gebrauch häufig mit der Bedeutung von Mal zusammen.

b. Reise Reihe Reigen: (mit verschiedener Beugung dasselbe Wort) auch nichts anders als Umlauf, wie man denn sagt: första resan, (die erste Reise, das erste Mal schwed.) die Reise ist an dir, nu kümmt dine Reis.

c. Das wälsche tour, das lat. iter und iterum, die teutschen wieder wiederum das Kehrwieder (treffliches Wort, womit man das wälsche cul de sac nennt) darf ich nur hersetzen.

d. Warf, (nordisch) Warf und Werf (sassisch —

in Urkunden häufig und auch im gemeinen Leben noch viel gebraucht) kömmt her von Ar: Grund und Boden der Erde *) und überhaupt das Ursprüngliche und Feste. (Man denke an Odins Urdarbrunn — Arf: (hier bewegt und dehnt sich das Wort hinten aus) das lat. arvum, ein bestimmtes in seinen Gränzen abgerundetes Erbe und Grundstück — Aus Arf wird Warf: das hinten und vorn Geründete — Warf ist eine volle Rundheit, eine runde Erd- oder Bergschichte, (schwedisch) ein Kreis, ein Ring, endlich, eben wie Mal oben, der Gerichtskreis, die Malstatt der Kampfring. (S. Kindlingers Münster. Beiträge III. S. 138 „in den Gerichtswarf treten") — auch das Gerichtsziel. (S. Dreyers Sammlung vermischter Abhandlungen u. s. w. I. S. 163.) — überhaupt eine Ründung Zeit oder Raum; es heißt daher Mal. Von Warf kömmt dann Warbel (sassisch) Wirbel Gewerbe Gewarf auch bloß Warf, irgend eine Botschaft, in welcher jemand rundlaufen muß, oder überhaupt ein Geschäft, in dessen vielfacher Thätigkeit sich einer umtummelt.

Von Sind (Umlauf Mal dann Reise) kömmt sindwel oder sinwel: (isländisch) siwalr: das N schleift sich in allen Sprachen fast in manchen Wörtern leicht weg.) das Rundrollige. In der Herkunft des Wortes liegt eine doppelte Rundheit. Wal Wel (davon wallen wellen Welle Walze walzen wälzen u. s. w.) ist nemlich wieder das

*) Ich werde künftig mehrmals Gelegenheit haben, ausführlicher und mit mehreren Beispielen belegt zu zeigen, wie die Erde und ihre Maaße und Verhältniße und die Hinsichten und Verhältniße der Menschen zu ihr wieder so unendlich viele Maaße und Verhältniße der inneren Anschauungen und Begriffe überhaupt entfaltet haben, und wie sie und die Urwörter, die sie bezeichnen, dadurch wieder die Urmutter vieler Begriffe und Wörter geworden ist.

Al (S. oben) mit der Verstärkung durch W. vorn, welche Verstärkung z. B. in Schwall durch das Sch bis zu der massigen Bedeutung des wilden dickwallenden Strudels wächst. Hier weise ich nur auf die Gleichartigkeit des Verhältnißes hin, in welchem Sind und Weg (welche beide zuerst den Umlauf, dann auch die Bahn des Umlaufs, die Via, bedeuten) in ihrem Ursprunge gemeinschaftlich den Begriff des Umrollens in sich tragen. Weg und Wog sind uralte nordische Wörter, (wem fällt nicht Austur-weg: Ostsee*) Norweg: Nordsee, das Land an der Nordsee, hier sogleich von selbst ein?) welche Meer Woge Welle bedeuten. Also Weg zugleich Via und Unda: Weg und Welle.

8. Syn, Süne, Sühne.

Ueber die Bedeutung der Wörter selbst ist kein Streit, wohl aber über die Grundbedeutung und Herleitung derselben. Daher dieses Wenige, was folgt:

Das nordische Wort Syn (y wird gleich ü ausgesprochen) und das teutsche Sün, von Se, Si, Sehen, heißt a) das Gesicht b) der Gebrauch des Gesichts die Schau Musterung. So gilt es im Norden und in den nordischen Mundarten bis auf den heutigen Tag, und auch noch heute sagt man in der Schweitz, welche nebst dem Oberelsaß und Oberschwaben so viele mit dem Nordischen ganz zusammenfallende Wörter und Redensarten hat, das Gesühn und sühnig. (S. Stalder.)

*) So heißt das Land uns Teutschen. In Hinsicht der Herleitung seines jetzigen Namens Norge falle ich Schöning bei, der ihn erklärt Norra Rige: das Nordreich im Gegensatz gegen Sverrige: (Svea Rige oder Sue-Rige) das Reich der Schweden oder das Südreich. Dunmark dagegen, das Niederreich Niederland.

Wie ist aber aus diesem Worte Sün: Gesicht Schau das Wort Süne oder Sühne geworden, welches den Wörtern Lösung Entsündigung Reinigung gleichgilt?

Dies läßt sich leicht erklären aus dem Brauch und der Art vieler Völker des Alterthums und auch unserer germanischen Altvordern.

Bei diesen letzten war sowohl in Germanien im engeren Sinn (in Kleingermanien Teutschland) als überhaupt bei den Germanen der Brauch, daß jährlich an drei vier hehren Tagen das ganze Volk oder der ganze Volkstamm sich versammelte für die großen Geschäfte und Feste, welche die Anwesenheit aller erforderten. An diesen Tagen mußte jeder freie Mann, der in der Gemeinde Wehr hatte und ächt Wort, nemlich das Wort für seine Wehr und sein Gut, (S. das dänische Wort ägte: Zins Schoß Beitrag von dem Besitz, von äga: besitzen haben) durchaus erscheinen, wenn Krankheit Reise oder Krieg ihn nicht abhielt.

Der Anfang der Feier dieser Tage war, daß die Aeltesten Richter und Heermeister des Volks, die principes bei Tacitus, die Schau der Männer oder der Wehren hielten: die Wehrschau oder Heerschau den census die lustratio. Hiebei können einem auch die Stammältesten der Israeliten und die Censoren der Römer einfallen.

Nach Abhaltung dieser Schau begannen die Rügen und Strafen, wenn in der Ordnung und Rüstung oder in der Aufführung der Männer etwas ungleich oder unrecht erfunden ward. Darauf schritt man zu der ernsteren Rüge: nemlich, es ward Gericht gehalten, große Verbrechen wurden bestraft, große Feindschaften geschlichtet und versöhnt, oder nach dem Ausspruche des Ringes und Umstandes oder der erkornen Rich-

ter oder auch durch den Zweikampf und durch Gottesurtheil bei manchen Völkern geschieden. Kurz, alle wichtigeren Sachen und Händel wurden für diese großen Tage aufgespart: sie waren auch die großen Gerichtstage.

Nachdem dieses ihr zweites Hauptgeschäft vollendet war, kam es drittens und letztens an die Götter und Feste: die hehrste und auch die fröhlichste Feier dieser Tage begann. Fast alle Völker haben die großen Götterfeste mit Versöhnungsopfern begonnen, wo sie die gemeine Noth und gesammte Sünde aller und das Unheil, das in grausen und dunkeln Verbrechen gleich giftigen Schlangen im Finstern kroch, auf Menschen oder Thiere, welche sie schlachteten oder mit Fluch beladen in die Wildniß laufen ließen, (S. Moses III. 21. 22.) legten und der Gnade des Himmels heimstellten.

Auf diese Weise ist aus dem Syn und der Schau die Sühne (expiatio) geworden, beides durch die Schlichtung und Versöhnung der Menschen von dem Umstand und Gerichtskreise und durch die Versöhnung der Götter vermittelst der Opfer. Das Wort Sün Sühne und die alten Wörter Son Saun (bei Ulfilas) und die in Urkunden so oft vorkommenden Suna und Sona (S. Haltaus) haben keine andere Wurzel.

Sünde Synd (nord.) stammt auch daher, in ganz natürlicher Ableitung gebildet: das Vergehen oder Verbrechen, das geschaut gerügt oder versöhnt werden soll.

Wie die lateinischen Wörter censere census censio censura der Grundbedeutung und dem Brauche nach nichts anders sind als Sün und Sühne leuchtet jedem Kenner beider Sprachen ein; aber ich kann auch wahrscheinlich machen, daß in dem Worte lustrare und lustratio der erste

Begriff nicht das Reinigen Versöhnen und Büßen ist sondern das Schauen Mustern und Rügen; obgleich es fast in allen Wörterbüchern und auch in dem des Facciolati in verkehrter Ordnung steht. Aus den germanischen Sprachen, welche als die reicheren und noch lebendigen in den griechischen und lateinischen Etymologien künftig noch viel zu bessern und zu berichtigen haben werden, läßt sich dies ungefähr nachweisen, wie folget:

Die Laute Lu Lü Lau — wie spricht der Klang hier schon! — bezeichnen ursprünglich das Weiche, dann das Sanfte und Leise.

Lau Lu (sassisch) Ly (schwedisch) Hlyr (isländisch) bedeuten das Milde Sanftauflösende und Sanftwärmende von Wasser Luft Sonne. So wird Lauen Lüen Lühen Lien Liden Lidigen (sassisch. S. das Brem. Wörterbuch.) Libig (sassisch: sanft schmelzend sanftschmeichelnd — hochteutsch in Leibig verdorben, wie Mullwurf oder Mullworm in Maulwurf und Nachtschaden (solan. nigrum) in Nachtschatten) blid (nordisch und allemannisch) blithe (englisch) gebraucht; so sagt man alle Tage auf gut Sassisch: de Sünn libigt (erweicht thaut auf) den Frost; so heißen die griechischen Wörter λούειν und das latein. luere waschen und auflösen.

Dieser Begriff des Sanften und Weichen in den Lauten Lu und Ly und in ihren Fortbildungen geht dann von dem Äusseren auf das Innere über: auf das leise Erspähen und Erhorchen der Dinge.

So streckt sich das Wort und der Begriff desselben weiter aus in Losen z) Lusen Lausen Lauschen Luschen Lauren Luren (Kukeluren Kukelura

— (schwed.) doppelter Pfeffer, wie das närrische teutsche Wort Maaßregel.) Gluren Lysna. (nordisch.)

z. Anmerk. Davon Los Loos: das Erspähte Erhorchte, dann: die Bedeutung, das Zeichen. Dies Wort ist aber zweiseitig und zweideutig. Jenes Los nemlich, das wirklich in einzelnen Stäbchen Scherben oder Kügelchen gegeben und zusammengezählt wird oder das in einzelnen Steinchen Kügelchen oder Papierchen umgeschüttelt wird, bis es herausspringt oder herausgegriffen wird, kann auf der andern Seite, nemlich nach dem äusserlichen Sinn und der bloß sinnlichen Bedeutung des teutschen Beiworts Los, genannt seyn, welches aber gewiß der Sippschaft fernher angehört.

Der Begriff des leisen Aufmerkens und Spähens wächst noch in den Wörtern Laustern Lüstern (teutsch) Luysteren (holländisch, welches beides das Spähen und das Horchen, also Aug und Ohr zugleich in Arbeit, bedeutet) Lyda Lystra (schwedisch.) Listen. (englisch.)

Anmerk. Ich glaube auch, daß das schwed. Ljustra (Fische bei'm Schein angezündeter Fackeln nächtlich belauren und schlagen, was wir Sachsen und die Holländer bluysen nennen, von Bluß Bloß (Fackel) aus derselben Wurzel,) hieher gehört. Da stimme ich mit dem alten Erzbischof Spegel (S. Sein Glossar. Svio-Gothicum) gegen Ihre, der es von einer andern Wurzel herholt.

Hier nun fällt das latein. lustrare ganz hinein und ist in der Grundbedeutung dasselbe, indem es das leise Einherschleichen und Umherschauen bezeichnet. In diesem Sinn heißt lustrum auch ein heimlicher verbotener Ort, dem man sich schleichend und herumspähend naht: eine Thier- Mord- und Hurenhöhle; so auch lustrari.

In den germanischen Sprachen wird das Wort mehr auf das Gehör, in der lateinischen mehr auf das Gesicht gewendet. Es wanken aber die Wörter häufig so hin und her, indem sie nur ungefähr in dem Kreise desselben Gebietes bleiben. Es ist auch ganz natürlich, daß eben die Wörter, welche die leibliche und geistige; diese wundersamlich gemischte, Thätigkeit der fünf Sinne bezeichnen, eben weil diese fünf Sinne in ihrem Vermögen und Auffassen nicht so genau geschieden sind, als man gewöhnlich meint, wie z. B. Geruch und Geschmack Gesicht und Gehör, oft mit einander die Rollen wechseln: so z. B. im Teutschen Riechen und Schmecken, wie man sagt: die Blume schmeckt gut eine Schmecke, (ein Strauß ene Rük) wie Kiesen beides Sehen und Schmecken heißt. (S. Wachter bei diesem Worte.)

Die Lateiner haben also aus dem Worte Lu und Lü nach zwei Seiten hin dasselbe entwickelt als die Germanen. Die Griechen geben von dem doppelten Sinn des Lüen Lüein, wo es hier das Auflösen Waschen Reinigen dort das Leisetreten und Leisespähen bezeichnet, in dem Worte κλύειν y) (Horchen und Lauschen) wenigstens auch ein Zeichen davon.

y Anmerk. Was das g ch k in der griechischen und teutschen Sprache bedeutet, nemlich, vorn einem Worte zugesetzt, eine leise Verstärkung und Bestimmung, soll hier nicht ausgeführt werden; ich stelle bloß ein paar Worte hin als Wegweiser: luren und gluren, (siehe oben) lenzen und glänzen, lupen und glupen Las, (davon Lasur) λαας ein glänzender glatter Stein, und Glas u. s. w.

Wie Lux und Ljus (nord. Licht) Lust und List hieher gehören, soll diesmal nicht gewiesen werden. Hier ist auf

einem Pfade, wo so leicht gestrauchelt wird, bei Weisung der wechselnden Übergänge von dem inneren auf den äusseren Sinn und umgekehrt und des Ineinanderfließens der zugleich leiblichen und geistigen Bedeutung der Buchstaben und Wörter diesmal fast schon zu viel gespielt worden.

Anmerkung für den künftigen Recensenten. Niemand fühlt mit einer innerlichen behaglichen Selbstbelachung und Selbstzerlächelung die Täuschung und Bethörung bis zur Vernarrung, womit die etymologisirende Lust besessen ist, mehr als ich, und wie dem Recensenten, der schadenfroh seyn will, gegen jeden Etymologen ein zu leichtes Spiel des Lächerlichen und Possierlichen geboten wird. So z. B. kann ein Recensent mir hier gleich die Laus einschieben, behauptend, dieser merkwürdige Leisetreter ja Leiseschleicher, offenbar auch ein Verwandter von Lu und Lau, sey hier von mir vergessen; und bei dem, was oben über das Endungs-M gesagt ist, (bei den Wörtern Trau Sei Nah Braa Traum Seim Nahm Braam) wie nah dem leichtsinnig hüpfenden und kalamburischen Witze liegt da bei dem scheinbaren Zusammenfallen des Sinns die Wortwürfelung zwischen Sau und Saum, als die da beide eine gewisse Dreckneigung haben!

9. Waräger.

Was die Waräger waren, hat man lange schon so ungefär gewußt, aber über die Ableitung des Namens sind die meisten wunderbarlich genug hingeschossen ja hingestolpert, auch selbst die Nordländer, welchen doch die Deutung desselben so nah liegt. Man schlage nur Schöning nach (Norges Riges Historie II. S. 52 und 243 und III. S. 186-98) und Suhm, (Danmarks Historie II. S. 91 ff) welcher alles

Mögliche herbeizieht doch endlich etwas schüchtern fragt, ob der Name vielleicht von Väre, (die Wehr, Waffe) herkommen könne, kurz welcher sich hier wie fast immer in der Fülle des Stoffes verliert und nichts Festes herausfinden kann.

Das Wort wird verschieden geschrieben: Wareg Waring Warangus Barangus Wargengus Wargangus Gargangus Garanus Galanus Garangus.

Zuerst ist es dem unglücklichen Worte, das durchaus etwas Ehrenvolles und Freies bezeichnet, so schlimm ergangen, daß es in seiner verstümmelten Kürze Wareg mit einem andern ihm fremden Worte verwechselt worden und bis auf den heutigen Tag verwechselt wird, nemlich mit dem Worte Warg, das etwas Böses und Schändliches bedeutet. Man lese nur Schöning Suhm Ihre nach und auch von Savigny. (Gesch. d. T. R. im Mittelalter I. S. 98.)

Das Wort Wareg Waring Waranger kömmt her von War Wehr: Waffe und Krieg; das Wort Warg kömmt von Arg, und ist dessen breite Verstärkung. Deswegen heißt Warg der Wolf, als ein grausames und grimmes Thier der Blutdurst. Der Wolf war und ist dem Norden auch das Bild des Bösen überhaupt, z. B. der Fenriswolf der Edda; er ist ein nächtlicher Gesell des Teufels. Daher glauben manche schwedische und nordteutsche Bauern noch heute, in den Wölfen und Wölfinnen stecken Hexen und Hexenmeister und anderes verwandeltes Teufelsgeschmeiß; Dahin gehört der Werwolf und seine grausen Fabeln und jener Aberglaube, der da warnt, den Wolf nicht mit seinem rechten Namen sondern nur den Grauen (Hin Gro) zu nennen. — Warg heißt auch jedes Erzverruchte und Erzbösewichtische. So bedeutet Warg i Weom der Wolf im Heilig-

thum, (S. Ihre und Schöning) jeden, der durch einen Bruch des Menschen- und Gottesfriedens rechtlos geworden war, z. B. einen, der auf den geweihten Dingstellen oder in Tempeln oder bei Götterfesten die Waffen gezuckt jemand geschlagen oder erschlagen hatte. Warg hieß auch jeder vogelfreie Streuner und Räuber. — Nun von ihm wieder zu den Warägern.

Wer waren diese Waräger? und wie und wo kommen sie am häufigsten vor?

Ich weise nur wieder auf Suhms reichgesammelten Vorrath von Stellen hin. (S. d. a. O.) Daraus und aus den byzantinischen Geschichten aus Nestors altrussischen Jahrbüchern und aus den nordischen Sagen ergiebt sich, daß der Name Waräger in dem jetzigen Nordrußland *) und in Konstantinopel am häufigsten vorkam. Es scheint, daß ältestens schon, von der Zeit an, als die Gothenstämme in Osteuropa so mächtig waren, einzelne jener gothischen Stämme im nördlichen Rußland um die Düna und den Ladoga und Peipus bis zu den Quellen des Dneprs gesessen haben. Zwischen diesen und den nordwestlichen Skandinaviern, ihren Vettern, scheint die Verbindung, wenn gleich zuweilen unterbrochen doch immer wieder erneuert zu seyn. Darauf weist die Sage und auch die Wahrscheinlichkeit der Geschichte hat dagegen nichts Triftiges einzuwenden. Später läßt der Mönch Nestor von Kiew die ersten Staaten Rußlands von Waräger Heermeistern und Fürsten gründen. In Konstantinopel aber finden wir immerfort bis in das elfte zwölfte Jahrhundert hinein nordische Krieger, welche als wegen ihrer Tapferkeit und

*) Die Russen nennen die Ostsee auch Waretzkoi-More: Warägermeer.

Treue hochbetraute Männer in der kaiserlichen Burg dienen: Skandinavier des Nordens und auch Normänner und Sachsen aus Britannien; und diese werden Warangoi (Βαραγγοι) Warangi genannt, wie jene in Nordrußland und an und in der Ostsee bei den Nordischen, welche das Wort schon verdorben hatten, Waräger hießen. Ich sage, sie hatten das Wort schon verdorben, denn richtiger kömmt es in den Urkunden und Gesetzen der Südgermanen vor, wo es mit mannigfaltigen Umlauten, die oben schon angeführt sind, jenen griechischen Warangoi sehr ähnlich hin und her spielt.

Wer waren diese Waräger?

Sie waren ausgewanderte oder auswandernde Krieger: was man im Mittelalter im guten Sinn fahrende oder reisende Knechte nannte. Und heißt der Name etwas anders? und klingt er uns nicht mitten aus der Verdorbenheit selbst als ein solcher entgegen? und haben ihn die Griechen in dem Warangoi nach ihrem Ohre nicht ganz genau übersetzt? — Sie waren Wargangi oder Warganger: Männer, die auf Beute Kriegsabentheuer und Heldenthum auszogen. So hieß der fürchterliche Wiking Rolf, der erste Herzog der Normandie, Gangarolf, obgleich einige den Namen von seiner Schwere deuten, daß er nemlich auf allen seinen Zügen habe zu Fuße gehen müssen, weil seinem gewaltigen Riesenleibe jeder Pferderücken zu schwach gewesen sey.

Von dieser Bedeutung des fahrenden Kriegers übertragen galt denn ein Warganger oder Warenganger auch einem Fremdling gleich, aber einem ehrenvollen Fremdling, keinem Streuner, der mit Vogelrecht durch die Welt streicht; denn solcher bekömmt nicht gleiche Wehr mit eingebornen Freien. So kömmt das Wort Warengus in der Lex

Salica vor; so lautet es (S. Wachter s. v. Warengangi und von Savigny a. a. O.) in dem Edikt des Lombardenkönigs Rothar: „Omnes Warengangi, (alii: Gargangi) qui de exteris finibus in regni nostri finibus advenerint seque sub scuto potestatis nostrae subdederint, legibus nostris Longobardorum vivere debent." — Die Streuner die rechtlosen und vogelfreien Diebe und Straßenräuber stammen von dem Worte Warg, welches seitweges in den Sinn dieses edlen Wortes hineingedreht und häufig mit demselben vermischt worden ist.

10. Bonn. Mögliche und wahrscheinliche Ableitung.

Zum Schluß der kurzen Beschreibung von Bonn, welche das erste Heft dieses Jahrbuchs enthält, habe ich (S. 70) die Worte drucken lassen „Und man mag zuletzt wohl sagen, wenn auch die Deutung nicht Stich hielte, welche Bonna und Castra bonnensia von bonus ableitet, oder eine andere, welche celtischer und germanischer den Namen von dem alten Worte Buhn Wuhn Wunn (ein mit fruchtbaren Angern Wiesen und Wassern gesegneter Platz) entspringen ließe, daß doch die wirkliche Wunn und Weide wohl Stich halten wird, womit das freundliche Städtchen so reichlich ausgestattet ist." — Darüber hier noch ein paar Worte zur Erläuterung:

Als ich einem Freunde äußerte, es sey mir nicht wahrscheinlich, daß der Name römischen Ursprungs sey von dem Worte bonus, weil die Stadt dann nicht Bonna sondern Bona genannt seyn würde, fiel er diesem zwar bei, meinte aber, die Erklärung der Namen diesseits des Rheins, als welche Gaue ursprünglich von Celten und Galliern bewohnt

und benannt seyen, müsse man mehr in dem Celtischen als in dem Germanischen suchen. Ich gab ihm das halb zu, jedoch mit der Bemerkung, daß in diesen Gegenden, welche später Austrasien damals Belgien hießen, nach dem ausdrücklichen Zeugniß der Römer in dem Volksstocke das Teutsche vor dem Gallischen geherrscht habe, und daß es überhaupt nicht so leicht sey, als die verschiedenen Worte sich aussprechen, das Celtische und das Altgermanische zu scheiden, daß es, zumal da unsre Quellen für das Altceltische und Gallische, das weiland an den Westgränzen unseres Volkes gesprochen worden, so dürftig fließen, bis diesen Tag noch nicht recht ausgemacht sey, ob jenes belobte Celtische und das Germanische sich als zwei verschiedene Sprachen oder nur als verschiedene Mundarten Einer Gesammtsprache zu einander verhalten haben. So sprachen und stritten wir und ließen endlich die Sache liegen. Hier ist nun Gelegenheit, an jenes Gespräch wieder zu erinnern und die leicht angeklungene Saite wieder zu berühren.

Leibnitz in seinen Collectaneis etymolog. hat Manches gesammelt und zusammengestellt, was eben die nahe Verwandtschaft des Germanischen und des sogenannten Celtischen beweist und noch mehr zu denken giebt. Andere stecken bis zur Blindheit im Celticismus und verwirren sich im Suchen nach Celtischen Wurzeln und Stämmen und sehen den vollen germanischen und skandinavischen Wald mit seinen Wurzeln und Stämmen oft vor lauter fremden Bäumen nicht, wie der sonst so geistreiche und gelehrte Wachter zum warnenden Beispiel dienen mag. Auch der würdige Schöpflin in seiner Alsatia illustrata ist von dem Celtischen besessen und arbeitet sich vergebens ab, alle Namen von Orten und Städ-

ten im Elsaß und längs dem Rhein aus der gallischen und römischen Zeit von seinem sogenannten Celtischen abzuleiten. Und doch wie leicht ist ihm das Gegenspiel zu zeigen! Vergebens will er Endungen wie ratus oder ratum acum magus briga durum zu gallischen machen. Sie sind wenigstens so teutsch, als irgend etwas Teutsches teutsch seyn kann. Man sehe:

a) ratus ratum ist das teutsche rade rode rad raid auch Geraid, welches an sich schon Dorf Gemeinde und Genossenschaft heißt (z. B. das Heim- oder Haingeraid im Rheingau. S. Bodmanns Rheingauische Alterthümer.) und in allen Gegenden des Allemannischen und Thüringischen theils allein (wie Hag Hagen) theils als Endung von Ortschaften gefunden wird.

b) acum ist die teutsche Endung ach und findet sich fast immer nur bei Orten, die an Strömen und Bächen liegen.

c) magus, teutsch mage nordisch mag moge allmoge, heißt eine Gefreundschaft eine Gemeinde ein Volk. Schöpflin selbst sagt, die Endung werde nur größeren Orten angehängt. Es entspricht ganz einer andern teutschen Endung Leben (sassisch und brabantisch) und dem italischen popolo.

d) briga (englisch bridge, sassisch Brügg, Britsche) ist brück: Olbrück Saarbrück Insbruck &c.

e) durum das teutsche thurn büren, in so vielen Ortsnamen die Endung.

Bonn Bun Wuhn Wunn. Die gemeinsame Bedeutung dieser Wörter, welche aus den vielen von mir zusammengehaltenen Stellen sich ergiebt, ist das Bewässerte Niedriggelegene, fast entsprechend dem Worte Au.

Wuhnen Wonnen hießen auch Gräben und fließende Rhine (Rhine Rhïen sassisch) zwischen Aeckern und Wiesen, so wie sumpfige Stellen auf Wiesen. In einer Menge Urkunden wird bei der Aufzählung der einzelnen Theile eines verkauften oder übergebenen Gutes Wunn nie mit Wiese als gleichbedeutend aufgeführt, sondern Wunn und Weide (gleichsam im Gleichklang mit dem sassischen Rusch und Busch) wird fast immer mitsammen genannt. Wie mir däucht scheint es dem nordteutschen Koppeln und Weide zu entsprechen. — Ob und wie weit das englische Pond (ein Teich) und das holländische Polder (ein Sumpf, Morast) auch dahin gehören können, lasse ich unentschieden.

Anmerkung. In dem Rothwälsch, welches die Leute in einigen Gegenden des Sundgaus und Oberelsasses sprechen und von welchem Schöpflin meint, es sey noch von dem Altceltischen darin, heißt Benne eine Quelle. (Alsat. illustrata. T. I. S. 97.)

Bunen Bonne auch Gebunde sind ferner einzelne Auen und Anger, die man sich gewöhnlich wohl in ihren Rainen eingeschlossen denken muß. (S. Kindlinger Gesch. d. T. Hörigkeit S. 292. 422. 556.) Bei demselben Kindlinger (Münster. Beiträge I. 190.) kommen twe beslottene Bonne: zwei beschlossene (eingehägte eingekoppelte) Ackerstücke, vor, und ebendaselbst (III. 85.) in dem Kirchspiel Werne das Haus Wunne.

Daß das Wort Bonn übrigens nicht bloß diesseits des Rheins zu Hause ist sondern auch jenseits bis über die Elbe hinaus, im Braunschweigischen Anhaltischen Thüringen Franken Schwaben, zeigen eine Menge Dorf- und Stadtnamen, von welchen ich nur einige anführe als: Bonhau.

sen Bonlanden Bonnrode Bondorf Bonnafort (S. Allgemeines Dorflexikon Teutschlands 3 Theile. Erfurt 1789.) und die bekannten Wunstorp und Wunnsiedel.

Die Wörter Bouna Bunda sehe man bei Ducange nach, die dort bloß als Feldscheide Rain erklärt werden. — Hier bei dem Wörtlein Rain fällt mir von selbst ein, daß man nicht vergessen soll, daß Rhin (Wasserlauf Graben Fluß) und Rain (Feldstreif Scheide) eigentlich einerlei sind.

So daß nach allem diesem die ursprüngliche Bedeutung des Wortes die eines wässerigen und sumpfigen Grabens (eines Rheins) zu seyn, davon auf eine mit Gräben durchschnittene Au und Weide, davon auf einen Feldrain, und endlich von diesem auf ein zwischen Rainen eingeschlossenes Ackerstück selbst (eine Koppel ein Hag) überzugehen scheint.

Bonn wäre also genannt, wie mir däucht, von seiner Umgebung, als ein mit fruchtbaren Feldern und Auen umgebener und von mehreren Bächen und Gräben umflossener Ort; oder wenn man den zweiten Sinn des Wortes fest hielte, hieße es (mit seinen Zusammensetzungen) nichts anders als Hag Hagen, die theils allein theils in Zusammensetzungen als Namen von Städten und Ortschaften so häufig vorkommen.

Wie unser Bonn Bunn und das griechische Βυνος und das teutsche Bühne mit Bühl Beul Brühl Broil Brol Broglio, welche als Namen von grasreichen und schönwassrigen Auen Plätzen Dörfern und Städten so oft vorkommen, nach den Gesetzen teutscher Sprachbildung und Buchstabenwechselung und nach dem wunderbaren Gegenspiel und Ineinanderspiel des Hohen und Tiefen (bei diesem Altum

et Profundum denke man nur an Äng und Anger) zusammenhangen, führe ich hier nicht aus.

Schlußanmerkung. Zu Bonna Bunda, insofern es Umrainung Einhägung bedeutet, scheint das altnordische Weband oder Webond (heilige Gränze heiliges Band) zu gehören. Dreier (Abhandlungen zur Erläut. T. Rechte und Alterthümer Th. II.) deutet es als die heiligen ohne Erlaubniß nicht überschreitbaren Schranken um die Dingstellen, wo der Schultheiß und Urthelverkünder mit seinen Schöffen saß. Bei Haldorsen heißt das Wort Vebönd mit der Auslegung: Haselstangen, womit man die Malstätten zum Zeichen ihrer Heiligkeit einhägte. Bei Ihre lautet es Veband und er erklärt es: die durch heiligen Frieden geschirmte und mit Stricken umschloßne Dingstätte und leitet es von Band Bond: Strick, ab. Man könnte bei Veband aber auch an das teutsche und nordische Wort Bann (auch Band geschrieben, z. B. noch von den Dänen) denken: ein Ort, auf dem ein heiliges Verbot ruhete, auch eine Freistätte.

Als dies geschrieben war, kam mir das Guta Lagh (Gesetzbuch der Insel Gothland) in die Hand, im verflossenen Jahre von dem Professor Schildener in Greifswald ausgegeben und mit einem ganz vortrefflichen Kommentar versehen, wodurch namentlich dieses Veband, als ein heiliges Friedensband um die Freistätten unglücklicher Todtschläger gezogen oder idealisch gezogen gedacht, einzige Erläuterung und Aufklärung erhält.

A.

Diese Uebungen und Spiele ja diese Spaziergänge durch den grünen Wald der lebendigen Geschichte und durch den vollen üppigen Blumengarten der Sprache, wo Bäume Sträuche Büsche und Blumen der mannigfaltigsten Art Sitte und Farbe im bunten Reichthum unter einander stehen, bedürfen wohl keiner Entschuldigung, vorausgesetzt daß der Spazierende suchen und finden konnte und nicht bloß Nesseln und Dornen zusammenlas und das Welke für das Grüne das Todte für das Lebendige zu Kränzen und Sträußen zusammenband. Wenn es dem Mineralogen und Botaniker erlaubt ist ja wenn es an ihm gelobt wird, wenn er mit ämsiger Lust einzelne Steinchen und Pflänzchen aufliest, ihre Ordnung ihr Geschlecht und ihre Sippschaft erforscht und auf welcher Stufe und in welcher Reihe ihrer großen Familie sie stehen und liegen, und wenn er so durch fleißiges Betrachten und Untersuchen des Einzelnen von Staffel zu Staffel zu dem Allgemeinen fortschreitet und endlich auch sein kleines Theil zu dem großen Bau der Wissenschaft und zur Erkenntniß ihrer allgemeinsten und einfachsten Gesetze beiträgt, so kann derjenige wohl nicht getadelt ja er muß vielmehr gelobt werden, welcher viel Dunkleres und Versteckteres sucht in einem mehr geistigen und hohen Naturgebiete, wo die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten nach viel feineren und dünneren Gesetzen durch einander hinspielen und wo die Kennzeichen der Arten und Geschlechter und ihrer Sitten und Triebe nicht so leicht gefunden noch gezeigt werden können, als an den Geschöpfen und Gebilden einer niedrigeren Ordnung. Denn mit demjenigen, welcher Steine Käfer und Pflanzen sucht, mag

der Sprachforscher am allerrichtigsten verglichen werden. Wenn jener bei der unscheinbaren und mühsamen Arbeit bei dem fleißigen und unverdrossenen Aufsammeln und Aufsuchen des Einzelnen in einer wiederkehrenden Ordnung zuletzt die Regel und das Gesetz findet und oft auch in der scheinbaren Unordnung und Regellosigkeit und in einzelnen Ungeheuern und Naturspielen den Wink und die Hindeutung auf ein höheres und tieferes Gesetz findet, so begegnet Ähnliches dem Sprachklauber und Alterthumsforscher: in dem Einzelnen und Kleinen entdeckt er oft das Allgemeinste und Größte und was zuerst nur wie ein dünnes Fünkchen aus der Nacht aufschimmerte, leuchtet bald wie eine allerhellende Sonne.

Jede Sprache wird mit Recht einem Walde und Garten voll Bäume und Blumen verglichen, und die Vergleichung paßt fortgehend auf alle einzelnen Theile des Baums und der Blume: Wurzel Stamm Äste Zweige Reiser Blätter Blüthen und Gipfel finden wir hier in dem ähnlichsten Spiele wieder. Das auch hat die Sprache mit den Bäumen gemein, daß, wie es einige von diesen giebt, deren Wurzel und Stamm Jahrelang schon wie faul und todt schien und die dann plötzlich wieder Sprossen und Zweige treiben, eben so das, was in der Sprache schon erstarrt ja erstorben schien, oft plötzlich und unbegreiflich wieder keimt und sprießt. Ja in den Sprachen noch anders: vielmehr in ihrem Winter haben sie ein viel zäheres und hartnäckigeres Leben, als auch in den härtesten und edelsten Naturgebilden und Naturgewächsen ist; und zwar eben, weil sie weit mehr aus geistigen als aus irdischen Stoffen zusammengeronnen sind. Auch ist das Suchen und Finden hier, eben weil es schwerer und tiefer, viel erfreulicher, als das Suchen und Finden auch des kostbarsten

Gesteins und der seltensten Pflanze. Denn jedes Wort ist eine geistige Sinnpflanze; es gehört aber die glücklichste Stunde und der rechte magnetische Finger des Suchers dazu, diese Wunderpflanze so zu berühren und zu erregen, daß das geistige Spiel des inneren Sinnes sich in seiner Fülle offenbare. Darum ist die Wortforschung und Wortableitung ja das Finden des rechten schlagenden und blitzenden Sinnes der Worte ein Finden und Mehren des Wissens und der Erkenntniß, worin sich gleichsam die innerste Geschichte der geistigen Anschauung Entwickelung und Bildung der verschiedenen Zeiten und Völker spiegelt.

Die rechte Wortklaubung und Wortforschung, die wie ein guter Schütz mit gesunden Augen und geschwindem Blick ohne Brille am sichersten ins Mal trifft, ist auch eine geschwinde und hurtige Wegweiserin Abkürzerin und Abschneiderin der Umwege oder Irrwege des halben oder umschweifigen Erkennens, indem es bei allem Wissen und Erkennen der Menschen am meisten darauf ankömmt, daß man von dem Natürlichen und Graden den Anlauf nehme und nicht aus Anschauungen und Begriffen der zweiten und dritten Ordnung, — was man die zweite oder dritte Potenz zu nennen pflegt — also aus dem Künstlichen Schrägen und Unklaren, beginne. Wieviel in der Philosophie und Geschichte ja in der Deutung und Bedeutung jeder Wissenschaft auf den richtigen inneren und heitern Wortverstand und auf die richtige Stellung der Worte ankömmt und wie das schon eine Klarheit und Anmuth der Darstellung, selbst der trockensten und nüchternsten Darstellung, giebt, welche fast einer halben Kunst ähnlich sieht, das bedarf hier kaum angedeutet zu werden. Das liegt aber als ein geistiges Geheimniß in jeder Sprache,

daß eben das richtige Verständniß und der richtige Gebrauch jedes Wortes für den Leser und Hörer einen unbeschreiblichen Zauber hat, nicht bloß der eben von mir angedeuteten Kunstähnlichkeit, sondern gleichsam eine mystische und innere Erkenntniß, die unwillkührlich trifft und ergreift und die das ganze Geheimniß sinnvoller und gewaltiger Dichter und Redner ist: die unbewußten Lichter und Blitze, welche mit ihren allmächtigen Scheinen die Gemüther aufreißen und durchleuchten.

Wie sehr die rechte Sprache und das rechte Treffende und Schlagende die Helle der Anschauungen und Begriffe und den in immer weiteren ebneren und lichteren Schwingungen sich ausbreitenden und erleuchtenden Ideenkreis fördert, kurz wie dieses die natürliche geistige Geburt ohne Zangen und Wendung geschweige Zerstückelung und Kaiserschnitt fördert, das ließe sich bei jeder Wissenschaft und bei der Findung oder Führung des leichteren oder schwereren Weges derselben in reichen Beispielen nachweisen. Um aber statt der Beispiele, deren es nicht noth thut, ein Beispiel zu gebrauchen, offenbart sich dies schon in den Aussentheilen und Aussenwerken der Sprache, in der richtigen nnd sichern Behandlung der Laute, in der kräftigen und melodischen Betonung der Worte. Wie nemlich eine klangreiche und metallreiche Stimme und die klare und feste Betonung und Bedrückung oder sanfte Hinschleifung ich mögte sagen Hinsäuselung der Laute auf den rechten Punkten der Rede nicht allein einen äusserlichen Reitz des bloßen Wohllauts hat sondern mehr fast ein inneres Eindringen ja fast ein inneres Einklingen und Durchklingen der einzelnen Laute oder Buchstaben in die Seele, so daß das innerliche Verständniß dadurch auf eine wunderbare Weise erleichtert und erhöht wird und die einzelnen Worte fast schon eine tie-

fere geistige Geltung bekommen, so verhält es sich noch mehr also, wenn der Redende und Darstellende jedem Bilde und Gedanken in der Sprache und in den einzelnen Worten sein rechtes Gegenbild giebt, wenn er die Worte in ihrer eigentlichen inneren Bedeutung gebraucht; worin schon eine wundersame Klarheit ist, die noch wächst, wenn er auch für die Stellung derselben den rechten zarten Griff hat.

Wenn man nun die Wortforschung und Wortableitung und die Aufsuchung und Erklärung des inneren Sinnes der Wörter bloß als einen einseitigen Trieb und eine kleinliche Beschäftigung ansieht und als etwas Einzelnes Untergeordnetes und Ärmliches schätzt als eine blinzelnde und kurzsichtige Musivarbeit der trockenen und mühseligen Peinlichkeit, so irrt man sehr. Jedes Wort ist ein niedergelegter oder vergrabener oft schon ein verstockter und versteinter und durch langen Nichtgebrauch erstarrter und erkalteter Gedanke, der aber jeden Augenblick durch den lebendigen Geist wieder mit Frühlingsluft angehaucht und zum Fließen und Sprießen gebracht werden kann. Wenn ich dieses Wort nun verkehrt greife oder wenn ich den schon verblaßten und verdunkelten oder versetzten ja oft schlecht übersetzten Sinn desselben nur in der mittleren oder hinteren schon bildlich übertragenen oder zertragenen Ordnung greife und auf die Weise das Mittlere oder Hintere vorn setze, so zeuge ich den Irrthum und pflanze den Irrthum fort, ich zeuge Dunkelheit aus Dunkelheit und Nebel aus Nebeln. Denn jeder irrende oder verschränkte und verrenkte Gedanke und Sinn zeugt wieder größere Verkehrtheiten und Irrthümer, wie jede Sünde und Lüge in jeder Zeugung ein stattlicheres und reisigeres Geschlecht von Sünden und Lügen hinter sich her tretend hat.

Ich führe dies nicht ohne Grund an. Ich habe in dem Folgenden auch Einiges aus teutschen Alterthümern näher zu beleuchten und zu erläutern gesucht, und oft bloß grammatisch und etymologisch aus der Sprache. Nach meiner Meinung ist dies ein Feld, wo noch unendlich viel zu thun ist, ja worauf noch Jahrhunderte gepflügt gesäet und geärndtet werden kann, ohne daß sein Boden erschöpft wird, der vielmehr unerschöpflich genannt werden kann. Wer weiter sieht und Entfernteres und Entlegeneres umfaßt, greift weiter und hält fester; aber selbst aus der Enge und Beschränktheit von Kenntnissen und Hülfsmitteln, die mir zu Gebote stehen, glaube ich Manches richtiger gesehen und entdeckt zu haben, als die Früheren. Auf jeden Fall kann die Sache auf diesem Felde nur durchgearbeitet und vollendet werden durch die gemeinsamen Arbeiten vieler, indem sich jeder aus der unendlichen Masse seinen Theil nimmt und sein Scherflein zu dem gesammelten Haufen der Übrigen schüttet. Wie viel weiter würden wir z. B. in der Geschichte der Sitten Gebräuche Rechte und Gesetze des Mittelalters seyn, wenn nur allein in den verschiedenen germanischen Sprachen und ihren Mundarten nach einem festen gemeinsamen Ziele gestrebt wäre und wenn Wort- und Sacherklärung immer gleichen Schritt gehalten hätten! Wie vieles ist in der Geschichte der Gesetze und Verfassungen des Vaterlandes und der verwandten Länder nicht zu berichtigen! wie vieles aus der Gegenseitigkeit und Ähnlichkeit derselben zu erläutern! wie viel Künstliches und Breites in den Deutungen und Auslegungen oft durch Einen herzhaften Einschnitt und Durchhieb durch einen blitzigen Einschlag und Durchschlag des rechten Sinnes in ein Einfaches und Kurzes zu verwandeln! Hier erscheint die rechte Sprach-

forschung und das Dringen bis in den innersten Kern des Sinnes eines jeden Wortes oft von der Wichtigkeit, daß eine Menge verkehrter Ansichten Andeutungen und Hindeutungen ja daß ganze Reihen von systematisch geordneten Sätzen und Folgerungen durch ein leichtes und grades Erfassen und Festhalten des rechten Sinnes mit Einem Male zusammenstürzen und hinschwinden werden wie Nebel vor der aufgehenden Sonne, nicht einmal das fröhliche Gefühl mit eingerechnet, welches die volle klare Erkenntniß eines Gegenstandes schon von Natur für den menschlichen Geist hat.

So geschätzt und angeschlagen hat die Wortdeutung schon einen hohen Werth; es liegt aber noch etwas viel Tieferes und Feineres in ihr, etwas so Tiefes und Innerliches, daß es mehr angedeutet als beschrieben werden kann. Man hat uns in den letzten Jahrzehenden mit mancherlei wunderlichen und abentheuerlichen Geschichten der Menschheit und der Völker a priori beschenkt, welche oft nur in Bildern von Gespenstern ja in Schatten von Schatten mehr hinschweben, als daß sie eine bestimmte Gestalt zeichneten. Dieser vornehme Weg hat seinen eigenen Reiz und hat von jeher aprioristische Narren genug gemacht. Aber doch muß man bekennen, daß es etwas Zartes und Feines giebt, etwas Gleichsamaprioristisches der allgemeinen Geschichte; und dies scheint mir am meisten in den Sprachen zu liegen. Denn nicht bloß aus den verwandten Sprachen oder aus den Sprachen solcher Völker, die weiland viele politische religiöse wissenschaftliche oder örtliche Berührungen hatten, springen einem jeden Augenblick Gegenbilder und Gegenscheine der Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten entgegen, die nicht nur den verschiedenen oder gleichartigen Geist und Sinn dieser Völker wunderbar erleuchten sondern gleichsam

das Gemeinsame das Höhere der Menschheit beides in dem Verschiedenen und Aehnlichen offenbaren. Denn auch in solchen Sprachen, die einander den Ursprüngen der Zeiten und Verhältnissen der Orte nach die fremdesten und entlegensten scheinen, schimmert doch oft etwas Gemeinsames der allgemeinen geistigen Natur Anlage Sitte und Kunst des Menschengeschlechts hervor, daß man gleichsam die allgemeine Fabel und Vorgeschichte des Menschen zu lesen glaubt. Und in der That die Sprache ist die zugleich ewig alte und ewig junge Geschichte und Fabel der Völker. Dies springt schon hervor als Ausbeute und Aussprung (Resultat) einer allgemeinen Idee des Menschlichen, was allen Zeiten und Völkern von jeher gemeinsam gewesen ist. Wenn man aber das Studium der Sprachen nach der Seite hin wendet, auf welcher es in den letzten Jahrzehenden von so vielen ausgezeichneten Köpfen mit Glück getrieben worden ist, wenn man nicht allein das Idealischgemeinsame sucht, was gleichsam als eine Urgeschichte und Vorgeschichte der Menschheit erscheint, sondern wenn man auch das Aeußerlich- und Leiblichgemeinsame sucht und findet — welch eine Milchstraße von werdenden Sonnen und Kometen zieht sich dann durch die lange Nacht der Zeiten hin und wie werden die äußersten Enden der Welt, welche die uralten Sagen und Ueberlieferungen nur noch dunkel verbinden, in einem neuen und grünen Leben wieder zusammengeknüpft! Welche Ausbeute für die allgemeine Geschichte der Sitten Gesetze Religionen Künste und Wissenschaften versprechen die Untersuchungen über Ostasien den Europäern nicht, wann sie weiter geführt ja wann sie einmal vollendet seyn werden! Das wird auch eine Geschichte liefern,

und zwar eine recht allgemeine Menschen- und Völkergeschichte, zwar nicht so dick und fest, als was auf Urkunden und steinernen und ehernen Mauren und Tafeln ruht, aber doch auch nicht so dünn und luftig und unerfreulich, zugleich hell und kalt, als jenes oben angespielte aprioristische Hexenfutter, womit wir unter der Aufschrift Allgemeine Ideen allgemeine Einleitung u. s. w. nur zu oft abgespeist werden. So wird das ächte und gediegene Studium der Sprachen und ihre Durcharbeit zur heitern Erkenntniß und zum anmuthigen Verständniß der rechten feinen und inneren Weltgeschichte und des rechten feinen und inneren Lebens führen, und was einzeln eng ärmlich und kleinlich erscheint, wird, zu dem Großen und Ganzen gefügt, das schöne Bild des innersten geistigen Lebens der Menschheit vollenden helfen.

Aber die Etymologie, auch gar nicht hinschauend auf diese Weltweite und so Herrliches und Stolzes sich gar nicht einbildend und träumend, mit richtigem und sicheren Schritt und Blick geübt, hat schon auf der ersten untersten Stufe der Anwendung den Vortheil mit sich, welchen alles Einfache Klare und Heitre mit sich führt, daß sie erhellt erquickt und belebt und durch den klaren Geist und Sinn, worauf sie dringt, immer neue Lichter anzündet. Dies, recht geübt, wird sich bei den ersten Anfängen der Unterweisung der Knaben schon offenbaren, schon darin offenbaren, wenn man die Wörter nur erst richtig aussprechen und betonen und jedem Buchstaben und jeder Sylbe ihre rechte und volle Geltung geben ließe; was freilich an den meisten Orten mit einer unverzeihlichen Nachläßigkeit versäumt wird. Noch mehr würde es sich aber zeigen, wenn

die ersten Uebungen des Unterrichts mit größerer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit getrieben würden und wenn die Führung derselben nicht gewöhnlich Stümpern anvertraut wäre. Wir wissen, welchen hohen Werth die Alten darauf legten und unter welchem hohen Gesichtspunkt sie das bloße Lesen- und Sprechenlernen ansahen, welche geheime und verborgene Zauber ihnen überhaupt in dem Wohllaut und der Kunst der Sprache zu liegen schienen. Die jüngeren Europäer scheinen von solchem zauberischen Geheimniß kaum eine Ahndung zu haben und fast am allerwenigsten kümmern sich die Teutschen um das richtige Aussprechen und Betonen und um den feinen und rechten Gebrauch ihrer Sprache. Das geht in der Regel eben, wie es kann, nicht, wie es soll.

Nach diesen kurzen und leichten Vorbemerkungen muß ich wenigstens andeuten, welche mir die verschiedenen Wege und Nebenpfade dünken, auf welchen nach verschiedenen Seiten hin ausgelaufen werden kann, wenn man auf die Wortjagd oder auf botanische Wanderungen zur Aufsuchung der Stämme und Wurzeln einer Sprache ausgeht. Es giebt hier drei Hauptwege, welche einander zuweilen selbst durchschneiden und von welchen und in welche eine Unendlichkeit von Seitenwegen, gleichsam Dorf- und Feldwegen, die oft ohne Ausgang zu einem Kehrwieder werden, und von Einschnitten und Durchschnitten in die Kreuz und Queer aus- und einläuft. Ueber diese drei Hauptwege und einige Seitenpfade ein paar Andeutungen:

Diese drei Hauptwege heißen der erste der leibliche und irdische Weg, der zweite der geistige und himmlische Weg, der dritte der Mittelweg, eben weil er zwischen

beiden hinläuft, nicht gleichlinig und strack sondern ausschweifend und abschweifend, so daß er nun dem einen nun dem andern jener beiden ersten Wege mehr zuläuft.

Zuerst nun von dem leiblichen und irdischen Wege.

Die Sage und Fabel erzählt uns, die Geschichte bestätigt uns, am meisten aber und hellsten erzählt und bestätigt uns die sich immer wieder verjüngende und ergrünende Fabel in unserm Herzen und die innerste Geschichte unsers Gemüthes, die wir, wenn wir aufmerken, erleben können, daß wir auf irgend eine Weise aus dem Sternenlande herabgefallen sind, daß es einst einen lichten und heiteren Götterweg für unser Geschlecht gab, wo alles hell und klar wie das Leben in dem ersten erquicklichen Sonnenschein des jugendlichen Lenzes durch die durchsichtigen Seelen schien und klang und wo der Gedanke und der Gedanke des Gedankens nichts zu suchen hatte, weil das Daseyn selbst ein unsterblicher und unmittelbarer Gedanke war, ein Wiederschein Gottes, eine stille Ueberschwänglichkeit des ewig nahen Gottes. Dies wissen wir so sicher, als wir überhaupt etwas wissen. Aber wie es denn eigentlich gewesen ist in jener Zeit einer ungetrübten und himmlischen Heiterkeit der Seelen, das sehen wir nur zuweilen und fast immer aus einem dunkeln Spiegel schimmern. Wie die Strahlen des inneren ursprünglichen und unmittelbaren Anschauens und Erkennens damals in die Geister geschoßen sind und sich in ihnen gebrochen und gefärbt haben, wie sie wieder in ihnen vermittelt und aus ihnen heraus geschoßen und gebrochen sind — man mögte sagen, um es hinzuführen, wohin wir wollen, wie sie gesprochen sind — das wissen wir nicht. So viel aber

können wir wissen, daß dort oben gewiß anders gesprochen ist, als hier unten, und daß hier unten auch, als die Götterkinder aus der Heitre des Sternenlandes in die Nebel dieses Planeten hinabgesunken waren, anfangs noch eine andere Sprache gesprochen ist, als späterhin. Als das herabgesunkene oder herabgestoßene Geschlecht sich nun in dem irdischen Nebellande allmälig heimathlich machte, als die Reste des himmlischen Zustandes die sternige Heiterkeit und die überirdischen Gedanken und Ideen sich von Jahrhundert zu Jahrhundert mit der Erde und den irdischen Verhältnissen Bedürfnissen Leiden und Freuden mehr und mehr gemischt und sich durch irdische Anschauungen und Gedanken getrübt hatten, da mußte auch mehr und mehr eine Sprache für die Erde entstehen und die himmlische und sternige Sprache und ihre Heiterkeit und Lauterkeit mußte vielfach verdunkelt werden, die Erde mußte an jedes überirdische Wort und jeden überirdischen Gedanken von ihrer Schwere und ihrer Trübe hängen und sie immer tiefer in ihren Kreis hinabziehen: viele Wörter mußten anders werden, viele neue Wörter mußten werden. Wenn dies schon geschieht bei der Verpflanzung eines Volks unter einen andern Himmelsstrich oder in einen fremden Welttheil, wie ganz anders mußte dies geschehen bei jener ungeheuren Versetzung, die zwischen dem früheren Zustand und dem späteren die weiteste Kluft riß! Denn setzen wir z. B. alle Teutschen auf einmal nach Arabien oder nach Mexiko und lassen von einem andern Volke in jenen Ländern auch keine Spur bleiben sondern die neuen Ankömmlinge bloß Erde und Wasser und Thiere und Pflanzen dort finden, wie viel Neues und Anderes werden sie in

einigen Jahrhunderten schon aus den neuen und anderen Verhältnissen in ihrer Sprache erfinden oder gestalten müssen! Merkwürdig genug ist es aber, daß in den Sagen und Gedichten ja in den Geschichten der alten Völker von einer Göttersprache von einer heiligen Sprache einer Propheten- oder Priestersprache so häufig geredet wird im Gegensatz gegen die gemeine Volks- oder gar die gemeine Pöbelsprache. Wie viel deuten der alte Vater Herodot und die neuen Untersuchungen über das alte Persien und Indien davon an! und wie oft klingt es bei Homer: so nennen es die Menschen, jenes aber ist der Name bei den Göttern! Eine Hinweisung auf das Aelteste und auf die frühesten Zeiten und Verhältnisse.

Die Sprache und die Wörter, welche die Erde aus ihren Verhältnissen und Anschauungen und Gedanken, oder wenn man will Gedankenähnlichkeiten und Gedankendämmerungen verändert oder neu geschaffen hatte, trugen freilich immer noch den alten geistigen Stämpel an sich, und selbst die nun mehr irdischen und mehr aus Erde gebildeten Wörter waren, als durch ein geistiges und für ein geistiges Geschlecht geschaffen, allerdings mit Geist durchgossen und durchdrungen, und sahen mit der einen Seite noch immer zu dem alten Himmel empor, während die andere niederwärts zur Erde gewendet war; aber der Spiegel des Himmels zog sich mehr und mehr von dem Geschlecht zurück, von der Erde aber hatten sie das nahe Bild dem Blicke gegenüber und erkannten sich und selbst ihr geistiges Daseyn zuletzt fast mehr durch den trüben Gegenschein und Schatten des Himmels, der sich zuweilen noch gegen die Erde warf, als durch den unmittelbaren

Schein und das heitre Bild desselben. Weil es sich nun so ergeben und begeben hat, weil alle Sprachen verwandelt, ich mögte sagen versandet und überschüttet sind, weil allen Wörtern, auch den ursprünglichsten, ein irdisches Bild untergelegt oder ein schwerer irdischer Sinn aufgelegt ist, der den lichten himmlischen Sinn gleichsam zudeckt, weil die meisten Menschen die frühere geistige Heiterkeit und himmlische Unmittelbarkeit auch so sehr verloren haben, daß sie den Himmel fast nur noch an der Erde finden und durch die Erde deuten können — so hat bei der Erforschung und Erkundung der Sprachen und ihrer Wörter der irdische und nähere Weg den meisten auch der sicherere gedäucht, als auf welchem sie dieselben mehr in ihrer schweren und dicken Leibhaftigkeit ergreifen und nach irdischen Regeln in ihre irdischen Bestandtheile zerlegen und erkennen können; der geistige Weg ist ihnen fast zu dünn und fein geschienen, wo die Brücken der Seelen, auf welchen man zu wandeln scheint, fast nur aus Luft gebaut sind und unter der Schwere jeden Augenblick einzustürzen drohen. Wie diese, welche fast nur an die irdische Leibhaftigkeit der Sprachen glauben und sich an der irdischen Leibhaftigkeit halten, verfahren, das brauche ich hier nicht zu weisen. Sie leiten die Worte fast allein gleichsam aus der Erde her, aus irdischen Verhältnißen, meistens aus den Verhältnißen des Menschen zur Erde und führen den Sinn derselben dahin zurück, und lassen den geistigen Glanz, der auch ihnen zuweilen an denselben erscheint, nur als einen geistigen Duft, der aber zunächst der Erde gehöre, als ein irdisches Ideenopfer himmelan steigen. Diese gehen an dem Sichtbaren Ergreiflichen ja

Handgreiflichen einher und lassen sich durch das Unsichtbare Ueberschwängliche und gleich einer zarten Götterdämmerung und Götterschimmerung zwischen Himmel und Erde Schwebende und Flatternde nicht in die unsichere Luft emportäuschen. Nach den Gesetzen irdischer Erkenntniß und irdischer Schwere und irdischer Stoffe deuten sie die Sprachen mechanisch und organisch, aus leiblichen und physischen Zufälligkeiten lassen sie dieselben entstehen sich bilden und verändern, und geschichtlich suchen sie diese Entstehung Bildung Gestaltung und Veränderung durch den Lauf und Wechsel der Zeiten zu erweisen. Ich gestehe hier sogleich von vorn herein, daß diese mir den gewisseren Weg zu gehen dünken, obgleich nicht den allein richtigen.

Nun sehen wir auch, wie sich auf dem zweiten, geistigen oder himmlischen Wege, einhergeht.

Durch die ungefähre Beschreibung des leiblichen und irdischen Weges ist er schon mitbeschrieben, wie er sich überhaupt beschreiben läßt, und wir können und dürfen hier also kürzer seyn. Daß die Menschen einst, als Gott und die himmlischen Geister öfteren und näheren Umgang mit ihnen pflogen, ein reineres klareres geistigeres und göttlicheres Geschlecht gewesen sind als jetzt, daß sie einst eine mehr geistige und unmittelbare Sprache geredet haben dort oben im lichten Urlande und auch wohl hier unten noch, das glauben wir. Wir glauben auch, und selbst die meisten derjenigen, welche die Sprachen bloß leiblich erfassen und deuten wollen, glauben mit uns, daß nicht bloß jene ältesten und frühesten Sprachen sondern auch das später auf der Erde Erfundene und Hinzugethane, als von geistigen und dem besten Theil ihres edleren Seyns nach

auch übersinnlichen Wesen entsprungen, auch aus Geist geboren und mit Geist durchdrungen und vom Geist gestämpelt ist und also auch einen geistigen einen überschwänglichen Sinn in sich trägt, der wie ein nicht irdischer Magnet immer noch zur alten Heimath zurückweist; aber der Meinung sind die meisten, daß die irdischen und geistigen Stoffe der Sprachen so zusammengemischt und die Augen der Sterblichen überhaupt für das feinste Geistige so verdunkelt sind, daß der ursprüngliche und innerlichere Sinn der Sprachen und Wörter nicht leicht gefunden werden kann und daß der Weg, welchen man hier bloß in der geistigen Richtung zu gehen meint, sehr luftig unsicher und halsbrechend ist und mit Irrlichtern und irionischen Dunstgebilden äfft und irrt. So sehen die meisten die Sache an. Indem sie die geistige Seite und die geistige Tiefe und das innere geistige Gedankenbild oder Himmelsbild als fast in jedem Worte liegend und zuweilen daraus hervorblitzend nicht leugnen, däucht ihnen doch, daß auf dem ersten festen und breiten Wege, auf der Landstraße, welche von der Menge betreten wird, am sichersten gewandelt werde. Diesen gegenüber steht nun ein kleiner Theil und ist von jeher gestanden, welcher sich bis auf den heutigen Tag ungefähr auf die Stelle stellt, wo im sechszehnten siebenzehnten Jahrhundert die frommen Ausleger der Schriften des Alten Bundes standen, welche in der hebräischen Sprache die erste Ursprache des Menschengeschlechts fanden, gleichsam die Sprache, welche Gott und die Engel mit Adam und Eva im Paradiese geredet, welche in jedem hebräischen Buchstaben und in seiner vielleicht sehr zufälligen Gestalt irgend ein geheimes Abbild

der himmlischen Welt oder der ursprünglichen und himmlischen Gedanken fanden, ja welche in dem Alfabet wohl den ganzen Himmelsbau und die Einrichtung und Ordnung des Himmels und den Haushalt (man mögte sagen die Tapezierung) der Wohnungen, die der Heiland einst seinen Getreuen versprochen, kurz welche das ganze himmlische Jerusalem in dieser Sprache vorgebildet und vorgedeutet fanden. So sind noch immer genug, welche den irdischen und leiblichen Sinn und die irdische und leibliche Deutung der Worte für einen dicken Irrthum der grobsinnlichen Natur für eine fortgesetzte Täuschung und Täuscherei der Blindheit halten und welche erklären und sagen, allein der innere und geistige Sinn der Worte sey ein Sinn und sey darum allein zu suchen; wenn man diesen gefunden habe, müsse der übertragene leiblichere und gemeinere Sinn, wo das Geistige auf das Leibliche hingewendet und hingedeutet werde, sich leicht von selbst ergeben, und wer auf diesem Wege nur eine Zeitlang mit Aufmerksamkeit und Ämsigkeit gewandelt sey und gespielt habe, dem gehe die anmuthige und fröhliche Offenbarung der Gestalt der ursprüngliche und göttliche Sinn der in den Worten niedergelegten Seelenbilder allmälig von selbst auf. Solches Urtheil haben manche ausgesprochen, gegen jenen ersten irdischen und leiblichen Weg und seine Wanderer die tiefste Verachtung winkend, aber durch die Uebung und die Ausbeute ihrer Weise haben sie den Uebermuth dieses Urtheils und die kühne Zuversicht auf die jetzt noch mögliche geistigste Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit der Anschauung in so feinen und zarten Dingen leider selten gerechtfertigt. Den meisten gehen wie den Phaetonen die

feurigen Sonnenrosse durch auf einer Bahn, wo sie von den zu flimmernden und funkelnden Strahlen mehr geblendet als erleuchtet werden, und nachdem sie auf der wilden Fahrt, wo alles drüber und drunter geht und Zügel und Gerte den Händen bald entglitten sind, nicht bloß die Blüthen und Blätter sondern auch den Stamm und die Wurzeln der Sprache versengt und verbrannt haben, stürzen sie endlich mit dem wüsten Gemisch des Staubes und der Asche zusammen, worin sie alles auflösen. Man sehe sich um — warum soll ich Namen nennen? — mehr als ein Phaeton wird jetzt in den fürchterlichen geistigen Wirbeln des Pfades umgedreht, der für ihn kein Pfad ist, so daß selbst dem fernen Zuschauer vor Erstaunen Sinne und Gedanken vergehen, geschweige der armen Sprache, deren Geister sich so nicht mehr locken und bannen lassen wollen.

Zwischen den beiden eben genannten Wegen, dem leiblichen und dem geistigen, liegt ein Mittelweg, den man zuweilen auch einen vermittelnden nennen könnte, wenn er nemlich als ein vermittelnder und vereinigender Weg gebraucht wird. Von diesem Wege nun auch ein paar Andeutungen.

Oben ist schon gesagt, daß dieser Mittelweg nicht in gleicher Linie noch in gleichem Abstande zwischen den beiden ersten hinläuft sondern daß er sich bald links bald rechts, jetzt mehr zu dem einen jetzt mehr zu dem andern, abneigt, je nachdem das geistige oder das leibliche Gebiet der Sprache dem Sinn und der Uebung des Erkunders und Betrachters näher liegt und auch je nachdem irgend eine gegebene Sprache, die eben in ihren Gründen unter-

sucht und erkundet werden soll, mehr geistig oder leiblich zusammengeronnen und gebildet ist. Da aber doch alle Sprachen, wie wir sie jetzt haben, aus beiden Bestandtheilen, aus irdischen und überirdischen aus leiblichen und geistigen, gemischt sind, so wird derjenige der glücklichste Sucher und Finder seyn, welcher diesen Mittelweg mit der größten Gewandtheit und mit dem schärfsten Geschwindblick in seinen verschiedenen Richtungen Ausweichungen und Krümmungen zu halten versteht: eine Geschicklichkeit, die sich durch Kunst wohl mehrt aber nimmer durch Kunst lernt, sondern die, wie alles, was ein ächtes und rechtes Finden voraussetzt, eine Kunst der Natur, d. h. die angeborne kunstlose Kunst, seyn muß.

Es giebt in jeder menschlichen Übung und also auch in jeder Wissenschaft eine zarte Linie, diesseits oder jenseits welcher das Zuviel oder das Zuwenig liegt. Wer diese Linie halten kann, wird mit Recht ein Meister genannt; wer sie aber so zeigen und beschreiben könnte, daß andere sie immer sicher halten könnten, den mögte man wohl den Meister der Meister nennen. Es gehört aber etwas Ursprüngliches und Angebornes dazu, diese dünne und feine Linie zu halten, ein bischen von jenem ätherischen Götterfunken, den die Menschen Genius nennen und der nicht allen Sterblichen eingeblasen ist. Wer aber das feine geistige Maaß der Heiterkeit und Klarheit nicht hat, und das leicht schimmernde Götterflämmchen, vermittelst dessen dieser Genius über die Erde und über ihr trübes Wesen und Treiben hinblickt, dem mag in Wissenschaft oder Kunst alle Übung nicht frommen: er wird die großen Einschnitte und Durchschnitte der Erkenntniß nicht finden so wenig

als die zarten Punkte und Übergänge in der Kunst, auf welchen sich die Götterwelt und Menschenwelt mit fast unsichtbaren Knoten zusammenbindet und Unsterbliches tichtet und schafft.

Dies sey genug gesagt für den unbeschreiblichen Mittelweg. Wer recht darauf steht, wer das Angeborne hat, der wird auch hier bald das Leibliche bald das Geistige zuerst ergreifen und in einzelnen wunderbaren Zusammenrinnungen und Zusammenschmelzungen der himmlischen und irdischen Natur den großen Gesammtgeist in anderen Zeichen wieder die bleibende Einzelheit und Besonderheit des Irdischen und Himmlischen zeigen können — kurz, er wird so sicher wandeln, als hier überhaupt gewandelt werden kann, wo auch der Hellste und Gescheidteste häufigen Täuschungen ausgesetzt ist.

Soll ich nun zuletzt noch von mir sprechen, so kann ich das mit ein paar Worten abmachen. Davon bedarf es nicht zu reden, welchen Weg ich hier vorzüglich eingeschlagen habe. Das werden schon von selbst merken, welche dieser oder ähnlicher Studien kundig sind. Eines habe ich nur noch zu erwähnen. Ich habe mich möglichst enge in dem Kreise des Germanischen gehalten. Da ich nun hier in den Sprachbüchern und auch in den Wörterbüchern der griechischen und lateinischen Sprache fast auf jeder Seite schreiende Unrichtigkeiten Unbestimmtheiten und Verdeutungen entdecke, hier, wo so vieles lange durchgearbeitet und von vielen lange geübt und gekannt ist, wie hätte ich es wagen sollen — was ich doch manche wagen sehe — in Sprachen, von welchen ich wenig oder gar nichts verstehe, die Gleichklänge oder Ähnlichklänge oder die schimmernden und schil-

lernden Gleichbedeutungen auszuklauben, um mit einer unsichern und eitlen Gelehrsamkeit zu prahlen, die den Namen gewöhnlich ohne Verdienst stiehlt und durch die lose Menge nicht durch den gediegenen schweren Gehalt des Zusammengeschleppten und Zusammengestohlenen gelehrten Sand in die Augen streut, zumal da in den entlegenen Sprachen des Morgenlandes die Hülfsmittel so selten und unzugänglich und die Vorarbeiten fast gar nicht gethan sind, da man dort fast ganz auf gut Glück zielen und treffen muß? Ich bin aber der Meinung, daß wir im ächten Sprachstudium nur weiter kommen können, wenn jeder mit gewissenhafter Treue und ohne eitlen Prunk sein Eigenes oder Einzeles tüchtig durcharbeitet.

Nachgrabungen bei Bonn.

Jahr 1818 und 1819.

Von

Karl Ruckstuhl.

(Hiezu eine lithographirte Zeichnung.)

„Zwischen dem Alten,
Zwischen dem Neuen
Hier uns zu freuen
Schenkt uns das Glück."

Mit diesem Anfang eines Neujahr-Liedes wollen auch wir grüßen, einzuleiten dasjenige, was wir eben von der Stadt Bonn zu melden haben. Derselben ist auch ein gut Neujahr gekommen, eine bedeutende Epoche, die eine neue Periode in ihrer Chronik anheben wird. Und das Neujahrsgeschenk ist die Rheinische Universität, die unter günstigen Auspicien ihr sich verbindet, und als ein wahrer Kern gedeiht und anwächst im Umfang dieser Mauern, die in ihrer unmittelbar vorhergegangenen Verödung bald einer hohlen Nuß ähnlich gesehen hätten. Denn der frühere Kern mit dem ächten Lebenssaft, der wohlthätig segnende Churfürst, war ausgezogen, die Franzosen kamen, und unter derselben Herrschaft wurde unsere verlassene Stadt sehr vernachlässigt und nieder-

gedrückt. Jetzt mag sie, frischen Lebens froh, zum alten Glück und Wohlstand wieder sich erschwingen.

Aber unter den Segnungen des günstigen Gestirns, das die Gegenwart hat aufgehen lassen, mag man gern zugleich der Vergangenheit der Stadt Bonn sich erinnern. Man mag sich freuen, daß sie nicht, wie ein unbekanntes Erdenkind, ein Emporkömmling des Tages ist, sondern daß die Bonna regenerata an der Bonna antiqua ihre historische Grundlage hat.

Die Verherrlichung durch Alterthum und Geschichte begegnet dem neu entstehenden Flor, und die in früherer Zeit an diesen Boden gehefteten wichtigen Ereignisse, das bedeutsame Leben, das hier ehmals sich ansetzte, wie Crystallen nur an einem sichern festen Körper anschießen, gewähren ein gutes Omen für die Folgezeit.

„Und das Vergangne
Heißt, mit Vertrauen,
Vorwärts zu schauen,
Schauen zurück."

Die hier wohnen und wirken, die hier Etwas zu suchen haben, oder sonst Gunst und Aufmerksamkeit dieser Gegend zuwenden, diese werden gegen ihr Alterthum nicht gleichgültig seyn. Denn der Ort, wo der Mensch steht und lebt, wächst ihm als liebe Heimath in die Seele hinein, und wird der erste und sicherste Standpunkt für seinen Geist, für die Bildung desselben und die Ausbreitung der Kenntnisse. Wie von einem in den stillen Wasser-Spiegel geworfenen Stein die Wellen ihre Schwingungen immer um den nämlichen Mittelpunkt herum fortsetzen und erweitern, so legt sich dem Menschen im Fortschritt

seiner Bildung der neue Erwerb an Ideen um den Ort herum an, wo er eigentlich lebt und zu Hause ist. Wenn wir zunehmen an Kenntnissen, so steigen wir gleichsam aus dem stillen engen Thal der Kindheit und der Heimath den Berg hinan; je höher wir kommen, desto weitern Umfang gewinnt unser Horizont; er erweitert sich aber in concentrischen Kreisen, und die ursprüngliche Mitte bleibt. Und nicht nur für den römischen Augur, sondern für jeden sinnvoll Betrachtenden ist der nach dem besondern Standpunkt ihm eigene Gesichtskreis ein heiliges Templum, inner dessen Grenzen der Vogel-Flug und die Luft-Erscheinung, überhaupt jede Configuration, jedes Ereigniß weissagende Zeichen enthält, und tiefe Geheimnisse, wie der Vergangenheit, so der Zukunft verkündet.

Darum trat der Grieche mit Stolz auf den heimathlichen Boden. Was im Herzen von Hellas lag, galt ihm als das Centrum des Alls und des Ganzen, und Delphi wurde für den Nabel der Erde gehalten. Wer den Blick zum Himmel hebet, dem wölbet sich die blaue Kuppel des Firmaments über seinem Haupte zu, als wäre sie eigens für ihn gemacht, oder als stände er in der alles concentrirenden Mitte. Er sieht, nur über seinem Scheitel ist Zenith, nur unter seiner Sohle ist Nadir.

Und obgleich den Gedanken ihr Flug nicht eingeschränkt ist in die ungemessenen Fernen des Raums und der Zeit, so verlangt doch das Gemüth für die innige Theilnahme an den Dingen jener Fernen einen körperlichen Gegenstand, irgend ein Ueberbleibsel oder Denkmal. Auch die Flamme, so hoch und so kräftig sie in ihrem feurigen Dehnen und Sehnen steigt und sich schwingt, erlischt, wenn sie am

Boden des Holzes entbehrt, woran sie haften kann. Die halbverwitterten Ueberreste des Alterthums sind die Steine, worauf wir treten, um in die Vorzeit zurückzusteigen. Der einzelne erhaltene Gegenstand eines verschwundenen Zeitalters gilt uns als Stellvertreter desselben, bringt es in unsre Nähe, und erweckt es in unserm Innern zum Leben.

In solcher Gesinnung ist in hiesiger Gegend nach römischen Alterthümern gegraben, und jeder zu Tage geförderte Rest der alten Zeit sorgfältig aufbewahrt worden, und soll jetzt auch von dem Fund Bericht erstattet werden.

Der den Nachgrabungen, um welche es uns nun zu thun ist, den Anfang gab, und an den Ergebnissen die größte Theilnahme bezeigte, derselbe ist der Herr Graf von Solms-Laubach, Ober-Präsident der Herzogthümer Jülich, Cleve und Berg und Curator der Rheinischen Universität. Als er auf seiner Rund-Reise im August 1818 nach Bonn kam, richtete er seine Aufmerksamkeit auf den Wichelshof, und ging selbst nach diesem einen Büchsenschuß weit von den Stadt-Mauern abgelegenen Ort, um nach eigenem Augenschein zu beurtheilen, ob es da der Mühe des Nachgrabens nach römischen Alterthümern sich verlohnen möge. Zur Untersuchung der Gegend war er aufgemuntert worden durch den Bericht: daß durch bloßen Zufall eine große Menge von römischen Münzen und Anticaglien da sey gefunden worden, daher sey eine starke Ausbeute wahrscheinlich, sobald man mit der Absicht zu finden im Boden wühle und suche; ferner, daß durch einzelne Erhabenheiten der Erde, Unfruchtbarkeit des Feldes, und die Spuren der bisher gefundenen Gegenstände die Stellen ziemlich genau

bezeichnet seyen, wo man in sicherer Erwartung graben könne, so daß man nicht in's Ungewisse weite Strecken Feldes durchzuwühlen nöthig hätte.

Der Herr Graf ging auf dem Felde über dem Hause des Wichelshofes herum, dann besuchte er auch den abgerissenen Abhang des hoch emporragenden Rhein-Ufers. Er verwunderte sich über die vielen römischen Scherben von Gefäßen und Bruchstücke von Ziegeln, die theils angehäuft am Wege lagen, theils da und dort aus der Erde hervorragten, und rief zu den Männern, die ihn begleiteten: „Hier ist ja kein Sand-Körnchen, was nicht ein Römer in Händen gehabt hätte."

Dann wurden Ackersleute gerufen, um zur Probe den Boden aufzuschürfen. Gleich bei'm ersten Streich der Hacke sprang eine Münze des Nero hervor. Freudig wurde das gute Omen ergriffen, und verordnet, daß am nächsten Montag die Nachgrabungen in's Werk gesetzt werden sollen.

Anfang gut, Ende gut, dachte man beim Anfang der Arbeit. Es schien, daß der entgegenspringende alte Nero uns Grabende willkommen heißen und mit dem Bergmanns-Wort „Glück auf!" begrüßen wollte. Es war auch ein bergmännisches Werk, was wir begannen. Denn wir wühlten im Schooß der Erde, um in dunkelm Schacht Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang ruhende Schätze zu entdecken, und sie zu ihrer eigenen Verherrlichung und zum Nutzen und Frommen der Menschen dem Tages-Licht und dem Lebens-Verkehr wieder zu geben.

Doch glänzend und reich war die Ausbeute in der ersten Zeit des Grabens eben nicht. Es kam uns bald schwierig vor, durch unser geflissentliches Suchen eine gleich ansehnliche

Sammlung zu Stande zu bringen, dergleichen lange Zeit in der Gegend lebende und beobachtende Kenner und Liebhaber besitzen mögen. So hat der Canonicus Pick mit einer nie ermüdenden, nie nachlassenden Aufmerksamkeit mehrere Jahrzehende lang alles Alterthümliche in Acht genommen, was der Zufall in der hiesigen Gegend zu Tage förderte, es, wo möglich, sich zum Eigenthum erworben, und in das Ganze seiner Sammlung eingereiht; und darum hat diese großen Werth.

Wenn, was wir aufdeckten, nur wenig schien, war es doch wichtig durch das Ganze, worauf solche Gegenstände als einzelne Theile hindeuteten und sich bezogen. Jenes aber daraus zu erkennen und darzustellen, ist freilich so leicht nicht. Es ist dafür sowohl genaue Kenntniß des Zeitalters nöthig und dieses Fachs alterthümlicher Gegenstände, als auch eigenes Geschick und lebhafter Schwung der Einbildungskraft. Es ist zu hoffen, daß ein damit ausgerüsteter Mann herkommen werde. — Die Gegenstände, worauf wir bei'm Graben stiessen, waren altes Gemäuer, Ziegel und Gefäße, römische Geräthschaften und Münzen.

Bald wurde bemerkt, daß bei'm Nachgraben zweierlei Zwecke verfolgt werden können, und nach diesen das Verfahren verschieden seyn müsse. Man konnte darauf ausgehen, entweder so viel als möglich einzelne kleinere Gegenstände des römischen Alterthums, Anticaglien und Münzen zu gewinnen, oder die alte Topographie dieser Gegend zu erforschen, und zu entdecken, was für Anlagen und Gebäude die Römer hier hätten, welches der Umfang, die Lage, die Beschaffenheit ihrer Ansiedelung war.

Für den ersten Zweck sollte man sich der Oberfläche

nahe halten: denn jene kleinern Gegenstände werden etwa bis in eine Tiefe von vier Fuß und tiefer nicht mehr gefunden. Vielleicht wäre es gut, mit besonders großen Pflügen, die mehr als die gewöhnlichen in die Tiefe greifen, den Boden umzuwenden, das Gepflügte zu eggen, und hierbei auf die zum Vorschein kommenden kleinen Gegenstände Acht zu haben. Auch sollte man nach den Erndten in der Herbstzeit die Aecker der Nachbarn durchsuchen, und bei niedrigem Wasser-Stand am Rheine nachsehen lassen, weil auf den nach dem Sinken der Fluthen trocken gewordenen Strecken des Fluß-Beetes zwischen den Kieselsteinchen öfters kleine Ueberreste des Alterthums gefunden werden. Ferner möchte bald eine Sammlung von alten Münzen zu Stande kommen, wenn den Findern und Ueberbringern derselben Preise und gute Bezahlung durch öffentliche Bekanntmachung verheissen würden.

Auch die Stellen des Nachgrabens müßten nach den verschiedenen Strecken anders gewählt werden. Das hoch emporstehende, überhängende, abgerissene Bord am Rhein, wo untenher der Leinen-Pfad angelegt ist für die Schiffziehenden Pferde, zeigt keine Spur festen Gemäuers, aber verspricht reiche Ausbeute an kleinern einzelnen Stücken aller Art, Münzen, Töpfer-Waaren und Bildern von Bronze. Ja es ist an Scherben und Bruchstücken so reich, daß es scheint, die ganze Erhöhung sey durch das Zusammenschütten solcher Sachen entstanden, und also gänzlich dem Mons Testaceus in Rom zu vergleichen.

Hingegen für die Erforschung der alten Topographie und der ehemals hier vorhandenen Gebäude zeigte es sich ersprießlich, oben an das Feld sich zu halten, etwa bis

sechs Fuß tief zu graben, und, wo Gemäuer zu Tage gehe, dabei zu bleiben, und nach desselben Richtung die Grabungen fortzuführen.

Die Verfolgung dieses andern Zweckes ist unsre besondere Aufgabe geworden, welche uns denn doch zu einem Resultat leiten sollte, das jene Sammler der nach und nach durch Zeit und Zufall zu Tage geförderten Einzelheiten nicht erreichen können. Freilich sehen wir auch auf die Münzen und Anticaglien. Allein das ist einstweilen nur Neben-Aufgabe. Vielleicht richten wir mit der Zeit ein stärkeres Augenmerk darauf, wenn die Mauern und das Topographische mehr erforscht sind.

Aus der Erde hervorragendes, römisches Gemäuer, war am Wichelshof eben nicht sichtbar, bevor wir es durch unsre Arbeit aufdeckten. Doch durch alte Ueberlieferungen und vielfältige Spuren war es schon vorher verrathen. Die über das Beet des Rheines ziemlich hoch erhobene, weitverbreitete Fläche von Äckern, die theils dem Wichelshof, theils benachbarten Höfen angehören, wird das Feld auf der alten Mauer geheißen, weil die Ackersleute so oft auf Gemäuer stoßen. Wohl behauene, entfernten Steinbrüchen angehörige Mauersteine, theils größere, theils kleinere, einige sehr groß, sind seit langer Zeit her in Menge aus dem Schooß dieser Äcker hervorgeholt und zu neuen Bauten verwendet worden.

Der vormalige Pachter des Wichelshofes versicherte, das unterirdische Mauerwerk, dessen Richtungen und Gestalt, so wohl zu kennen, daß er einen Plan davon entwerfen könnte. Er sagte den Nachbarn oft: »Kommt, ich will euch zeigen, wo die Gebäude standen, und wie sie

beschaffen waren.« Aber man war nicht neugierig, und jetzt ist der alte Mann gestorben, und hat das Geheimniß mit sich zu Grabe genommen.

Auch erzählen die Leute, die Oberfläche dieser Felder verberge unterirdische Keller, zu welchen jener alte Pachter sich einst durch Nachgraben den Zutritt gebahnt habe. Darin, meldet die Sage weiter, sey ein silberner Harnisch gefunden worden, auch ein uraltes Weinfaß, worin der Wein fast zu Oel geworden; dessen Dauben seyen zwar ganz abgefault, aber inner derselben habe ein neues Faß von Weinstein sich gebildet. Doch die Geschichte mit dem Weinfasse ist ein in den Weingegenden am Rhein und Mayn weit verbreitetes Mährchen, das gar vielen zerfallenen Ritter-Burgen sich anheftete.

Unterirdische Gewölbe, Keller, Verließe, geheime Gefängnisse mögen wohl eher im Mittelalter, als in der Römer-Zeit gebaut worden seyn. Aber an nichts Anderes als an solche Bauwerke, denken die Leute, sobald sie Mauren und Treppen unter der Oberfläche der Erde wahrnehmen. Sie meinen, weil dieselben im Schooß der Erde stecken, müssen sie auch dahin gebaut worden seyn, und nehmen nicht in Acht die in langen Zeitläufen erfolgende, und durch viele Beispiele bewiesene Erhöhung des Erdreichs. Solche war in dieser Gegend leicht möglich wegen den vielen darüber ergangenen Verwüstungen und Zerstörungen und den Anlagen von Wällen und Festungswerken.

Der Boden ist rund um an dem hiesigen Münster, auch an der Castor-Kirche in Coblenz um mehrere Fuß gewachsen. Bei der Memnonisten-Kirche in Neuwied fand man in einer Tiefe von 10 Fuß ein festes Steinpflaster,

das zu einer römischen via strata gehört hatte. Ja diese Römer-Straße, die jetzt unter den Grundlagen einiger Häuser fortgeht, ist um mehrere Fuß tiefer, als der Wasser-Spiegel des Rheins, daß folglich selbst der Strom bedeutend sich erhöht hat. In Rom war der Boden der Maria Rotunda einst dreizehn Stuffen über den Platz erhaben; jetzt steigt man in dieselbe hinab. Am Wichelshof hat der Erfolg unsers Nachgrabens gelehrt, daß daselbst die Oberfläche in der Römer-Zeit 5 bis 6 Fuß tiefer lag, und daß, was bis in diese Tiefe von Mauerwerk gefunden wird, ehmals frei über der Erde stand.

Die Äcker über dem Wichelshofe und die nach der Stadt hin sich erstreckende Umgegend, wo Felder und Weingärten, sind durchzogen von unterirdischen Mauern, welche Beziehung auf einander haben, und wahrscheinlich ehmals großentheils in zusammenhängender Folge da standen. Diese Mauern sind keines andern als römischen Ursprungs. Es ist unwidersprechlich bewiesen, sowohl durch die Bauart und das Material, als auch durch die einzelnen kleinern Reste, die an und in dem Gemäuer sich fanden. Zu den letztern zählen wir die vielen Münzen, die fast sämmtlich römische Kaiser-Münzen sind, die Ziegel mit den Legionen-Zeichen, die große Menge von antiken irdenen und metallenen Gefäßen, Geräthschaften und Bruchstücken.

Das Material besteht in Sandsteinen, manchmal, wo sehr feste Grundlagen nöthig waren, in ganz großen Basalten, größtentheils aber in Tuft-Steinen. Aus den Kaulen des Drachenfelses wurden viele Steine hieher verwendet. Doch bei weitem die meisten Steine sind geholt aus den Steinbrüchen von Burg-Breil und Tönnisstein

bei Andernach. Diese Tuftstein-Gruben waren den Römern so wohl bekannt und so stark von ihnen ausgebeutet, daß sie dieselben der Obhut einer eigenen Schutz-Gottheit empfahlen. Es ist der Hercules Saxanus, dessen Name in hiesiger Gegend auf so vielen ihm geweihten, nur von jenen Tuft-Steinen verfertigten, kleinen Altären eingegraben ist. Dergleichen haben hier einige auch im Garten des Doctor Crevelt gestanden.

Ferner gilt als Beweis für das römische Alterthum dieses Gemäuers, daß nahe am Wichelshof an verschiedenen Stellen mehrere große Trümmer von Gußmauern aus der Erde hervorragen, welche ein durchaus den Römern eigenes Werk sind. Das eine Stück steht zwischen dem Wichelshof und unsrer Stadt an einem Wege nahe am Rhein und gehörte vielleicht zu einem Thurme. Zwey andere noch merkwürdigere Stücke stehen vom Wichelshof an landeinwärts, etwas mehr entlegen von diesem, als das zuerst angeführte Stück. Sie stehen nicht weit von einander ab, und scheinen nach ihren Richtungen und ihrem gegenseitigen Verhältniß einst nur Einem Gebäude angehört zu haben, welches dann aber durch Größe und Festigkeit sich ausgezeichnet hätte. Nahe dabei und parallel mit der Richtung dieser Mauern geht eine alte Römische Straße vorbei, der Heer- oder Brücken-Weg genannt. Sie bestehen aus Mörtel und enthalten dazwischen kleinere Kieselsteinchen, mitunter auch größere Feldsteine, wie sie eben zufällig sich vorfinden und der Hand der Mauerleute darbieten mochten. Die beiden Trümmer ragen in cubischer Form über den Boden hervor. Mit ihrer granitmäßigen Festigkeit bieten sie der Verwitterung und den

Verwüstungen Trotz, indem der nagende Zahn der Zeit nicht einmal die scharfen Ecken ihrer Würfel-Gestalt abzuschleifen vermochte.

Außer diesen Stücken Gußmauer sind in dieser Gegend noch einige andere merkwürdige Trümmer wahrgenommen worden. Der oben erwähnte Weg zwischen dem Wichelshof und der Stadt, an welchem das eine Stück Gußmauer steht, und welcher vom Ufer weg landeinwärts nach dem Kölner-Thor und auf den Wichelshof zu geht, dieser Weg ist in der Nähe des Stückes Gußmauer, aber dem Rhein noch näher, quer durchschnitten von einer sehr starken, ja über sechs Fuß dicken Mauer. Sie ist an der Oberfläche der Straße sichtbar, geht nach der Seite von Bonn zu in ein Feld hinein, bildet aber bald einen Winkel und nimmt eine Wendung nach der Seite des Kölner-Thors hin. Es wurde da einstweilen nur geschürft, noch nicht gegraben; also ist das Nähere bisher unerforscht.

An einer andern Stelle oben auf der Höhe des Feldes, auf einem derjenigen Äcker, die nach der Seite der Stadt Bonn zu an den Wichelshof stoßen, kommt dicht hinter der die Grenze bildenden Hecke eine römische Mauer zum Vorschein, die aus Backsteinen und Basalten gebildet ist.

Doch auch dieser Acker ist nicht zu unsern Nachgrabungen bestimmt worden, sondern das an dem Hause des Wichelshofes selbst, auf der über den Rhein sich erhebenden Anhöhe liegende und zu diesem Gut gehörige Feld. Es sind dafür sechs Arbeiter gedungen worden, welche unter einem Aufseher im Herbst des vorigen und im Sommer des laufenden Jahres gegraben haben und noch graben. Etwa an acht verschiedenen Stellen wurde das Erd-

reich ausgeworfen und Gruben aufgethan. Wo diese keine Mauern oder andere bedeutende Stücke zum Vorschein kommen ließen, wurde die Arbeit nicht lange fortgesetzt. In den andern Gruben aber war man bemüht, die Mauern aufzudecken; da diese größtentheils zusammenhängend gefunden wurden, so mußte unser Verfahren die Gruben auch nach und nach in Verbindung bringen.

Ein bis zwey Fuß tief stießen die Grabenden auf Gemäuer, etwa sechs Fuß tief fanden sie die Grundlage; die Fortsetzung der Mauern war abgebrochen. Diese waren nach dem Senkbley gut bearbeitet, die Steine schön behauen, das ganze Bauwerk sehr regelmäßig und genau aufgeführt. Die Mauren liefen oft durch einander und bildeten Kreuzmauren; einige gerade nach dem Rhein, so daß sie mit dessen Richtung rechte Winkel bildeten, andere mit demselben parallel. Die meisten Mauern waren sehr schmal, nämlich nicht dicker als etwa anderthalb Fuß, ein Beweis, daß sie nicht sehr hoch aufgeführt waren, daß diese Gebäude nicht mehrere Stockwerke hatten.

Es zeigte sich fast durchgehends Zusammenhang, symmetrische Folge und planmäßiges Ganzes. Doch fanden wir endlich, daß wir zwei verschiedene, nicht auf die gleiche Weise eingerichtete, wahrscheinlich auch nicht der nämlichen Bestimmung dienende Gebäude vor uns haben, beide auf der Höhe des Feldes, aber das Eine näher, das Andere entfernter von der Stadt.

Die Vergleichung der zwischen dem Gemäuer häufig vorfindlichen Münzen deutete auf ein verschiedenes Zeitalter der beiden Gebäude. In demjenigen, das der Stadt näher liegt, waren gröstentheils Münzen aus den spätern Zeiten

Constantins und anderer christlichen Imperatoren, auch meistens versehen mit christlichen Zeichen. Hingegen in dem entferntern Gebäude steckten fast blos Münzen der ersten Jahrhunderte von Cäsar und Augustus an.

Da fanden sich mehrere von Nero, eine beträchtliche Menge von den Flaviern und den Antoninen, die meisten von Trajan. Nun ist es aber gemäß der Erfahrung der Antiquare ein ausgemachter Satz, daß die alten römischen Ruinen demjenigen Zeitalter angehören, in welchem die da vorfindlichen Münzen geprägt wurden.

Die Seltsamkeit der Erscheinung von Gebäuden, die nach einer Nacht von mehr als anderthalb Jahrtausenden und nach so langem ruhigem Schlaf endlich aus dem dunkeln Schooß der Erde wieder an das Tageslicht auferstanden, lockte in starken Schaaren die Einwohner von Bonn aus ihren Thoren. Die Gruben waren umzogen von einem ihren Rand überhängenden, oft dichtgedrängten Kranz von Besuchenden und Zuschauenden. Und die dahin gingen, ließen bei Hause zurück, daß sie nach Pompeji und Herculanum wandern.

Daß das alte Bonn ungeheure Verwüstungen nnd Zerstörungen erlitten hat, und daß die Wohnungen oft niedergerissen oder niedergebrannt wurden, wie es durch die Geschichte sonst schon bekannt ist, hat auch bei unsern Nachgrabungen in starken Beweisen Bestätigung gefunden.

Zuerst wurde das hiesige römische Lager unter Civilis zerstört; dann im Jahr 355 von Franken, die damals über den Rhein gingen, als Sylvan zum Imperator sich aufwarf; ferner wurde Bonn 388 stark mißhandelt durch einen Streifzug unter Genebald und Marcomir; später,

451, kam der Hunnische Schwarm des Attila verheerend herangezogen; und 881 und 892 überfielen und verbrannten Normänner unsre Stadt. Und unter ähnlichen Ereignissen zogen an derselben auch die folgenden Jahrhunderte des Mittelalters und der neuern Zeit vorbei. Noch steht, auf der Seite des Wichelshofes, aber noch weiter von der Stadt entlegen, eine von Holländern zu feindlichem Angriff einst aufgeführte Schanze, der Bonner-Berg geheissen, von so ungeheurer Größe, daß man glauben sollte, nicht menschliche, sondern Giganten- und Titanen-Hände haben sie gebaut.

Unsere Nachgrabungen föderten große Anhäufungen von zerbrochenen und zerschlagenen Bruchstücken zu Tage. Ueberall einzelne Scherben von irdenen Gefäßen, halbe Näpfe, Boden, Deckel, Handhaben. Sehr starke Steinmassen durch große Gewalt zerschmettert. Geschmolzenes Glas, das Metall von Münzen und Geräthschaften, Erz und Eisen, vom Feuer auf das stärkste beschädigt, so daß man daraus auf sehr heftig wüthende Feuersbrünste schließen muß.

Besonders aber zeigen sich Kohlen sehr häufig. Theils liegen sie vereinzelt und zerstreut; theils kommen mehrere in verschiedener Tiefe über einander her liegende Schichten von Kohlen vor, und zwar so, daß die Kohlen der nämlichen Schichte in gleicher Ebene liegen. Solche Kohlen-Schichten fanden wir nicht uur in unsern Gruben, sondern auch an dem abgerissenen Abhang am Rheines-Ufer gehen dergleichen zu Tage, wie weiter oben, so auch tiefer bis ziemlich in die Nähe des Wasser-Spiegels. Wahrscheinlich sind die Feuersbrünste davon nicht die einzige Ursache; einige von den tiefer liegenden Kohlen-Schichten mögen wohl eher

zu Grundlagen gedient haben. Dafür pflegten sie die Römer zu brauchen, und noch eine Lehm-Masse dazu zu legen, um die darüber aufzuführenden Mauern vor Nässe zu verwahren.

Auch mehrere menschliche Skelette sind ausgegraben worden. Die Knochen waren in horizontaler Lage in demselben Verhältniß beisammen, wie sie am menschlichen Körper zum Ganzen des Gerippes verbunden sind. Doch giebt dieser Umstand nicht der Vermuthung Platz, daß jene Mauern zu Leichengrüften möchten bestimmt gewesen seyn. Denn wenn jene Leichen darin wären beigesetzt worden, so hätten die Gebeine viel tiefer liegen müssen, als wir sie fanden. Indessen hielten die den Platz Besuchenden die Leichen für alte Römer; und als ein solcher Schädel auf der Schaufel eines Arbeiters aus der Tiefe hervorrollte, stellte sich ein Mann, der über die ehmalige Bestimmung der da aufgedeckten Alterthümer nachsann, vor den Todten-Kopf hin, und rief aus: „Könntest du reden; du wüßtest die Sache am besten; du würdest uns alles erzählen.“

Dasjenige der beiden Gebäude, das nach der Seite der Stadt zu liegt und die spätern Münzen enthielt, hat im Ganzen größere, geräumigere Zimmer, als das andere. Wer sich die beiden Gebäude als ein Ganzes zusammendenkt, und darunter ein Lager sich vorstellt, glaubt hier Offiziers-Wohnungen zu sehen, dort in den engern Räumen aber Kammern gemeiner Soldaten.

Die Mauern sind an diesem Gebäude der größern Zimmer großentheils etwas dicker, solider als dort, einige aussenher mit Stütz-Pfeilern versehen. — Zwischen den Zimmern fanden sich zwei auch gemauerte, sehr kleine Vierecke,

das eine länglich, das anstossende ein regelmäßiges Viereck, dieses nicht viel mehr als einen Quadrat-Fuß Umfang haltend. Waren es Behälter für Wasser oder andere Gegenstände? Oder sind sie für Grundlagen anzusehen, worüber vielleicht Treppen aufgeführt waren?

Als die Erde aus dem länglichen Viereck ausgeworfen wurde, erfreuten wir uns eines bedeutenden Funds: Zwei Basreliefs, die als Gegenstände zusammengehören, jedes über einen Fuß breit und etwa zwei Fuß hoch. Sie standen nicht etwa eingemauert da, sondern lagen ganz los im Schutte. Sie sind theils oben, theils unten etwas abgebrochen: doch da an dem Einen der Theil vorhanden ist, der am Andern fehlt, so läßt sich das Ganze wohl daraus erkennen.

Das Material ist jener viele kleine Versteinerungen von Schaal-Thieren in sich enthaltende Flötz-Kalkstein, aus welchem mehrere alte Denkmäler verfertigt sind. Er mußte ziemlich aus der Ferne herbeigeschafft werden. Denn es ist nicht bekannt, daß er irgendwo näher als in der Gegend von Mainz zu finden wäre. Die Arbeit ist ziemlich flüchtig, nicht durchgehends gleich gut, doch in vortrefflichem Styl und von einer kunstfertigen Hand, die Umrisse gar schön. Ein Kenner-Auge urtheilte, diese Basreliefs seyen aus der besten Zeit der hiesigen Römer-Werke, wie sie etwa unter Trajan verfertigt wurden, ja sie seyen das Schönste von aller Bildhauer-Arbeit, die nur immer vorkommen möge auf den in hiesiger Gegend vorhandenen, oder hier herum gefuudenen alten römischen Altären, Grabmälern und andern Steinen. Der Maler Scheben hat die Umrisse davon gezeichnet, und diese Zeichnung schickte der Herr Ober-Prä-

sident Graf von Solms-Laubach an den Fürsten Staats-Kanzler nach Berlin. Später verfertigte davon der Maler Meier eine schattirte Zeichnung, die besonders getreu, ja in ihrer Art vollkommen ist. Denn sie gewährt die Anschauung des alten Werkes ganz ächt und durchaus so, wie es in der Wirklichkeit zu sehen ist.

Auf jedem der beiden Basreliefs steht ein Pferd, jedes eine andere Seite zeigend, so daß wenn die beiden Stücke neben einander aufgestellt sind, die Pferde einander die Köpfe zuwenden. An jedem Pferd steht vorn eine männliche Figur, die eine Hand nach dem Kopf des Pferdes führend und den Zaum haltend, mit der andern noch mehr emporgehobenen Hand einen aufrecht stehenden Speer fassend. Die beiden männlichen Figuren sind nackt, nur haben sie hinten über die Schultern einen Mantel hängen, der als Draperie zur Verzierung des Bildwerks dient. Es sind zwei schöne Jünglinge; ihr Anstand, ihre Haltung ist edel, frei und leicht.

Ohne Zweifel sind Castor und Pollux vorgestellt. Die Abbildung derselben auf antiken Cameen ist ganz auf die gleiche Weise ausgeführt. Diese Lanzenschwingenden, Rosse-tummelnden Zwillings-Gottheiten, die so viele Aehnlichkeit haben mit jenen Zwillingen, die als Stifter Roms verehrt werden, mochten in einem römischen Lager sich sehr wohl an ihrem Platze finden. Aber was läßt sich daraus schliessen auf die Stelle, wo sie gefunden wurden? Muß da nicht irgend ein Heiligthum, ein Tempel oder ein anderes bedeutendes Gebäude gestanden haben?

In dem Gebäude, wo auch das längliche Viereck mit den Basreliefs zum Vorschein kam, hat ein Gemach vor-

züglich die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. An dessen Wänden inwendig läuft niedriges Gemäuer her, wie wenn es zu Sitzen oder als Tisch oder Altar gedient hätte. Der Fußboden war mit Ziegel-Platten belegt; die Wände mit gutem und schönem Tünchwerk (Tectorium), an dessen gemalter Oberfläche die Farben noch nicht ganz erloschen waren, beworfen und sehr glatt bestrichen. Auch war im Innern eine Treppe von drei Stufen, und bei derselben eine Oeffnung in der Mauer, wie ein Canal, wo Wasser durchfließen sollte.

Die dieses Gemach sahen, meinten die Bestimmung für das Auffassen des Wassers zu erkennen, nur daß es Einige für ein Band, Andere für eine Cisterne erklärten.

Auch fanden sich Spuren von Badezimmern mit doppeltem Boden, wo die Boden durch kleine Säulen von Backsteinen von einander gehalten werden, dergleichen bei Neuwied gefunden wurden. Von den Alten wurden sie Hypokausta oder Vaporaria geheissen. (Plin. Epist. II, 17.)

Eine der Mauern, die nach dem Rhein hin geht, mag wahrscheinlich eine weite Strecke unter dem Felde bis nahe an das Ufer gerade fortlaufen. Als wir in der Richtung derselben eine neue Grube machten, stießen wir auf die Fortsetzung. Sie scheint die Verbindung zu bilden mit später ausgegrabenen, dem Rheine näher liegenden Gemächern, deren Fußboden ein wohl erhaltener Äſtrich ist.

So viel von dem einen Gebäude; nun wenden wir uns zu dem andern, wo viele große und schöne Kaiser-Münzen aus den zwey ersten Jahrhunderten steckten. Da zeigt sich eine große Folge kleiner Kammern oder Cellen.

die beiläufig eine Länge von 6 bis 7 Fuß, und eine nicht viel geringere Breite halten; einige aber, doch nur wenige, sind noch kleiner, kaum 5 Fuß lang. Etwa anderthalb Fuß dicke Mauern; das Bau-Material größtentheils Tuft-Steine; keine Spur von Treppen; an den Wänden einiger Kammern Oeffnungen, die zu kleinen Thüren dienten. An diesem Gebäude wurde viel und lange Zeit gegraben; durch den aufgeworfenen Schutt ist ein künstlicher Berg entstanden, von dessen Höhe das Ganze unsrer Nachgrabungen und des aufgedeckten Gemäuers sich am besten übersehen und in einem Ueberblick zur Vergleichung zusammenfassen läßt. Auch hat schon ein Maler diesen Standpunkt als den zweckmäßigsten zu einer Abbildung benutzt.

Endlich kam zum Vorschein ein planmäßiges, symmetrisches Ganzes solcher kleiner Kammern. Es bildet ein längliches Viereck und ist von bedeutend großem Umfang; dessen vier Seiten sind durch fortgesetztes Graben frei gemacht worden, so daß dieses besondere Gebäude mit allen zusammengehörigen Gemächern nun aufgedeckt da steht. Die Länge des Gebäudes wird mitten durchschnitten von einer Gasse, und diese wieder durchkreuzt von einer andern, die durch die Breite geht. An der einen Seite der langen Gasse ist eine einfache, an der andern eine doppelte Reihe von Zimmerchen. Die Thüren gehen immer nach der Gasse, und die doppelte Reihe hat unter sich keine Communication, indem die diese zwey an einander stoßenden Reihen scheidende Wand nirgends durchbrochen ist.

Die kleinen Kammern gewährten, wie sie zu Tage gingen, einen auffallenden und befremdenden Anblick. Sie interessirten durch die Jedem sich aufdringende Wahrneh-

nehmung, daß diese Einrichtungen einem lange abgelaufenen, dem gegenwärtigen Geschlecht fremd gewordenen Zeitalter angehören, daß da ein Volk gehaust haben müsse, dessen Zustand, Sitten, Bedürfnisse uns unbekannt geworden. Denn jetzt wüßte man solche engen Zimmerchen, ein solches Gebäude zu keinem Gebrauch zu benutzen; daß das menschliche Wohnungen sollten gewesen seyn, kam den Leuten unbegreiflich vor.

Indessen brachte die gereizte Neugierde vielerley Vermuthungen und Erklärungen hervor. Viele meinten, es seyen Gräber. Allein in jener Zeit verbrannten die Römer eher ihre Leichen. Und ein zu Todten-Wohnungen bestimmtes Gebäude von solchem Umfang und mit so vielen Zimmern möchte man eher im ägyptischen Memphis suchen, als in einer römischen Niederlassung am Rheine.

Andere sahen da kleine Bad-Kammern und hielten das Ganze für eine Bad-Anstalt. Doch es fehlen die Röhren, die Wasser-leitenden Canäle, und was sonst alles zu einem Bade gehört. Auch ist es durch Local-Umstände sehr unwahrscheinlich.

Die Erinnerung der südlichen Sitte und der Eigenthümlichkeit der Römer in ihrer Lebensweise und Bauart wies auf richtigere Spuren.

Bei dem Anblick des Plans einer römischen Domus bemerkt man bald, daß zwar die Hallen, Höfe, Atria, Sääle weit und geräumig waren; dagegen die Schlaf-, die Vorraths-Kammern, die Bäder, die Zimmer für Sklaven und Gesinde sehr eng. — Sehr klein sind auch die Capuciner-Cellen in ihren Klöstern, deren Plan aus dem hohen Alterthum stammt und sich unverändert erhielt,

wie es bei den durch Religion geweihten Einrichtungen zu geschehen pflegt.

Der Wanderer, der vom Vesuv zurückkehrte, (Göthe), erzählt, Pompeji setze Jedermann wegen seiner Enge und Kleinheit in Verwunderung; selbst öffentliche Werke, die sich daselbst finden, die Bank am Thor, der Tempel, sodann auch eine Villa in der Nähe seyen mehr Modell und Puppenschrank als Gebäude.

Derselbe schreibt ferner: »Näher bei Neapel fielen mir die kleinen Häuser wieder auf, die als vollkommene Nachbildung der Pompejanischen da stehen, so daß nach so vielen Jahrhunderten, nach unzähligen Veränderungen diese Gegend ihren Bewohnern ähnliche Lebensart und Sitte, Neigungen aus Liebhabereien einflößt.« — Im warmen Süden leben die Menschen den Tag über im Freien, seltener unter Dach; sie behelfen sich, wenn sie nur Nachts irgendwo unterkriechen können. Und die Römer mochten die heimathlichen Gebräuche und Einrichtungen wohl auch in die fremden Länder bringen, besonders was die kleinen Wohnnngen betrifft, wenn es eher einen flüchtigen Aufenthalt galt, als einen sichern und dauerhaften.

Als des Alterthums kundige Gelehrte auf den Wichelshof kamen, erklärten sie die kleinen Kammern für Casernen; es sey da ein römisches Lager, Castra stativa, um den bestimmtesten Ausdruck anzugeben, den einer jener Männer aussprach. Sie sagten, um die Sache zu erkennen, seyen die noch vorhandenen ähnlichen Lager zu vergleichen, namentlich die Castra Praetoriana des Diocletians in Rom und Hadrians Lager auf seiner Villa zu Tivoli. Sie erklärten unsre Entdeckung für einen bedeu-

tenden Fund: denn es sey ein wohlerhaltenes und seltenes Exemplar von einer merkwürdigen und eigenthümlichen Art alterthümlicher Gebäude: nur sehr wenige von solchen alten Lagern seyen noch vorhanden, am Rheine keines mehr.

In den Zimmerchen sollen je zwey und zwey Mann gelegen haben, mit Ausnahme der kleinsten, die zu Vorraths-Kammern dienen mochten; der strengen Kriegs-Zucht wegen seyen nur Ausgänge nach der Gasse zu, und keine Verbindung unter den einzelnen Kammern selbst. Einer war der Meinung, das Gebäude sey nur ein Stockwerk hoch, und die kleinen Zimmer, gemäß der Analogie mit andern ähnlichen alten Werken, gewölbt, es sey also ein Opus concameratum gewesen. Ein Anderer erinnerte sich der Einrichtung der Häuser von Pompeji und Herculanum, und sagte, über dem Erdgeschoß möge wohl noch ein anderes kleines Stockwerk errichtet gewesen seyn, in welches man aber nicht etwa auf steinernen Treppen, sondern auf auswärts angelehnten Leitern oder hölzernen Treppen hinanstieg.

Die hiesigen Einwohner begreifen nicht, wie da Soldaten einquartirt werden konnten. Sie haben die hier in Garnison stehenden preussischen Uhlanen, lange, stämmige Männer, vor Augen. Freilich diese, sollten sie in so engen Kammern zum Schlafen sich ausstrecken, müßten vor allen Dingen ein Jeder um seinen Kopf kürzer gemacht werden. Aber die Römer waren von kurzer, untersetzter Statur.

In der Nähe der beschriebenen zwey Gebäude, mehr nach dem Rheine zu, sind seit kurzem neue Gruben gemacht, und diese gewährten wieder merkwürdige Entdeckun-

gen, Reste von Mauerwerk, das von dem vorher aufgedeckten ganz verschieden ist, dadurch auch eine andere Bestimmung anzeigt und bedeutende Resultate verheißt. An der einen Stelle eine sehr dicke Mauer, so massiv und so schön gearbeitet, wie wir sonst noch keine gefunden; sie ist aus gleich großen, ganz gleichförmig behauenen Steinen zusammengesetzt und vollkommen regelmäßig errichtet. Sie ist von vier ähnlichen Quermauern durchschnitten, welche Zwischen-Räume für Zimmer enthalten. Aber auf der einen Seite läuft eine Reihe von sehr großen Stein-Massen fort, die durch keinen Mörtel verbunden sind. Man wird an jene Cyclopen-Mauern erinnert, die Reste von Italiens Vorzeit.

An einer andern Stelle nahe an dem Gemäuer, was zu einer Cisterne oder einem Bade-Zimmer diente, gruben wir, um die lange Mauer frei zu machen, die zu diesem Gemäuer gehört und von da nach dem Rheine zu fortläuft. Da kam ein Gemach, fast ein regelmäßiges Viereck, zum Vorschein, wozu jene Mauer eine Seite bildet. An diesem Gemach ist der Fußboden besonders merkwürdig: es ist nämlich ein ganz wohl erhaltenes Pavimentum, ein aus Kalk oder Mörtel gebildeter, dicht und fest geschlagener und glatt bestrichener Ästrich.

Bald soll auch das abschüssige Ufer durchsucht, und in den abgerissenen Abhang hinein am Leinen-Pfad ein Stollen angelegt werden. Wir hoffen auf gute Ausbeute, weil da durch Zufall schon mancher glückliche Fund von Anticaglien gemacht wurde.

Unter dem Schutt zwischen den Mauern liegen häufig Ziegel von mannigfaltiger Form durch einander; und viele

derselben sind wegen ihren Inschriften als Monumenta litterata des Ortes merkwürdig. Sie sind sämmtlich gut gebrannt, sehen plump aus, sind manchmal 1 1/2 bis 2 Zoll dick. Einige sind von einem bald größern, bald kleinern runden Loch durchbohrt, das wahrscheinlich dienen mochte um Eisen zur Befestigung durchzustecken. Andere Ziegel-Platten bilden ein regelmäßiges Viereck, und jede Seite ist über einen Fuß lang. Ferner giebt es Ziegel, die dicke runde Scheiben von der Gestalt der Schweizer-Käse vorstellen. Andere haben halb-runde Form, so daß zwey zusammengeschoben eine ganze runde Scheibe ausmachen. Dergleichen ist eine große Menge beisammen gefunden worden, in der ersten näher der Stadt zu liegenden Grube an der Stelle, wo viele ein Bad vermutheten. Vielleicht mochten sie in dem zur Heizung bestimmten Zwischen-Raum des doppelten Bodens stehen und den obern Boden tragen. Auch könnten sie an einer Wand über einander gelegt und, indem sie eine Halb-Säule vorstellten, Postament gewesen seyn, um Bild-Säulen darauf zu stellen.

Aber bei weitem am häufigsten finden sich länglich-viereckige Ziegelplatten, die an den zwey parallelen langen Seiten mit erhabenen Rändern versehen sind. Ihre Länge mag gewöhnlich 1 Fuß 8 Zoll, die Breite 1 Fuß 2 Zoll, der erhabene Rand 1 1/2 Zoll betragen. Sie werden allgemein für Dach-Ziegel gehalten, wozu noch hohle Ziegel kamen, die über den erhabenen Rand gelegt wurden. Mitunter mochte damit auch der Fuß-Boden belegt werden. Die Dächer, auf denen sie lagen, müssen nach italienischer Weise platter, als die unsrigen gewesen seyn. Reisende

versichern, daß es bis auf den heutigen Tag in Italien Dächer und Ziegel von der Art gebe.

Eine Inschrift, womit sehr viele Ziegel gestempelt sind, ist folgende:

LEG. I. M. P. F.

Manchmal steht bloß L statt LEG, oft T statt I, oft fehlt das P. F. Es ist der Stempel der ersten Legion. Statt des Zahl-Zeichens I, wurde gern T gesetzt, was Tiberiana gelesen werden soll. Denn die Alten benannten lieber nach Namen, als nach Zahlen. So hielten sie es ja auch mit der Zeitrechnung, indem in Rom die Jahre eher nach den regierenden Consuln als mit der Zahl seit Erbauung der Stadt, in Athen eher nach dem Archon eponymos, als mit der Olympiaden-Zahl bezeichnet wurden. M heißt Minervia, der gewöhnliche Zuname der ersten Legion. Endlich kommen noch zwey ehrende Prädicate dazu: Pia Felix.

Von Tiberius hieß sie Tiberiana, weil derselbe sie begünstigt und befördert und mit der Zierde neuer Standarten beschenkt hatte. Daher werden ihr zugleich mit der 20sten Legion wegen ihrer Empörung in folgenden Worten Vorwürfe gemacht: Primane et vicesima legiones, illa signis a Tiberio acceptis, ut tot proeliorum socia, tot praemiis aucta, egregiam duci vestro gratiam refertis? Tacit. Annal. I. 42.

Es wird behauptet, daß nur bei Lebzeiten des Tiberius die 1ste Legion nach ihm benannt wurde. Als daher der Herr von Gerolt in der Bonner-Wochenschrift von 1784 den Grabstein des Cominius beschrieb, und auch später, 1810, als er von der Ara Ubiorum han-

delte, gründete er auf die Bemerkung, daß Cominius in der Inschrift Miles Legionis Tiberianae geheissen werde, die Behauptung, er müsse noch unter der Regierung des Tiberius gestorben seyn. Aus dem nämlichen Satze läßt sich auch auf die Zeit schließen, in welcher unsre Ziegel gebrannt wurden.

Was dagegen den Zunamen Minervia betrifft, so ist Herr Haller von Königsfelden (Helvetien unter den Römern. 1r Thl. Bern, 1811. S. 170.) der Meinung, daß Domitian denselben der 1sten Legion gegeben habe, weil er dem Dienst der Minerva sehr ergeben war. Da nun die beiden Prädicate auf den Ziegel-Stempeln sich beisammen finden, so vertragen sich die darüber angeführten Behauptungen nicht mit einander, sondern die eine stellt sich als verdrängender und ausschließender Stein des Anstoßes der andern entgegen.

Der bleibende Aufenthaltsort der 1ten Legion war das Land der Ubier am Nieder-Rhein, und zwar die hiesige Gegend. Es läßt sich nicht nur aus den Büchern des Tacitus beweisen, sondern auch aus vielen ihren Namen enthaltenden Inschriften, die hier gefunden wurden, zum Theil noch hier stehen. Dergleichen sind: Zwei Altäre der Pick'schen Sammlung, (der eine Fortunis salutaribus Aesculapio Hyg., der andere Victoriae Aug. geweiht von Kriegern der 1ten Leg.), der schon erwähnte Grabstein des Cominius, welcher im Garten des Dr. Crevelt gestanden hat, der von mehrern Kriegern derselben Legion errichtete Stein zu Herschel, endlich ein dem Apollo geweihter Altar, der verloren ist.

Ein anderer Stempel, zwar bei weitem nicht so häu-

sig, wie derjenige der 1ten Legion, doch auch auf mehrern Ziegeln vorhanden, hat diese Buchstaben:

LEG. XXI. RAP.

Das RA ist aber meistens in verzogener Schrift da, und zu nur Einem Buchstaben verschlungen. Die Buchstaben RAP müssen Rapax gelesen werden, welches der eigenthümliche Zuname der 21ten Legion war.

Diese stand zuerst am Nieder-Rhein, bis Claudius sie nach der Helvetischen Vindonissa verlegte, wo in der Folge ihr bleibender Aufenthalt war. Nur scheint es, daß sie wieder in die hiesige Gegend gezogen wurde, doch nur auf kurze Zeit, um den bedrängten Nieder-Rheinischen Legionen beizustehen, als am Anfang der Regierung des Vespasian (im Jahr 69) die Bataver und ihre Verbündeten unter Civilis den furchtbaren Aufstand erhoben.

Es fand sich auch zu Bonn ein Altar, der von einem Krieger der Legio Rapax dem Mercur geweiht war. Gruter führt nach Jacob Campins die Inschrift an auf der 51ten Seite seines Thesaurus.

Sonst sind die Spuren der 21ten Legion am Nieder-Rhein selten, wovon der frühzeitige und nur kurze Aufenthalt derselben in unsrer Gegend Ursache ist. So ist die Angabe von Minola irrig, wenn er meldet, daß auf den bei Neuwied gefundenen Ziegeln der Stempel der 21ten Legion vorkomme. (S. dessen Uebersicht u. s. w. Zweite Aufl. S. 176.)

Ein Stempel, womit auch mehrere andere Ziegel bezeichnet sind, hat die Buchstaben VEX. oder VEXIL. Es soll heissen Vexillarii, welches der Name ist von einer

besondern Abtheilung der römischen Legionen, seyen es dann schon 16 Jahre im Dienst stehende Veteranen, oder besondere, aus Galliern bestehende, mit eigenen Vexillis ausgerüstete Cohorten.

Die Vexillarii kommen ebenfalls vor auf der Inschrift, welche unter dem im Jahr 1791 bei Neuwied ausgegrabenen Genius steht. Und eine im Jahr 1815 daselbst gefundene Inschrift meldet, daß Vexillarii dem Genio Vexillariorum einen Altar gewidmet haben.

Vermißt wurde bisher auf den von uns ausgegrabenen Ziegeln der Stempel der 20ten Legion. Wir hatten erwartet ihn zu finden, weil die alten Schriftsteller überliefern, daß die 20te Legion mit der 1ten zusammen hier gestanden habe.

Irdenes Geschirr ist häufig gefunden worden, aber, wie bei Neuwied, viele Scherben, wenig Ganzes. Es sind Gefässe aller Art, Töpfe, Näpfe, Becken, Urnen, Krüge, Lampen. Kleine Boden, enge Hälse, große Henkel sind characteristisch bei denselben. Einiges Geschirr sehr plump und nur an der Sonne getrocknet, besonders die großen Urnen, in denen meistens Wein mag aufbewahrt worden seyn. Eine solche hat auf ihrem Henkel, der sehr stark ist, eine Schrift. Dagegen andere Gefässe, schwarze und rothe, sehr leicht, vergleichbar dem englischen Steingut. — Viele Scherben von wohl-glasirten rothen Gefässen, unter dem technischen Namen terra sigillata bekannt. Sie sind mit schönem erhobenem Bildwerk versehen: Thiere, wie Hasen, Gänse, Pflanzen, Blumen, arabeskenartige Verzierungen sind darauf zu sehen. Auf dem äussern oder innern Boden manchmal Inschriften von seltsam verzogenen Buchstaben,

wahrscheinlich Zeichen des Töpfers oder der Fabrik. — Zwei schön-geformte und verzierte Becken. Zwei ganze Krüge, verschieden von den schon erwähnten großen Urnen. In einem derselben eine verkohlte Masse. Ist es die gesammelte Asche einer auf römische Weise bestatteten und verbrannten Leiche? Die chemische Untersuchung wird uns darüber belehren. Das Resultat derselben soll weiter unten mitgetheilt werden. — Lampen oder Tiegel, kleinere und größere, bald feine, bald rohe Arbeit. Ein niedliches ganzes Lämpchen. Seltene, zum Theil schön verzierte Lampen-Deckel. Aber diese vielen Lämpchen scheinen wohl nicht alle nur für die Oeconomie zum Zünden und Leuchten, sondern auch als symbolische Zeichen für religiöse Gebräuche bestimmt gewesen zu seyn.

Von Glas, ein sogenanntes Thränen-Fläschchen, (eher für die Aufbewahrung von Salben bestimmt,) ein Hals mit Henkel von einem schönen Gefäß, ein sehr feines Röhrchen wie von Marien-Glas, gläserner Zierrath in erhobener Arbeit. Man sollte meinen, daß die Römer das Glas wie Erz zu behandeln verstanden, nämlich zu hämmern und zu schmelzen. Die fabelhafte Erzählung des Plinius wird einem wahrscheinlich: daß ein Künstler zum Kaiser Tiberius kam mit einem gläsernen Becher von wunderbarer Arbeit, diesen mit einem Hammer in Stücke zerschlug, hernach durch Schmelzen und Hämmern wieder ganz machte und in die vorige Form brachte.

Kleine Gegenstände, von der Gestalt unsrer Zucker- oder Salpeter-Zeltchen, gebildet aus einer glasartigen Masse, verschieden gefärbt, blau, weiß, schwarz; die Bestimmung derselben wahrscheinlich als Steine zum Bretspiel,

oder wie Kugeln zum Ballotiren. — Breite farbige Ringe aus irdenem Stoff. Sie mochten als Zierrath an Schnüren der Soldaten gesteckt haben.

Nun zu den metallenen Geräthschaften, Bildern und Bruchstücken aller Art. Zuerst die zu kriegerischer Rüstung dienlichen Stücke: nur Fragmente; eiserne Pfeile oder Lanzen-Spitzen; das andere von Erz: vielerlei kleine Platten, Scheiben oder Schildchen, Schnallen, Spangen, Kettchen, Ringe von verschiedner Größe, Nadeln, Nägel, Bruchstücke von Werkzeugen von unbestimmbarer Form. Ein solches von sehr feinem Semilor zum Theil wie eine Scheibe, zum Theil gebogen. Die Nägel sind sehr tüchtig und gut gearbeitet, einige auf dem Kopf mit Schmelz oder farbigem Glas verziert. Die Spangen sind zum Theil mit Gelenken und Dornen oder Nadeln versehen.

Geräthschaften, zu verschiedenem öconomischem oder technischem Gebrauch bestimmt: ein Gefäß, wie für Dinte oder Farben; eine Schelle; Griffel oder Nadeln, eine mit einem Nadelöhr zum Einfädeln versehen; runde Stäbchen, hinten spitz, vorn ein Löffelchen, entweder Griffel zum Schreiben in Wachs-Tafeln, so daß mit dem spitzen Ende geschrieben, mit dem andern die Schrift ausgelöscht wurde, oder Salben-Löffelchen; solche Griffel oder Löffelchen sind auch in Pompeji und Herculanum häufig gefunden worden. Ein Spiel-Würfel; ein Münz-Stempel (Matrice), zum Prägen der Münzen bestimmt, bestehend aus sehr hartem Stoff; Finger-Ringe, auf einem zwei verschlungene Hände abgebildet, ein anderer mit Email verziert; ein elastischer Ring, an welchem die Frauen ihre Haare aufwanden; ein Ring-Schlüssel; ein anderer, gewöhnlicher Schlüssel; das Bruch-

stück eines Schlosses; eine Gieß-Kanne mit einem Henkel. Der Haar-Ring ist fein gearbeitet und aus so gutem Stoff, daß er seine Elasticität noch immer erhalten hat. Dergleichen finden sich mehrere in dem Museum zu Berlin. Sie bilden einen ausnehmend schönen Haarputz, wie man auf den Münzen an den Köpfen der Faustinen, Mutter und Tochter, sehen kann, die ihre Haare immer um einen solchen Ring her geflochten tragen. Das Schloß hat die Form eines länglichen Vierecks und eine von den jetzt gewöhnlichen Schlössern verschiedene Einrichtung. Von der nämlichen Art, wie unser Bruchstück ist, sind zu Neuwied ganze Schlösser gefunden worden. Der Ring-Schlüssel ist ein sehr merkwürdiges Stück, da er einen uns fremden, den Römern eigenthümlichen Gebrauch erklärt und darstellt. Sonst möchte es Einem seltsam vorkommen, wenn man in alten Schriftstellern liest, daß Leute mit einem Ring die Thüre aufschließen. Der Schlüssel ist oben auf dem Ringe angebracht, und kann den Tragenden nicht im mindesten belästigen. Unser Exemplar ist für den Gebrauch besonders practisch und anwendbar. Die Gießkanne war ein prächtiges Gefäß von der schönsten Form und sehr gutem Kupfer. Der Henkel ist oben und unten, wo er sich an das Gefäß anschließt, mit Bildwerk auf die geschmackvollste Weise verziert: oben springt ein gehörntes Böcklein hervor; unten ist ein Gesicht wie ein Medusen-Haupt. Unsre Naturkundigen haben als eine seltene und merkwürdige Erscheinung wahrgenommen, daß der Rost dieses Gefäßes sich in regelmäßigen octaëdrischen Crystallen auf eine solche Weise angesetzt hat, wie das Kupfer-Erz in rohem Zustand in den Bergwerken vorzukommen pflegt.

Das Beschauen aller dieser Geräthschaften ist unterhaltend und bedeutsam: denn sie gewähren eine Andeutung und sinnbildliche Darstellung des römischen Lebens. In Betrachtung derselben geht man gleichsam mit dem Römer in seinem Hause herum und seinen Geschäften nach.

Ehernes Bildwerk, Figuren darstellend ist auch ausgegraben worden, vornehmlich die folgenden Stücke: ein aus zwey Delphinen bestehender Zierrath, der zu einer Handhabe dienen mochte. Delphine zeigen sich überhaupt im Alterthum in vielfachen Abbildungen; in unsrer Gegend sind sie besonders bedeutsam, weil sie den Agrippa bezeichnen, den wegen See-Siegen berühmten Admiral der römischen Flotte. Er hatte die Ubier über den Rhein geführt, und der Boden, den sie pflügten und bewohnten, ihnen angewiesen. Daher mußte er von ihnen wie ein einheimischer Heros verehrt werden. Ferner drei kleine Masken-Köpfe, einer davon besonders schön; er zeigt im Gesicht ganz bestimmte individuelle Züge eines Römers. Ein bärtiger Kopf mit einer seltsamen Haupt-Bedeckung, eher einem Turban oder Barret als einem Helm ähnlich, drüber her eine lange gebogene Feder. Dieses Stück ist etwa 1 1/2 Zoll hoch und nach der länglichen Gestalt einer Eichel gebildet. Es ist nicht römische Arbeit und nicht aus der spätern Zeit: es muß ein alt germanisches Werk seyn. Von der nämlichen Höhe fanden wir auch ein Böcklein, das eine lange Schärpe über den Rücken hangen hat. Es ist dadurch als Opferthier characterisirt, weil überhaupt die römischen Opferthiere mit einer solchen Schärpe behangen wurden. War das ein religiöses Stück ex voto? Hat dieses Opfer dem Mercur gegolten? — Es ist nämlich bekannt, daß

dem Gallischen Mercur Böcke geopfert wurden, und daß derselben in Gallischen Ländern unter den Römern noch immer verehrt wurde. Zu Bonn hat sich ein laut der Inschrift dem Mercur geweihter Altar gefungen. An der Gieß-Kanne, die wohl zu einem Opfer-Gefäß möchte bestimmt gewesen seyn, bemerkten wir oben auch ein Böcklein.

Noch sind vormals in unserer Gegend, und besonders am Wichelshof mehrere kleine bronzene Bilder gefunden worden, freistehende, runde Figuren, selten über einen halben Fuß hoch; sie stellen Götter oder Heroen vor, und sind meistens nach bekannten großen antiken Bildsäulen gearbeitet. Die Pick'sche und auch die Crevelt'sche Sammlung enthalten einige Bronzen der Art. Es waren Gegenstände der Pietät. Weil sie in ihrer Kleinheit compendiös und portatil waren, nahmen die römischen Krieger sie mit auf die Heereszüge in die Castra. Dagegen kommen große Bildsäulen nur selten vor. Es scheint, die Römer haben ihre Niederlassungen am Rhein nicht für sehr sicher gehalten, aus Furcht vor Ueberfällen vom andern Ufer des Stromes herüber.

Lange hofften wir vergebens, solche bronzene Bilder auch in unsern Gruben zu Tage gehen zu sehen. Endlich ist an einem der letzten Tage, nämlich am 7ten August, eines zum Vorschein gekommen an dem Mauerwerk, das die größern Gemächer und die Ästrich-Boden enthält. Es ist ein wohl-erhaltenes, ganz unbeschädigtes, freistehendes Bild von ungemeiner Schönheit, etwa fünf Zoll hoch. Von vorzüglicher Arbeit ist das Haupthaar; es hat durchaus jenen bekannten Haar-Schlag, welcher den Jupiters-Köpfen eigen ist. Sowohl aus diesem als auch aus andern

Zeichen kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit abnehmen, daß die Figur einen Jupiter vorstellen soll. Sie streckt die beiden Arme, wie um Etwas zu fassen, auseinander, und die Haltung der Hände ist so, als hielte sie mit der einen das Szepter, mit der andern die Donner-Keile.

Bei dem Ausgraben dieses Bildes war gerade der Herr Ingenieur-Hauptmann Hoffmann aus Neuwied zugegen. Er zeigte sich sogleich bereitwillig, das Bild zu putzen und ganz rein herzustellen, und auch den Alterthümern des Wichelshofes seine nützliche Thätigkeit zuzuwenden, durch welche er sich um die Nachgrabungen zu Neuwied, die er leitet, ein so schönes Verdienst erworben. Er zeichnet sich aus als Conservator solcher Sachen, durch seine Kenntniß und Geschicklichkeit im Reinigen, Wiederherstellen, Aufbewahren, Ordnen von gefundenen Anticaglien, im Ergänzen und Zusammensetzen von Bruchstücken. Auch hat er in dem 28jährigen Lauf der Nachgrabungen zu Neuwied große Fertigkeit und richtigen Takt in dem dabey zu beobachtenden Verfahren sich erworben. Wünschenswerth wäre es, durch die Befreundung mit diesem trefflichen Manne das Werk am Wichelshofe mit dem bei Neuwied in nähere Beziehung zu bringen. Ueberhaupt sollten, um die Alterthums-Kunde auf eine sehr zweckmäßige Weise zu befördern, die römischen Alterthümer am ganzen Rhein, und die Nachgrabungen oder sonstige zum Auffinden, Sammeln und Erkennen derselben angestellten Unternehmungen so viel als möglich verbunden werden und die Unternehmer einstimmig handeln und freundlich zusammenwirken. —

Und nun sey es vergönnt anzumelden, daß in unsern

Gruben sogar das kostbarste und herrlichste der Metalle, daß pures, blankes Gold zu Tag gefördert wurde. Ein solcher Fund ist jedoch erst einmal, am 12ten Juni dieses Jahres, gemacht worden.

Das ausgegrabene Gold ist ganz ächt und unvermischt. Es besteht aus dünnen Blättchen, die keine bestimmte Form mehr zeigen, sondern zusammengedrückt sind. Wahrscheinlich war es Ueberzug irgend eines Bildwerkes. Ein Goldschmid erklärte, es halte $^{5}/_{8}$ Loth an Gewicht und 18 Franken an Werth.

Von Elfenbein oder Knochen fand sich Mehreres den oben beschriebenen ehernen Geräthschaften ähnliche: Knöpfe, Nadeln, Schildchen u. dgl.

Das reichhaltigste Fach unsrer gesammelten Ausbeute bilden die Münzen, deren jeder Arbeitstag mehrere einbringt. Die äußerst zahlreiche Aussaat von Münzen, die auf diese Felder in der Umgegend des Wichelshofes geworfen wurden, sind überhaupt eine auffallende, diesem Ort ganz besonders eigene Erscheinung: denn bei andern römischen Niederlassungen, selbst bei ihren großen alten Städten, wo Nachgrabungen angestellt wurden, welche übrigens die Mühe mit vielfältigem, reichem Fund belohnten, war doch die gefundene Menge Münzen verhältnißmäßig bei weitem nicht so groß, wie am Wichelshof. In früherer Zeit hatte der Canonicus Pick schon einige tausend Kupfer-Münzen und mehrere hundert Silber-Münzen gesammelt. Und bei unsern Nachgrabungen war gleich am Anfang die Erndte so ergiebig, daß sie die Verwunderung des Herrn Grafen von Solms-Laubach erregte, als er einst von Köln hieher kam. Er sagte: „Wenn auf diese

Weise unser Schatz anwächst, so könnten wir bald einer römischen Legion, die etwa hier durchzöge, den Sold in ihrer eigenen Münze baar auszahlen."

Im Ganzen ist jetzt die Zahl unsrer Münzen über 400, wovon die Hälfte im vorigen Jahre gefunden worden. 14 davon sind silberne, die andern in Kupfer. Etwa 70 sehr schöne und wohl conservirte Stücke aus den frühern Kaiser-Zeiten bis zu den Antoninen. Etwa 120 durch Rost, Grünspan oder Brand stark beschmutzt oder angegriffen.

Die vorzüglichen Imperatoren-Münzen sind bekanntlich die großen, und deren haben wir eine ziemliche Anzahl: mehrere von dem Umfang eines Kronenthalers, aber auch noch größere, also solche von der ersten Größe, welche die Franzosen Medaillen heissen. Dann sind viele kleine, und immer kleinere da, bis sie sich endlich im Maaß ihres Umfangs zu einer solchen Kleinheit verjüngen, wie im jetzigen Verkehr keine mehr vorkommen.

Hinsichtlich des Zustandes der ausgegrabenen Münzen, war an wenigen zu bemerken, daß sie durch den Gebrauch stark wären abgegriffen worden: sie scheinen größtentheils fast wie neu in die Erde gekommen zu seyn: da erlitten aber manche vielfältigen Schaden, verschieden nach der Stelle wo sie lagen; dagegen andere kamen desto besser erhalten zum Vorschein. Viele sind ausgezeichnet durch jenen geschätzten, die Schärfe des Gepräges nicht im mindesten abstumpfenden, firnißartigen, grünen Ueberzug, die aerugo nobilis. Und einst fanden wir unter einem Stein an einer trockenen Stelle mehrere der schönsten Trajans-Münzen beisammen. Das war wohl ein ex voto: denn wenn einen Römer die Gunst der Gottheit beglückte, wenn er

befördert wurde, oder ihm sonst etwas Gutes widerfuhr, legte er in solcher Gesinnung mehrere Münzen zusammen zwischen zwei Scherben in die Erde.

Ein gelehrter Alterthums-Kenner sagte, daß wir an unsrer obgleich noch nicht sehr zahlreichen Sammlung von Münzen doch einen bedeutenden Schatz haben, weil verhältnißmäßig nach ihrer Anzahl recht viele vorzügliche, wohl conservirte darunter sich befinden.

Sie steigen aber nicht weit über die Zeit hinauf, in welcher die Römer hieher kamen; denn ausser einigen von Cäsar sind vielleicht keine da aus den Zeiten der Republik. Auch die aus den römischen Colonien fehlen. Aber von Augustus an haben wir eine nur selten unterbrochene Folge von Kaiser-Münzen bis in späte christliche Zeiten. Keine aus den fränkischen und den spätern Zeitaltern; was auch ein merkwürdiger Umstand bei der großen Menge römischer Münzen.

Wie im Allgemeinen die Numismatik für die Kunst-Geschichte darum eigenthümlichen Werth hat, weil man Wachsthum, Blüthe und Verfall der Kunst an den alten Münzen auf eine gar stark auffallende Weise wahrnehmen kann; so ist das auch im Besondern bei unsrer Sammlung der Fall. Die Münzen von Nero und Vespasian sind wahrhaft großartig, auch die Trajan, Hadrian und die Antonine sehr schön; hingegen diejenigen aus dem Zeitalter des Constantin zwar oft recht fein und künstlich, aber von schlechtem Styl.

Aus dem frühern, bessern Zeitalter sind sehr zahlreich die von den Flaviern, Hadrian, und den Antoninen, doch die meisten von Trajan. Und das hat seinen guten histo-

rischen Grund. Denn Trajan lebte als Oberanführer der Legionen in Köln, da er zum Kaiser erwählt wurde, und mochte sich auch später oft in hiesiger Gegend aufhalten. Von seinen vielen Zügen nach Germanien hat er viele noch erhaltene Denkmäler zurückgelassen. Eine halbe Stunde von Bonn am Vorgebürge liegt ein Ort Namens Transdorf; es ist fast nicht zu bezweifeln, daß derselbe seinen Namen dem Trajan verdankt und Trajani villa oder castrum hieß. Wegweisende Bücher melden den Reisenden, daß da auch ein alter römischer Thurm zu finden sey. Doch wäre das Suchen vergebliche Mühe. Denn von einem solchen ist zu Transdorf selbst nichts zu finden. Allein nahe dabei, zu Gilsdorf, steht an der Kirchen-Mauer ein alter Thurm, der römisch scheint. Die Landleute sagen, er sey von den Heiden erbaut. Er ist mit einer Treppe versehen, hatte am Eingang in der Mauer ein Schilder-Häuschen, und war wahrscheinlich zu einem Gefängniß bestimmt.

Die frühern Kaiser sind, um sie nach der Art zu benennen, wie ihre Köpfe auf den Münzen vorkommen, meistens laureati oder radiati; die spätern tragen das Diadem, wie denn Diocletian der erste war, der es um sein Haupt wand. Antonin und die Kaiser seines Zeitalters haben Bärte, die frühern tragen das Kinn nackt.

Ziemlich viele Münzen weisen weibliche Köpfe, vornehmlich folgender Frauen: Julia, Faustina, Mutter und Tochter, Crispina, Helena. Die letzte trägt eine Perrücke. Die Münzen der beiden Faustinen sind gröstentheils vorzügliche Stücke. Eine derselben zeigt auf der Kehrseite eine durch die Legende als Venus bezeichnete weibliche Figur, welche den Apfel hält.

Die Stadt-Münzen von Rom und Constantinopel, jene mit der Wölfin und diese mit der auf einem Schiffe stehenden weiblichen Figur sind häufig. Die Münze mit dem Altar, unter welchem Roma et Augustus steht, in mehrern Exemplaren. Ein Nero von ausgezeichneter Schönheit in sehr edlem und großem Styl gearbeitet. Die Rückseite weist die Vorderseite eines Gebäudes, woran zwei Reihen von Säulen über einander sich erheben. Die Legende weist die Buchstaben: MAC. AUG., welches ohne Zweifel gelesen werden soll Macellum Augusti. Nero ließ den zum Verkauf von Lebensmitteln bestimmten Markt in Rom mit prächtigen Säulengängen umgeben. Daher wurde das Bild dieses Gebäudes als ein die Regierung des Erbauers andeutendes charakteristisches Zeichen auf die Münzen aufgenommen. Auf ähnliche Weise fanden wir an einem Trajan die nach ihm benannte Säule und an einem Constantin dessen Triumph-Bogen. An einem Exemplar der erwähnten Münze von Nero ist der Kopf gewaltsam zerhackt. Man sollte denken, ein Römer habe daran seinen Grimm über die Brutalität dieses Kaisers auslassen wollen, da er an dem lebenden Kopfe nicht Rache nehmen durfte. Die Vespasian sind durch den sehr erhobenen Kopf ausgezeichnet. Auf der Rückseite eines solchen eine schöne fliegende Victoria, tragend einen Schild, worauf S. R. (Senatus Romanus) steht; ein anderer mit einem von der Erde gegen Himmel fliegenden Vogel, anzudeuten die Apotheose des verstorbenen Künstlers. Das Bild eines auffliegenden Vogels weisen uns auch einige Constantine, und um den Vogel her die Legende Consecratio. Er hat bald die Gestalt eines Adlers, bald eine andere, die wahrscheinlich

einen Phönix vorstellen soll. Ein anderer Vespasian mit einem Rest von Vergoldung, wie denn die Römer ihre Kupfermünzen manchmal vergoldeten. — Auch einige Nerva, wegen der kurzen (nur zweijährigen) Regierung des Kaisers seltene Münzen. — Dann die vielen herrlichen Trajane; auf ihren Rückseiten so bedeutsame und mannigfaltige Vorstellungen: eine als Amazone gekleidete Roma, welche auf der Hand eine Victoria hält, auf Spolien sitzt und auf einen Helm tritt; die nämliche, wie Trophäen vor ihr errichtet sind; die Abundantia, im Arm das Füllhorn, Aehren auf einen Altar streuend; herrliche Quadrigen; mehrerlei Gottheiten, Genien und symbolische Figuren. An den Hadrianen ist das Gepräge viel mehr abgegriffen und verwischt als an den andern; aber innen hat sich die Silhouette seines edeln, ausgezeichnet-schönen Profils erhalten. Auf einem Antoninus Pius eine weibliche Figur, das Füllhorn im Arm und mit der Wage in der Hand: eine wahre und sinnreiche Bezeichnung seiner durch Gerechtigkeit und die Segnungen des Friedens ausgezeichneten Regierung.

Die spätern Münzen aus dem Zeitalter des Constantin sind klein, die Köpfe und ihr anderes Bildwerk sehr flach, oft versehen mit Zeichen des Christenthums, wie XP (Christus) und die Buchstaben Alpha und Omega. Die bessern nur durch Feinheit und Zierlichkeit, nicht durch edeln, großartigen Styl ausgezeichnet. Doch unter diesen allen ist ein Constantin, der auf der Rückseite den Triumph-Bogen hat, bei weitem die schönste Münze, so daß deswegen seine Aechtheit bestritten wurde. Sein Haar und seine Binde sind sehr schön gearbeitet: aber an den weit offenen, nicht läng-

lich, wie es des Profils wegen seyn sollte, sondern ganz rund gehaltenen Augen erkennt man den Verfall der Kunst. Ferner sind einige Kehrseiten bemerkenswerth durch kriegerische Vorstellungen: ein römischer Feldherr, haltend in der einen Hand die Victoria, drückt die andere auf das Haupt eines vor ihm knieenden feindlichen Königs: eine einfache und ganz klare Bezeichnung eines Sieges. Ein Cavallerie-Stück: ein siegender Reuter, am linken Arm den Schild, hält den Speer empor im Begriff einen entwaffneten Feind zu durchbohren, welcher den Schild weggeworfen hat, auf dem Rücken liegt, und Gnade flehend die Hände nach jenem ausstreckt.

Nun nach der Betrachtung der Kupfer-Münzen noch einen Blick den silbernen zugewendet! Eine Julia, ein Nero, zwei Vespasian, zwei Domitian, ein Trajan, ein Hadrian, ein Antoninus Pius, ein Gordian, ein Valerian, ein Gallien, dann zwey Bracteaten. Der eine Vespasian weiset auf der Kehrseite die Instrumenta pontificalia, den Krummstab, den Krug, die Lampe u. s. w. Der andere ist durch einen sehr schönen Kopf von besonders scharfem Gepräge, dann durch eine interessante Kehrseite ausgezeichnet. Da ist in einem Kranz das S. C. zu sehen, drunter her ein Hirsch und ein Seepferd, das in einen Fischschweif endet, und unter diesen Thieren eine Kugel. Diese könnte den Erden-Kreis, die Thiere Wasser und Land, das Ganze die Herrschaft darüber bedeuten. Der eine Domitian wieder besonders schön. Der Trajan mit der Säule versehen. Der jugendliche Gordian, der nur von seinem 12ten bis in das 18te Jahr regierte, giebt sich auch auf dem Bild gar wohl als Knabe zu erkennen.

Nach der Uebersicht der Ausbeute, welche in unsern Gruben sich ergeben, mag man gerne vergleichen, was in der Nachbarschaft ausgegraben worden. So finden wir uns dann sehr angesprochen durch die gütigen Mittheilungen des Herrn Hoffmann über seine reichen Neuwieder Fundgruben.

Dort sind sehr ausgedehnte Reste einer Stadt und eines Lagers zu Tage gegangen, wo mehrere öffentliche und Privat-Gebäude, das Prätorium, die Bäder ungemeine Pracht und Festigkeit zeigen. Doch seit dem Jahre 1791, in welchem die dortigen Nachgrabungen begonnen wurden, sind noch nicht so viele Münzen gefunden worden, als uns in der kurzen Dauer der Arbeiten schon der Wichelshof lieferte. Es sind nämlich dort über dreyhundert, aber noch lange nicht vierhundert römische Münzen gesammelt worden. Allein die meisten derselben sind silberne, deren wir bis jetzt nur vierzehn fanden. Dergleichen mögen wohl auch am Wichelshofe sehr viele vorhanden gewesen, aber durch frühere Sammler vor uns aufgehoben worden seyn. Davon giebt schon das Pick'sche Cabinet den Beweis, indem es mehrere hundert römische Silber-Münzen enthält, wovon die meisten aus dem Felde am Wichelshof geholt sind.

Dagegen hat unsre Ausbeute vor derjenigen von Neuwied einen Vorzug durch die vielen vorzüglichen Kupfer-Münzen von erster Größe, die unsre Arbeiter fanden. Bei Neuwied sollen dergleichen nicht vorkommen. Unsre Münzen reichen über Constantin fort weit in die Zeiten der christlichen Kaiser hinein; zu Neuwied gehen sie nur bis auf Gallien, der von 259 bis 268 regierte.

Dieser Umstand brachte Herrn Hoffmann für die Chronik jener Römer-Stadt auf ein bedeutendes historisches Resultat, wie denn überhaupt die Numismatik für Geschichte, und besonders für Chronologie von höchster Wichtigkeit ist, und immerfort neue Belege liefert für Scaligers Ausspruch: „Multa in numis et antiquis inscriptionibus latent, quae nos fugiunt." Herr Hoffmann äussert sich so: „Unter mehr als dreyhundert in den Ruinen nach und nach gefundenen römischen Münzen fand sich auch nicht eine einzige, die über den Gallienus hinausreicht. Nun hätte man bei einem frühern Untergange keine von Gallienus tief im Schutte vergraben finden können, und wenn die Zerstörung später geschehen wäre, so mußten auch Münzen von den folgenden Kaisern gefunden werden, besonders von Postumus, der zehn Jahre hindurch, obgleich von dem Senate in Rom nicht anerkannt, doch ingenti virtute et moderatione, wie Eutropius sagt, die Oberherrschaft in Gallien führte, und dessen Münzen jenseits des Rheins sehr gemein sind."

Der demnach auf dem Wege der Numismatik herausgebrachte Schluß wird noch durch andere Monumenta literata befestiget, nämlich durch zwey Inschriften. Die eine meldet, daß die Dedication eines Altars (des von Vexillariis dem genio Vexillariorum gewidmeten) unter den Konsuln Kaiser Gordianus und Aviola geschehen sey, also im Jahre 240. Die andere Inschrift ist die auf dem Piedestal des Genius befindliche, der schon 1791 ausgegraben wurde. Noch in einer andern Beziehung als in derjenigen, in welcher wir sie jetzt auffassen, ist diese Inschrift dem Herrn Hoffmann sehr werth, weil er daraus

beweisen zu können glaubt, daß Victoria der wahre Name sey der sonst unbekannten von ihm ausgegrabenen Römer-Stadt. Die Inschrift wird folgendermaßen gelesen: In honorem Deorum Bajoli et Vexillarii collegio Victoriensium signiferorum genium de suo fecerunt Nono Kalend. Octobr. Praesente et Albino Consulibus. Da wird das Consulat des Präsens und Albinus, also das Jahr 246, als die Zeit angegeben, in welcher jener Genius errichtet wurde. Aus den beiden Inschriften ergiebt es sich, daß Stadt und Colonie in dem fünften Jahrzehend des dritten Jahrhunderts noch in voller Blüthe standen.

Zu weitern Folgerungen wurden dann diese chronologischen Data zusammengehalten mit den bekannten damaligen Weltbegebenheiten und mit den in jenen Ruinen vorkommenden Spuren von Verwüstung und Zerstörung, und endlich konnte man mit Sicherheit folgende Auskunft geben über den Untergang der Römer-Stadt bei Neuwied. Die Regierungen von Valerianus und seinem Sohne Gallienus gereichten zum Verderben des Reichs. Weil der letztere ein so schwacher und indolenter Kaiser war, schien dasselbe unter ihm theils in eine Menge Staaten sich aufzulösen, theils von den Barbaren verschlungen zu werden. Die Legaten machten sich unabhängig und warfen sich in den verschiedenen Provinzen zu Kaisern auf: sie wurden die dreißig Tyrannen geheißen. Zu diesen gehörte Postumus, der in Gallien und am rechten Rhein-Ufer den Oberbefehl hatte; da wurde er zu Anfang der sechziger Jahre des dritten Jahrhunderts von dem ihm untergebenen Heere zum Kaiser ausgerufen.

Gallienus hatte seinen Sohn Saloninus mit dessen Erzieher in Köln zurückgelassen. Postumus belagerte die Stadt und nöthigte sie zur Auslieferung des Saloninus, der dann von den Soldaten niedergestoßen wurde. Um nun den Tod seines Sohnes zu rächen, eilte Gallienus aus Pannonien nach Gallien. Sein Feldherr Aureolus schlug zwar den Postumus, ließ ihn aber über die Mosel entfliehen.

Inzwischen war das Reich im Osten von den Persern, im Westen von den germanischen Völkern bedrängt. Am Ober-Rhein machten sich die Alemannen, am Nieder-Rhein die Franken den Römern furchtbar; diese hatten schon seit etlichen zwanzig Jahren glückliche Einfälle und Streifzüge in Gallien ausgeführt. Nun da Gallienus und Postumus sich befehdeten, dieser floh, jener ihn mit seinem Heere verfolgte, wurde dieser Zeitpunkt der Verwirrung von den Deutschen dazu benutzt, um den Kessel von Neuwied zu erobern, und auch von dieser Seite bis an den Rhein vorzubringen. Das war ihnen bis dahin nicht gelungen, wurde aber jetzt durchgesetzt. Stadt und Festung wurden erstürmt, geplündert, in Brand gesteckt und die Mauern niedergerissen. Und das war das Ende der römischen Niederlassung im Kessel von Neuwied!

Die Münzen betreffend, die Herr Hoffmann in dem Schutt dieser alten Stadt fand, diese sind sämmtlich Kaiser-Münzen, und nur wenige darunter von den frühern, nämlich aus dem ersten Jahrhundert nach Christus und dem ersten Viertel des zweyten Jahrhunderts bis auf die Antoninen. Seine Sammlung enthält 3 Augustus, 1 Tiberius, 1 Nero, 3 Vespasianus, 2 Titus, 1 Domitianus,

3 Nerva, 4 Trajanus, 9 Hadrianus, 1 Sabina. Mit dieser Zahlenangabe unsre Münzen verglichen, finden wir uns weit reicher: wir fanden in den Gruben am Wichelshofe mehrere Münzen von Cäsar, Augustus, Tiberius, Claudius, viele von Nero, Domitian und Hadrian, eine bedeutende Menge aber und Stücke von vorzüglicher Schönheit von Vespasian und Trajan.

Dagegen von den folgenden Imperatoren wurden zu Neuwied verhältnißmäßig weit mehr Münzen gefunden, als von den frühern. Wir theilen das Verzeichniß davon mit. Die erste Zahlen-Columne giebt die Silber-Münzen an, die zweyte die Münzen in Erz von erster Größe, die dritte die Münzen in Erz von zweyter Größe. Dabei ist zu bemerken, daß die erste Größe der Neuwieder-Münzen lange nicht der ersten Größe der am Wichelshof gefundenen gleich kommt.

	S. M.	E. M. 1.	E. M. 2.
Antoninus Pius	6	11	2
M. Aurelius	12	9	2
Faustina sen.	1	3	2
Faustina jun.	—	7	4
Lucius Verus	—	1	2
Lucilla	1	1	1
Commodus	5	4	—
Crispina	1	—	—
Pertinax	—	1	—
Sept. Severus	32	1	—
Julia Pia	6	1	—
Caracalla	20	—	—
Geta	4	—	—

	S. M.	E. M. 1.	E. M. 2.
Macrinus	1	—	—
Elagabalus	31	—	—
Julia Paula	5	—	—
Jul. Soämias	3	—	—
Julia Mäsa	15	—	—
Alex. Severus	68	—	—
Barbia Orbiana	1	—	—
Jul. Mammäa	13	—	1
Maximinus	1	—	—
Paulina	1	—	—
Balbinus	1	—	—
Gordianus III.	15	—	—
Philippus sen.	11	—	—
Otacilla	1	—	—
Philippus jun.	1	—	—
Trajanus Decius	1	—	—
Herenn. Etruscilla	1	—	—
Q. Her. Etruscillus	1	—	—
Treb. Gallus	3	—	—
Volusianus	3	—	—
Valerianus	5	—	—
Gallienus	2	—	—

Auffallend ist die große Menge Silber-Münzen, wie von Sept. Severus, Caracalla, Elagabalus, vorzüglich aber von Alexander Severus.

Dem Kessel von Neuwied gegenüber, auf dem linken Rhein-Ufer sammelte Herr Hoffmann im Sommer und Herbst 1818 römische Münzen in den Ruinen am Guten Manne oberhalb des weißen Thurms. Er fand deren 35' und diese reichen ein Jahrhundert weiter hinaus, als die

am rechten Ufer bei Neuwied gefundenen. Gemäß seiner Angabe sind unter jenen 35 die spätesten von Valentinian und Valens. Valentinian I., sein Bruder Valens und Valentinian II. regierten im Orient und Occident in den Jahren 364 bis 392. Sie hatten einen harten Stand im Kampf mit Alemannen, Franken, Sachsen, Gothen. Allein gegen das Ende der Regierung des Valens erfolgte die wichtige Begebenheit, wodurch die große Völker-Wanderung, und durch diese der Untergang des römischen Reichs im Osten eigentlich veranlaßt ward, der Uebergang der Hunnen nach Europa. Es ist merkwürdig, daß das Ende der Folge von Münzen, die in den Ruinen am Guten Manne gefunden wurden, mit dieser Epoche zusammentrifft.

Sämmtliche Gegenstände des Alterthums, die am Wichelshof ausgegraben werden, (um nun mit dieser Meldung von Neuwied nach Bonn zurückzukehren,) sowohl die Münzen, als auch die Antiken und Anticaglien und die Bruchstücke derselben, sind durch höhere Verordnung dem Museum der Rheinischen Universität gegeben. Die hohen Ober-Behörden in Berlin genehmigten die Nachgrabungen, und Se. Durchlaucht der Staats-Kanzler Fürst von Hardenberg und Se. Excellenz der Cultus-Minister Freiherr von Altenstein haben durch Ihre Huld die Sache ehren und dem begonnenen Werke Unterstützung und Fortsetzung geben wollen.

Wenn aber diese Alterthümer im Universitäts-Museum aufgestellt werden, so entsteht die Frage: wie sie ihm einzuverleiben seyen? Es kann nämlich auf zweierlei Weise geschehen. Entweder das Ganze des Museums wird in Fächer abgetheilt, deren Rubriken aus den Grundsätzen

der Kunst und der Archäologie geholt und auf die Abtheilungen derselben gegründet sind, und dann wird die Ausbeute unsrer Nachgrabungen in jenen Fächern zerstreut, dahin und dorthin gelegt, je nachdem die einzelnen Stücke dieser oder jener Classe der allgemeinen systematischen Eintheilung angehören. Oder die Sachen vom Wichelshofe werden beisammen gelassen und an einem besondern Ort aufbewahrt. Auf die erstere Weise würde das allgemeine Interesse der Archäologie, der Wissenschaft und der Kunst bedacht; auf die andere Art aber gesorgt für die Local-Kenntniß und Topographie, und Veranlassung gegeben, die ausgegrabenen Sachen auch in Zukunft, wann nicht mehr gegraben wird, beständig in Beziehung auf den Ort zu betrachten, wo sie gefunden worden, und zur Erforschung von dessen ehemaligem Zustand und Alterthum zu benutzen. Höhern Orts ist die zweite Art der Aufstellung genehmiget worden.

Obgleich indessen mit gegenwärtigem Bericht unsre Absicht dahin geht, von den ausgegrabenen Gegenständen einen Begriff zu geben, so können wir dabei uns doch nicht täuschen über die Dürftigkeit des Buchstabens, wie weit nämlich eine Beschreibung hinter der darzustellenden Sache zurückbleibt, wie schwach und unzulänglich das Bild ist, das sie zu geben vermag. Und so ist es uns denn etwas sehr Angenehmes und Erfreuliches, die Hoffnung geben zu können, daß Männer der Kunst ihre Theilnahme an den Nachgrabungen bethätigen und durch getreue Abbildungen die merkwürdigsten der ausgegrabenen Gegenstände zu allgemeiner Kenntniß und Anschauung bringen werden. Wir dürfen hoffen, daß Herr Hundeshagen aus Mainz nicht nur

seine in den Gebieten der Kunst und des Alterthums ausgebreitete wissenschaftliche Kenntniß, sondern auch seine kunstfertige Hand für diese Sache werde thätig seyn lassen. Und Herr Maler Meier aus Bonn, welcher sich durch das Aufbewahren und Abzeichnen von Gegenständen des Alterthums, deren er sehr wohl kundig ist, schon so viel Verdienst erworben, hat auch von den am Wichelshof zu Tage gegangenen Gegenständen schon einige schätzbare, sehr richtige und genaue Zeichnungen geliefert, namentlich von dem Basrelief des Castor und Pollux und von den kleinen Stücken aus Erz. Vorzüglich hat er aber die Ruine von dem einen Gebäude, welches wir für ein Lager halten, in einer mit Geschmack und Geist componirten und den Gegenstand sehr anschaulich und getreu darstellenden Zeichnung abgebildet. Er hat die schöne umgebende Gegend um die Trümmer hergezogen, und das alte Gestein mit der Zierde der frischen Natur und der Landschaft bekränzt; den Vorgrund hat er noch im Sinn zu staffiren mit dem Basrelief und mit einzelnen aufgefundenen Geräthschaften und Gefäßen, besonders auch mit einer ehernen Kanne von ausnehmend schöner Form. Diese Zeichnung soll unverzüglich lithographirt und, wenn der Steindruck gut geräth, dem Publikum mitgetheilt werden.

Aber ausser dieser perspectivischen Ansicht der Ruine, wie dieselbe wirklich hier zu sehen ist, möchten wir von den Resten des alten Mauerwerks noch andere Zeichnungen wünschen, nämlich eine architectonische, darstellend den Grundriß oder Plan des Gebäudes; sodann eine Darstellung dessen, was das Gebäude nach der größten Wahrscheinlichkeit war, eine Ergänzung der vorhandenen Trümmer.

Es wäre besonders wünschenswerth und wichtig, daß

die ausgegrabenen Mauern und Gebäude so gut als möglich abgezeichnet würden. Sie sind das bedeutendste und eigenthümlichste Resultat unsrer Nachgrabungen. Sie lassen sich aber schwerlich lange erhalten, wie die kleinern Gegenstände, die man in das Museum bringen kann: denn sie sind der Verwitterung und muthwilligen Zerstörung ausgesetzt. Doch wenn sie in der Wirklichkeit zerfallen und zu Grunde gehen, kann man sich durch getreue Zeichnungen einigermassen einen festen und fortdauernden Besitz sichern.

Um dann solche Zeichnungen zu allgemeiner Kenntniß zu bringen und gemeinnützig zu machen, dafür ist der Steindruck ein wenig kostspieliges, doch sehr zweckmäßiges Mittel. Der Lithograph bleibt meistens hinter dem Kupferstecher darin zurück, daß jenem seine Darstellungen sich nicht so klar, nicht so genau und scharf ausnehmen. Aber gerade wegen diesem Gebrechen stellt er solche halb-verwitterte Reste des Alterthums noch natürlicher dar, nämlich ähnlicher ihrer wirklichen Beschaffenheit: denn die Formen derselben haben auch, um ihre Schuld an die Zeit abzutragen, die Schärfe und Klarheit neuer Werke einbüßen müssen. Sie sind theils mit Schmutz überzogen, theils angefressen.

Den Ort, wovon es sich handelt, noch näher zu bezeichnen, ist zu melden übrig, daß der Wichelshof das erste Landgut ist unten an Bonn, dicht am Rhein und den Stadtmauern nahe gelegen, so daß der von Bonn nach Köln Wandernde den Wichelshof rechter Hand liegen läßt, sobald er nur zu unserm Thor heraus ist. Das zu diesem Hofe gehörige Feld hält beiläufig vier Morgen, und der Weingarten einen Morgen. Von unsern Arbeiten ist die

eine Hälfte durchwühlt, welche der Kölner-Straße näher, und vom Rhein mehr entfernt liegt. Der eine Morgen dieser Hälfte ist im vorigen, der andere in diesem Jahr zum Nachgraben bestimmt worden. Die andere dem Rhein nähere Hälfte des Ackers untersuchten wir durch mehrere, vier Fuß tief gehende, enge Gruben, fanden da aber weniger bedeutende Spuren als wo wir bisher arbeiteten. In dieser Gegend ist wahrscheinlich mehr geplündert und verwüstet, und sind mehr Steine fortgeschleppt worden. — In Vergleichung mit der Umgegend erhöht sich der Boden ziemlich am Wichelshofe, und besonders das Rheines-Ufer, wo das Haus steht, zeigt sich hoch emporgehoben über das Bett des Flusses, so daß die Anhöhe des Feldes vom Wichelshof und seines Ufers sich um ein Bedeutendes erhebt über den Platz der Stadt Bonn. Dadurch war der Ort schon gut geeignet für eine Niederlassung der Römer, weil sie so gern auf Anhöhen sich ansiedelten. Auch in anderer Hinsicht entsprach er dem Zweck ihrer hiesigen Anlagen besser, als die Stelle des gegenwärtigen Bonns: die Aussicht auf das rechte Ufer in das Bergische Land ist da weit und breit aufgethan: hingegen in Bonn wird das nach der andern Seite schauende Auge schon beschränkt durch die bis fast der Stadt gegenüber vordringenden Hügel, welche die Fortsetzung des Siebengebürgs bilden. Und weil die Römer auf diesem militärischen Posten immer auf ihrer Hut seyn mußten vor den Streifzügen und Einfällen der Catten und anderer feindseliger deutscher Völkerschaften, so mußten sie bei ihren Anlagen die freie Uebersicht des jenseitigen Ufers als einen wichtigen Umstand beachten.

Um mit unsrer Meinung nicht länger hinter Berg zu

halten, sie geht dahin, die alte Bonna habe auf dem Wichelshof gestanden. Desselben Name mag freilich, etymologischen Grundsätzen gemäß, von vigiliae oder viculus herzuleiten seyn: doch diese Benennung hat sich wohl später dem Ort angeheftet, als der Name Bonna schon auf eine andere Stelle übergegangen war.

In der Geschichte der Rheinischen Städte finden sich mehrere Beispiele von Verlegung derselben auf benachbarte Plätze, wie zu Andernach. Wenn eine Ortschaft zerstört wurde, fanden es die Bewohner manchmal schicklicher, ihre Häuser auf dem angränzenden freien Platz zu erbauen, als über dem alten Schutt.

In der Gegend des heutigen Bonns mögen die Bewohner des alten Castrums ihre Todten bestattet haben, seyen dann diese verbrannt oder begraben worden. Alte Särge und besonders mehrere der noch erhaltenen und hier befindlichen Grabsteine sind im Umfang der Stadtmauern ausgegraben worden, namentlich die vier Grabsteine römischer Krieger, die auf der Katze im Schlosse eingemauert waren, und vier ehmals im Creveltschen Garten aufgestellte Grabsteine, der des Cominius und der mit der griechischen Inschrift, wo zuerst von Thessalonike die Rede und über der Schrift ein Hund abgebildet ist, (beide in einem dem Schlosse nahe liegenden Hause gefunden,) der des Architecten Paternus, (auf dem jetzigen Platz des Stiftes Dietkirchen gefunden,) das Familien-Denkmal der Staptischen Familie, das Crevelt nahe bei seinem Hause in der Hunds-Gasse entdeckte.

Die oben erwähnten, einander correspondirenden zwey großen Stücke Guß-Mauer, die dem Wichelshof gegen-

über links von der Kölner-Straße im Felde stehen, mögen einer Villa oder einem andern größern öffentlichen oder Privat-Gebäude angehört haben. Da die Römer von Anbeginn, wie Krieger und Juristen, ebenso auch Ackersleute waren, so wohnten sie im Sommer gern auf dem Lande und legten Villen an. Auch große öffentliche Gebäude, wie Tempel, baueten sie mitunter lieber im Freien, als im Umfang der Stadt-Mauern, wo die kleinen Privat-Wohnungen standen. Daher findet sich römisches Bauwerk so zerstreut und an so vielen Stellen. Zu Ergänzung dieser Trümmer und zu Ausbesserung des alten Gesteins nahmen die Alterthums-Liebhaber die Phantasie in Anspruch, welche zu vergrößern und die Gestalten zu dehnen liebt und so gern in unbestimmten, im Helldunkel dämmernden Hintergründen, wie des Raums, so der Zeit ihr Spiel treibt. Sie verbanden jene zerstreuten Trümmer zu einer Stadt, und da sind denn die Menge Städte errichtet worden, die an Größe dem einzig-ewigen Rom sich wohl zur Seite stellen mochten. Hier geht eine Sage, die das ehmalige Bonn den Rhein herauf und herunter eine Stunde weit sich erstrecken läßt, nämlich auf der einen Seite bis Godesberg, auf der andern bis Herschel, das nahe bei Godesberg stehende Hohe Kreuz soll auf dem Markt-Platz gestanden haben.

Das frei-stehende Gebäude der beiden Stücke Guß-Mauer stand nahe an einer Straße, die aus der Eifel über das Vorgebirg an das Rheines-Ufer gieng, um auf der andern Seite sich fortzusetzen. Den römischen Ursprung verräth ihr Name Heer- oder Brücken-Weg, obschon sie jetzt zu keiner Brücke führt, mit Gras bewachsen ist und

nur als Feld-Weg gebraucht wird. Da und dort wird im Grund derselben und nahe dabei römisches Mauerwerk gefunden. Sie geht in ganz gerader Richtung, nicht nach der jetzigen Stadt Bonn, sondern auf den Wichelshof. Der Verkehr mit der Eifel war für die römischen Castra am Rhein sehr wichtig. Dort im Innern des Landes gewährte der wohlverwahrte Schooß der Gebürge den Römern Sicherheit, da sie hingegen hier am Ufer den Verheerungen der über die Fluthen des Stromes daher stürmenden deutschen Schaaren ausgesetzt waren. Dort hatten sie ihre festern Niederlassungen, und darin, was ihnen als theuerstes und heiligstes Gut galt, die Tempel, die Frauen, die Kinder. Zu Commern war das große Hauptquartier. Die Heer-Straße von Trier nach Köln führte durch jene Gegenden. Von dieser wurde jene aus dem Innern der Eifel führende Straße durchkreuzt, auf die es uns hier besonders ankommt; sofort führte dieselbe über Rheinbach und Endenich in das Castrum des Wichelshofes. Zu Rheinbach ist noch viel römisches Mauerwerk zu sehen, Reste von bedeutenden, ehmaligen Anlagen, von Thürmen, von Wasserleitungen.

So lange hielten wir zurück den triftigsten der im Streit über die Lage des alten Bonns uns beistehenden Gründe: jetzt sind wir im Begriff denselben vorrücken zu lassen. Er soll Colophonem imponere und den Sieg für uns entscheiden. Er ist geholt aus einer Stelle des Florus im 12ten Capitel des 4ten Buchs. Es ist da die Rede von dem Feldzug, welchen Drusus unter der Regierung des Augustus noch vor der Hermanns-Schlacht gegen deutsche Völkerschaften unternahm, und mit solchem Erfolg ausführte, daß er durch den Thü-

ringer = Wald und den Harz bis an die Weser und die Elbe vordrang. Um vor dem Angriff sich den Rücken zu sichern, machte er mit Vertheidigungs = Anstalten den Anfang, und errichtete bei dieser Gelegenheit auf dem linken Rhein = Ufer, wahrscheinlich in keiner weitern Strecke als zwischen Mainz und der Insel der Bataven, einen Gurt von 50 Castellen. Obschon die Schriftsteller die Namen derselben nicht angeben, so ist doch wohl nicht zu bezweifeln, daß auch zu Bonn Eines der fünfzig gestanden hat. Die Feinde, denen der Krieg des Drusus eigentlich galt, waren die Catten, deren Wohnplätze gerade Bonn gegenüber lagen, dann derselben Nachbarn in den Gegenden unter der Sieg, die Usipier, Tencterer und Sicambrer.

In der Beschreibung dieses Krieges findet sich die von uns in Anspruch genommene Stelle, welche so lautet: (Drusus) Bonnam et Gesoniam cum pontibus junxit classibusque firmavit. Dieses ist die ursprüngliche Leseart, welche alle Manuscripte und die Editiones principes weisen. Das cum ist aber wahrscheinlich ein Einschiebsel eines unwissenden Abschreibers. Unter Classibus sind die aus verschiedenen kleinern und größern Schiffen zusammengesetzten Flotten zu verstehen, welche unter Augustus von den Römern auf dem Rhein angelegt worden.

Dann wird da Meldung gethan von einer Brücke, die zwey Ortschaften verbinde, welche beide also einander gegenüber liegen sollten. Die eine, nämlich Bonn, war freilich wohl bekannt; aber Niemand wußte etwas von einem Bonn gegenüber, auf dem rechten Rhein = Ufer liegenden Orte, Namens Gesonia. Selbst Vogel, der Verfasser einer Chronik von Bonn, ein Bürger dieser Stadt

und churfürstlicher Beamter wurde nichts davon gewahr. Daher schrieb Möller in der Descriptio Rheni:

Oppositam fertur spectare Gesonia Bonnam:
Oppositum nescit Bonna videre locum.

Nun emendirten die Critiker und Geographen tapfer drauf los. Jener Satz des Florus war ihnen ein Zauber-Wagen, auf dem sie gar lustig in der Welt herumfuhren den Rhein herauf und herunter bis an's Meer. Das Gesonia wurde als unbekannt verworfen und statt dessen Moguntiacum in den Text aufgenommen; ein Anderer wollte Novesium (Neuß, welches unter Köln liegt,) gelesen wissen; noch ein Anderer Geldubam, welches unter Neuß liegt; Einen gab es, der Gessoriacum (Boulogne am Meere) setzte, da denn auch Bonnam in Bononiam verwandelt wurde. Nur der letzte blieb noch bei der Ansicht, daß die beiden Ortschaften einander gegenüber stehen müssen; die andern zerwarfen sie in Gegenden, die weit von einander entlegen waren. Doch diese Emendationen waren verlorne Mühe und ließen die Sache in ihrem Dunkel stecken.

Da machte Herr Trimborn aus Bonn die Bemerkung, daß auf der andern Seite ein etwa 40 Häuser starkes Dörfchen am Fluße liegt, Namens Geusen, was wegen den benachbarten größern Dörfern Beul und Rheindorf wenig beachtet wird. Die Herleitung von Geusen aus Gesonia ist ganz klar und natürlich und wird durch die Analogie anderer Wort-Veränderungen und die darüber obwaltenden Sprach-Gesetze gerechtfertigt, so daß also die Identität des Namens in beiden Wortformen nicht füglich bezweifelt werden kann. Herr Minola machte diese Entdeckung zuerst bekannt, wie er denn überhaupt durch seine

beiden Bücher um das römische Alterthum am Rhein viel Verdienst sich erworben und ein sehr dankenswerthes Werk gestiftet hat. Diese beiden Bücher sind überschrieben, das eine: Uebersicht dessen, was sich unter den Römern am Rhein-Strome Merkwürdiges ereignete, (2te Aufl. Köln, 1816); das andere: Beiträge zur Uebersicht der römisch-deutschen Geschichte, (Köln, 1818.)

An beiden Brücken-Köpfen war, dem Gemeldeten gemäß, eine Ortschaft, hier die größere, gegenüber eine kleinere, nämlich Gesonia. So stehen jetzt ebenfalls den größern Städten am Rhein auf dem andern Ufer kleinere Städte oder Dörfer gegenüber. So schauen Köln, Bonn, Coblenz hinüber nach Deutz, Beul, Thal Ehrenbreitstein. — In Geusen heißt noch ein Weg der Brücken-Weg, ohne daß die Leute von dessen Brücke etwas wissen. — Der Boden ist da mitunter sehr hart und unfruchtbar, andeutend in seinem Grund verborgenes Gestein. — Hiesige Männer, die als wahrheitsliebend und sehr scharfsichtig anerkannt sind, versichern, daß sie bei niedrigem Wasser-Stand auf der Enten-Jagd am Ufer bei Geusen stark emporragende Massen im Fluß-Bett wahrnahmen, die durchaus Pfeilern einer alten Brücke ähnlich sehen.

Nun liegt aber der gegenwärtigen Stadt Bonn keineswegs Geusen, sondern Beul gegenüber; Geusen liegt gerade gegenüber dem Wichelshof. Die über den Wasser-Spiegel stark emporragende Erhöhung des Ufers da, wo das Haus des Wichelshofes steht, ist gut geeignet zur Anlage einer Brücke. Der Brücken-Weg in Geusen und der von Endenich nach dem Wichelshof führende liefen vermittelst der Brücke in einander. —

Das Alter des Namens Bonn betreffend, entsteht die Frage, ob Florus denselben aus einem mit dem erwähnten Ereigniß gleichzeitig lebenden Schriftsteller geschöpft oder ob er für eine alte Begebenheit eine damals neue und viel jüngere Benennung des Orts gebraucht habe. Das letztere ist das wahrscheinlichere. Der älteste Schriftsteller, bei dem der Name Bonn vorkommt, ist Tacitus, der ihn aber erst in seinen Historien anführt bei den nach Nero's Tode erfolgten Begebenheiten. Unsre Stadt ist historisch verklärt, indem dieser große Geschichtschreiber sie gleichsam mit seinem Geist und Gemüth anhauchte und in seine zu Ideen erhobenen Darstellungen aufnahm. Außerdem wird Bonn in griechischer und lateinischer Schrift angeführt und verhandelt von mehrern andern Schriftstellern des Alterthums, im Itinerarium des Antoninus, von Ptolemäus in der Geographie, von Ammianus Marcellinus, auch auf der Tabula Theodosiana.

Unsre Gegend ist ausgezeichnet als Schau- und Tummelplatz denkwürdiger großer Thaten und Ereignisse. Hieher führte Agrippa die Ubier über den Rhein. Hier erhoben sich die beiden großen Empörungen, die eine von den Legionen, als Germanicus den Oberbefehl hatte, die andere von den von Civilis angeführten Batavern. In so großen Heeres-Massen, dergleichen hier zum Widerstand gegen die Deutschen versammelt wurden, konnte leicht Gährung entstehen. Und die Entfernung vom Mittelpunkt des Reichs und der Macht erleichterte den Aufstand. — Auch ist von unsern jetzigen Wohnplätzen zu rühmen, daß sie Sitz und Wirkungskreis großer gefeierter Heroen der alten Geschichte waren und von ihnen unvergeßliche Denkmale ihres Hier-

seyns empfingen, wie von Agrippa, Drusus und Germanicus.

Mit Hinsicht auf unsre Stadt ist oft die Rede vom Altar der Ubier (oder der Ara Ubiorum), ja es hat sich darüber zwischen den inländischen Alterthums-Kennern ein Streit ergeben, der schon sehr lange dauert und noch immer mit Eifer fortgesetzt wird, wie denn die noch kein Jahr alten letzten Schriften von Wallraf und Minola mehreres dahin gehörige enthalten.

Die Ubier, welche Cäsar am linken Rhein-Ufer und weiter oben angetroffen hatte, führte Agrippa (gemäß der Versicherung des Strabo lib. 4, p. 134.) über den Strom, und die Landes-Strecken zwischen der Nette und Erft sind ihre neuen Wohnplätze geworden. Es erhob sich dann nicht nur eine Ubier-Stadt (oppidum Ubiorum) sondern auch ein Ubier-Altar. Da muß ein hoch verehrtes Heiligthum verbunden mit religiösem Cultus und Priester-Dienst vorhanden gewesen seyn, indem ein deutscher Fürst Namens Segestes seinen Sohn Sigemund dabei als Priester anstellte. Die Deutschen hielten freilich ihre religiösen Übungen nicht an Altären und in Tempeln, wie die Römer: aber da sie lange in Verkehr und in freundlichem Verhältniß mit den Galliern und den Römern waren, und bei der Wanderung über den Rhein römischer Obhut sich anvertrauten, so ist es denkbar, daß sie einen den Römern eigenen religiösen Dienst möchten angenommen haben. Oder auch könnte es ein deutsches Heiligthum gewesen seyn, kein eigentlicher Altar, aber von den Römern so geheissen, weil sie in Ermanglung der ächten Benennung die Sache mit dem Namen eines ihnen als ähnlich erscheinenden Gegenstandes bezeichnen wollten.

Immerhin ist ein Heiligthum eines ganzen Volkes eine Weihe und Erhebung der Gegend wo es steht. Es ist ein Denkmal der da waltenden Gottheit und Heiligkeit, und im Alterthum auch der Versammlungspunkt, das Herz verbündeter Völkerschaften. In der National-Gottheit und durch sie dachten sie Eins zu seyn; unter ihrem Schirm traten sie zusammen und verhandelten die Bundes-Angelegenheiten. So umfing der Tempel auf dem Vorgebürge Mycale alle Jonier; der Tempel der Juno auf dem Lacinischen Vorgebürge die in Unter-Italien angesiedelten und durch die Pythagoräischen Satzungen vereinigten Griechen. Auch die Etruskische Eidgenossenschaft hielt ihre Bundes-Versammlungen im Tempel der Voltumna am Ciminischen Berge. — Nach dem Uebergang über den Jordan und der Besitznahme von Canaan errichteten die Israeliten einen Altar, wie die Ubier nach dem Rhein-Uebergang.

Da der Ubier-Altar als ein hochwichtiges Heiligthum der Vorzeit betrachtet wurde, so gab es mehrere Städte, die ihn sich aneignen wollten, ähnlich jenen sieben Städten, die um den Homer stritten. Auch die Griechen waren so geartet, daß jede Völkerschaft, jede Gemeinde die großen Ereignisse der Vorzeit und die gefeierten Mythen in ihre Stadt zu ziehen trachtete. Es waltete in ihrem Gemüth das Verlangen, den heimathlichen Boden zum Schauplatz bedeutender Begebenheiten des Alterthums zu erheben und ihr Volk durch die Glorie dämonischer und heroischer Verfahren zu verklären.

Die Kölner von Justus Lipsius an bis auf den jetzt lebenden und wirkenden Wallraf gaben sich alle Mühe die Ara Ubiorum in ihre Stadt zu ziehen. Und bei dieser

Gelegenheit ist jener summus vir, so gut wie sonst andere mehr oder weniger alterthumskundige Kölner, in seiner Ansicht und seinem Urtheil bestimmt und geleitet worden durch die Vorliebe zu der Stadt, die ihm zur andern Heimath geworden war, in welcher er seine Jugend verlebte und die erste Bekanntschaft mit dem classischen Alterthum stiftete, und später dahin zurückkehrend die Bücher des Tacitus bearbeitete und mit Anmerkungen ausrüstete. Dagegen hat auch Bonn seine Alterthums-liebenden, patriotisch-gesinnten Bürger, welche den Ruhm des Ubier-Altars ihrer Stadt zuzuwenden verlangen. Denselben zum Nutzen und Frommen sind folgende interessante Beobachtungen erhoben worden: die Entfernung von Vetera nach der Ara Ubiorum beträgt nach der Angabe des Tacitus (Annal. 1, 45) 60 römische Meilen, und grade so weit ist jetzt der Weg von Zanten nach Bonn, vorausgesetzt daß 4 römische Meilen auf eine deutsche gehen. Das Stand-Quartier der 1ten Legion wird in den Annalen des Tacitus benennt apud Aram Ubiorum, in desselben Historien Bonna, (zu vergleichen Annal. 1, 39 mit Histor. 4, 19.) und in den Annalen kommt oft vor die Benennung apud Aram Ubiorum, niemals Bonna, umgekehrt in den Historien wohl der Name Bonna, nirgends apud Aram Ubiorum; also bezeichnen die beiden Namen einen und denselben Ort. Die anderer Meinung sind, meinen dem Beweis eine Schwierigkeit in den Weg zu legen durch die Bemerkung, daß von der einen Angabe des Tacitus über das Stand-Quartier der 1ten Legion bis zur andern ein großer Zeitraum dazwischen liege, nämlich vom Anfang der Regierung des Tiberius bis auf Vespasian. Daß aber die 1te Legion in Bonn sich auf-

hielt, davon hatten wir oben schon Gelegenheit Belege anzugeben. — Aber dem ganzen Gewölbe von Beweisen und Schlußfolgen, das den Ubier-Altar zu schirmen, und den alten Hort vor räuberischen Händen, die ihn anderswohin zu entführen trachten, zu verwahren und der Stadt Bonn zu erhalten errichtet wurde, diesem Gewölbe setzte der Herr von Gerolt, der die Parthei von Bonn genommen, den Schlußstein auf, nämlich den Stein des Cominius im Crevelt'schen Garten. Er sagt, es erhelle aus dem Zunamen Tiberiana, den die 1te Legion auf desselben Grabschrift führe, daß sie unter Tiberius in Bonn stand, und gerade in dieser Zeit habe nach Tacitus der Ort, wo sie stand, apud Aram Ubiorum geheissen.

Wenn die Menschen von gewissen Vorstellungen lebhaft bewegt sind und mit sicherm Vertrauen daran glauben, dann verlangt ihr Gemüth mit mächtigem Drang, eine solche in ihrem Innern zum Leben erwachte Idee äusserlich im Bild, im Körper dargestellt zu sehen und den Sinnen zur Anschauung zu bringen. Herodot erzählt von den Pelasgern (II. 52.), in der Kindheit ihrer Geschichte haben sie zu den Göttern gebetet und Opfer dargebracht ohne sie zu benennen zu wissen. Da verlangten sie sehnsüchtig, daß ihnen Namen gegeben werden, mit welchen sie die Gottheit anrufen können. Denn auch die Namen sind gewissermaßen Bilder und Verkörperungen der Ideen. Begierig nahmen sie die fremden Götter-Namen an, die sie von Aegypten her hörten und befragten das Orakel zu Dodona, ob sie diese Namen für ihre Gottheit brauchen dürfen — Wo in Klein-Asien ein Meteorstein vom Himmel fiel, wähnte das dortige Volk, das sey die Gottheit, die sie im Geiste

schauen und die sie gläubig verehren, und sie setzten den unförmlichen Stein in einen Tempel und beteten ihn an.

Auch hier giebt es so ein Διϊπετής, auch in Bonn ist ein Stein aus den Wolken gefallen, und weil man meinte, die Ara Ubiorum müsse hier seyn, sah man jenen Stein dafür an. Eine Ara, die allerdings an Größe und an schöner Arbeit der Fürst unter den hiesigen römischen Steinen ist, welche zuerst der Kölnische Antiquar Broelmann, dann der Graf von Blankenheim besaß, und welche von dem Jesuiten Aldenbrück in dem Buche de Religione Ubiorum und von Broelmann in dem Epideigma :c. beschrieben, in dem Werke des letztern auch abgebildet ist, dieselbe Ara wurde auf Unkosten des Canonikus Pick nach Bonn gebracht und durch dessen Güte der Stadt geschenkt. Die Gemeinde lief zusammen, ein Fest wurde gefeiert um den Stein zu bewillkommen, der lange versunkene Ubier-Altar richtete sich von neuem empor, er hielt seinen Einzug unter Pauken- und Trompeten-Schall, und faßte festen Stand auf einem anmuthigen Platz; jetzt stellt er sich da der Verehrung des Volks dieser Gegend dar, wie weiland vor anderthalb tausend Jahren.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Indischen Philologie.

Von

A. W. von Schlegel.

Auf nicht wenigen Gebieten der Forschung sind die Deutschen allen übrigen Völkern Europa's entschieden voraus; auf keinem werden sie es sich gefallen lassen, hinter ihren Nachbarn zurück zu bleiben. Es ist wahr, zum Gedeihen mancher Bestrebungen des menschlichen Geistes sind äußerliche Bedingungen erfoderlich; man muß den Stoff des Wissens und die Werkzeuge zu dessen Verarbeitung in seiner Gewalt haben, und wenn man diese nur durch fremde Vermittlung überkommen kann, so ist man dabey in einer gewissen Abhängigkeit vom Auslande, wie es bey der Indischen Philologie wirklich der Fall ist. Die Engländer, und jetzt beynahe sie allein, sind im Besitz des Indischen Handels nicht nur, so wie der natürlichen und Gewerbs-Reichthümer dieses mannichfaltig begabten Landes; sondern sie haben auch den Schlüssel zu dessen geistigen Schätzen, den schriftlichen und künstlerischen Denkmalen des Alterthums. Die Missionare ließen es sich zwar schon frühzeitig angelegen seyn, die heutigen Mundarten Indiens zu erlernen und erlernbar zu machen; zur Kenntniß des

Sanskrit drangen sie nur selten und auf unvollkommene Weise hindurch. Ihre Mittel waren beschränkt, überdieß hatten sie mit dem Mistrauen der Brahminen zu kämpfen, welche wohl einsahen, daß die christlichen Priester ihre alten heiligen Bücher nur zu kennen begehrten, um sie als ein Gewebe verderblicher Irrthümer zu widerlegen. Indessen haben die Missionare doch zuerst Handschriften sanskritischer Bücher nach Europa geschafft, wofür wir ihnen noch immer dankbar seyn müssen. Der Vorrath in Paris ist beträchtlich und sehr schätzbar; ich bin nicht genau unterrichtet, wieviel in der Propaganda sich finden mag. Allein diese Bücher lagen lange Zeit unbenutzt und beynahe so unzugänglich da, als die Aegyptischen Papyrus-Rollen. Seit einigen vierzig Jahren haben zwey Männer von ausgezeichnetem Geist, Warren Hastings und nach ihm Sir William Jones sich das unsterbliche Verdienst erworben, die Bekanntschaft mit den Indischen Sprachen, der heutigen sowohl, als der gelehrten Ursprache, in einem umfassenderen Kreise zu fördern. Von Warren Hastings rühren die ersten Aufmunterungen her; Sir William Jones kam als ein vielgeübter Sprachkenner nach Indien: und wiewohl in höheren Geschäften dahin berufen, fand er dennoch Muße mit seinem eignen Beyspiele vorzuleuchten. Die Fortschritte waren anfänglich langsam, weil unermeßliche Schwierigkeiten beseitigt werden mußten; sie beschleunigten sich aber in steigendem Verhältnisse, und jetzt geht es rasch vorwärts. Zuerst wurden Uebersetzungen geliefert, dann Elementarbücher, endlich Originaltexte. Das meiste zur Erlernung des Sanskrit dienliche ist in den letzten funfzehn Jahren erschienen.

Die Engländer sind bey dem Anbau und der Verbreitung der Indischen Sprachkunde auf einen großen politischen Zweck gerichtet. Sie haben ihre Europäischen Mitwerber entweder ganz aus Indien verdrängt, oder auf einen unbedeutenden Kreis beschränkt; kaufmännische Niederlassungen sind ihnen zu einem großen Reiche erwachsen; ihr Oberbefehlshaber ist an die Stelle des großen Mogols getreten, und handhabt diese Gewalt mit ganz anderm Nachdrucke als die letzten Herrscher jenes entthronten Stammes; von der auf hundert Millionen geschätzten Gesammt-Bevölkerung der diesseitigen Halbinsel gehorchen schon siebzig Millionen dem Brittischen Scepter, unmittelbar, oder mittelbar unter pflichtigen Fürsten; nicht einmal zu rechnen, daß ihre Obergewalt auch auf den Inseln des Indischen Oceans mehr und mehr um sich greift. Dieses mit der Weltherrschaft der Römer wetteifernde Reich streben sie nun fester zu gründen durch voraussehende und vorbeugende Staatsklugheit; durch eine geordnete, der Willkühr möglichst entzogene Verwaltung; besonders aber durch Schonung der Denkart ihrer Unterthanen, und durch Entscheidung der Rechtshändel nach den einheimischen Gesetzen, welche jedem der untergebenen Völker vermöge seiner Religionsbegriffe für heilig gelten. Sie stellen daher nur solche Beamten an, welche die Indischen Sitten und geselligen Verfassungen kennen. Diese Kenntniß ließe sich allenfalls aus übersetzten Büchern erwerben. Allein die Machthaber sollen nicht von treulosen oder ungeschickten Dollmetschern abhängen, sie sollen im Stande seyn, ihre Untergebenen selbst zu hören und zu bescheiden: deswegen wird es jetzt den verwaltenden Behörden zur unerlaßlichen

Bedingung gemacht, die Landessprachen zu wissen. Die heutigen Mundarten der verschiednen Landschaften sind aber sämmtlich durch Einmischung des Persischen, des Arabischen und andrer Sprachen, aus dem Sanskrit entstanden. Auf dieses als die gemeinsame Grundlage der Indischen Sprachkunde ist man also ebenfalls zurückgeführt worden. Man hat Druckereyen angelegt, Lehranstalten in Asien und in Europa gestiftet; jene sind zum Theil mit Indischen Gelehrten besetzt, und Britten gehen bey Brahminen in die Schule.

Alle obigen Zwecke und Antriebe liegen außer dem Bereich der Deutschen; dagegen werden die weltgeschichtlichen, philologischen und philosophischen Gesichtspunkte, die sich sogleich bey Betrachtung der Indischen Denkmale darbieten, sie um so lebendiger ansprechen. Denn die Forschungen, welche das Auge für dergleichen Aussichten in die unbekannte Vorwelt schärfen, sind in Deutschland vorzugsweise einheimisch, und auswärtige Gelehrte ahnden manche Begriffe noch nicht, womit der Deutsche schon vertraut geworden ist. Es ist hier nicht der Ort, umständlich zu entwickeln, welche reichhaltigen Ergebnisse die Kenntniß des Sanskrit und das Verständniß der darin abgefaßten alten Bücher für allgemeine Sprach- und Völkerkunde, ja für die Urgeschichte der Menschheit versprechen; welche schöpferische Fülle der Einbildung in der Mythologie der Indier, welcher zarte Sinn in ihrer Poesie, welche Tiefe und Klarheit geistiger Anschauung in ihrer Philosophie sich offenbart. Auch darf ich mich wohl auf die Schrift über die Sprache und älteste Weisheit der Indier von Friedrich von Schlegel berufen, worin alle jene Gesichtspunkte angedeutet sind.

Wenn die heilige Bibliothek des Osymandyas, durch ein Wunder erhalten, uns plötzlich aufgethan, wenn uns zugleich der Schlüssel zu den Hieroglyphen, der Buchstabenschrift und Sprache der alten Aegyptier verliehen würde; welch ein Wetteifer würde unter den denkenden Alterthumsforschern entstehen, die Ueberlieferungen einer weisen Vorwelt sich anzueignen, und dem heutigen Geschlecht mitzutheilen! Wir sind keinesweges gesonnen, die Wissenschaft und die geheimen Weihungen der Aegyptischen Priester herabzuwürdigen, aber wir behaupten dreist: hier ist mehr als die Bibliothek des Osymandyas! Der Gehalt der geheiligten und wissenschaftlichen Ueberlieferungen beyder Völker mochte ungefähr gleich seyn, ehe die Aegyptischen zerstört waren; die Anfänge der gesetzlichen Bildung beyder gehen in eine Vorzeit zurück, von welcher unsre Geschichte nichts zu berichten weiß: denn die uralte Aechtheit der Indischen Denkmale denken wir schon gegen die Angriffe einiger Engländer von befangner Gesinnung und verneinender oder starr behauptender Denkart durchzufechten. Aber die Form der Darstellung dürfte sich, wenn die Vergleichung angestellt werden könnte, weit vollkommener in den Indischen Schriften ausweisen, als in den Aegyptischen. Vermuthlich war die Sprache der alten Nil-Anwohner ursprünglich eine arme und rohe Africanische Mundart, nur durch priesterliche Kunst, wie das Volk selbst, gezähmt, und zum Ausdruck höherer Begriffe gleichsam magisch umgestaltet. Die Indische Sprache hingegen gehört zu dem edelsten Stamme, und hat unter den ihr im Bau und Wesen verwandten Sprachen zugleich das ursprüngliche Gepräge am reinsten bewahrt, und die höchste in sich

beschlossene Vollendung erreicht. Sie ist ein wunderwürdiger Beweis von dem Umfange jenes zusammenfassenden, einigenden Vermögens im menschlichen Geiste, kraft dessen Anschauung und Begriff sich gegenseitig durchdringen, und das Ganze eines Gedankens seinen Theilen vorangeht.

Als mein Bruder seit dem J. 1803 in Paris sich auf die Erlernung des Sanskrit wandte, da war es in der That ein herkulisches Unternehmen in dieser unbetretenen Wildniß sich einen Weg zu bahnen, und in seinen Umgebungen, in seiner Europäischen Entlegenheit von den Quellen des heiligen Stromes konnte er mit Recht sagen:

Avia Pieridum peragro loca, nullius ante
Trita solo, iuvat integros accedere fontes.

Glücklicher Weise fand er einen früher am Ganges einheimisch gewordenen Wegweiser. Einige unvollkommene handschriftliche und gedruckte Versuche der Missionare ausgenommen, gab es damals fast noch gar keine Hülfsmittel; man mußte unmittelbar von den ersten Elementen der Sprache zur Lesung der Original-Handschriften fortgehen, welche, wie sich versteht, dem Ungeübten weit schwerer zu entziffern sind, als gedruckte Bücher. Was in Indien bald nachher geschah, kam langsam nach Europa, und konnte, bey dem damaligen gewaltsamen Zustande des festen Landes, von England aus nicht mitgetheilt werden. In den wenigen seitdem verflossenen Jahren hat sich nun der Schauplatz ganz verwandelt. Die Zahl der Arbeiter ist bedeutend angewachsen; die Bemühungen haben sich vervielfältigt; was man kaum hoffen durfte, ist bereits geleistet worden. Hülfsmittel und Materialien sind im Vergleich mit dem früheren Zustande in ziemlicher Menge

vorhanden; nur fehlt es großentheils noch an einer zweckmäßigen Verarbeitung, um die Sache, die ihrem Wesen nach immer sehr schwierig bleiben muß, so viel möglich zu erleichtern.

Dazu kommt nun als äußerliches Hinderniß der Umstand, daß fast alle bisher erschienenen Bücher in Indien gedruckt sind; daß nur eine einzige Buchhandlung in London (Black, Kingsbury, Parbury, und Allen) welche die Aufträge der Ostindischen Compagnie zu besorgen hat, den Bücherverkehr mit Asien treibt; und daß, wenn der geringe Vorrath, welchen man nach dem zu erwartenden Absatz nach Europa kommen läßt, erschöpft ist, die Bestellungen über den Ocean sehr weitläuftig und von zweifelhaftem Erfolge sind. Denn in Indien selbst scheinen die Auflagen mancher vor nicht vielen Jahren gedruckten Bücher schon erschöpft zu seyn. Ich habe weder Kosten noch Mühe gespart, um eine vollständige Sanskrit-Litteratur zusammen zu bringen: ich sehe mich im Besitz einer Sammlung dazu gehöriger Werke, dergleichen vermuthlich in keiner öffentlichen Bibliothek Deutschlands vorhanden ist: aber, ungeachtet der Verwendung einiger gelehrten Freunde in England, fehlen mir noch verschiedene wichtige Stücke.

Erst seit sechs Jahren habe ich angefangen, das Sanskrit zu erlernen, und nur unter mancherley Unterbrechungen darin fortfahren können. In Paris konnte ich die Handschriften der königlichen Bibliothek, und die unvergleichliche, über die Litteratur, Geschichte und Geographie des gesammten Asiens mit seltner Vollständigkeit sich verbreitende Büchersammlung des Herrn Langlès benutzen, dessen gefällige Mittheilung seiner Kenntnisse und

Vorräthe an auswärtige Gelehrte nicht genug gerühmt werden kann. Die gütigen Hülfleistungen meines vortrefflichen Freundes, Herrn von Chezy, Professors der Indischen Sprache am Collège de France, haben mir die ersten Schritte erleichtert. Mit Herrn Bopp, der sich schon durch eine sprachvergleichende Schrift vortheilhaft bekannt gemacht hat, und gegenwärtig mit Unterstützung der Königl. Baierischen Regierung in London seine Forschungen fortsetzt, habe ich in Paris oft gemeinschaftlich gearbeitet. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich etwas dazu beytragen könnte, das Studium des Sanskrit in Deutschland einheimisch zu machen. Eine diesen Sommer auf der Rheinischen Universität gehaltene öffentliche Vorlesung über die Litteratur und die Alterthümer Indiens hat mich überzeugt, daß selbst eine unvollkommne Uebersicht der künftigen Ergebnisse dieses Studiums hinreicht, um lebhafte Theilnahme zu erwecken. Bis ich mit reiferen Arbeiten hervortreten kann, mögen folgende kurze Andeutungen dazu dienen, denen unter meinen Landsleuten, welche das Abenteuer bestehen wollen, (denn ein Abenteuer bleibt es noch immer) einigermaßen den Weg zu weisen.

Die Grammatik ist die Grundlage alles übrigen: ganz vorzüglich in der Indischen Sprache, weil sie im höchsten Grade durch Anlage und wissenschaftliche Ausbildung regelmäßig ist, und in ihrer unendlichen Entwicklungsfülle einer einfachen in sich zusammenhängenden Gesetzgebung gehorcht. Die grammatischen Versuche des Pater Paulinus *)

*) *Sidharubam*, seu Grammatica Samscrdamica, cui accedit dissertatio historico-critica in linguam Samscrdamicam, vulgo Samscret dictam. Romae 1790. *Vyácarana*

sind, abgesehen von den vielen Irrthümern und Ungenauigkeiten, schon deswegen unbrauchbar, weil die Indischen Wörter mit Lateinischen Buchstaben gedruckt sind. Ich will alle sprachvergleichende Etymologen davor gewarnt haben, auf die darin enthaltenen Angaben zu fußen. Die Arbeiten des Deutschen Jesuiten Hanxleben, aus dessen Papieren der Verfasser geschöpft hat, mögen zu seiner Zeit und mit seinen Mitteln sehr verdienstlich gewesen seyn: aber der Pater Paulinus theilte mit, was er nur sehr unvollkommen verstand.

Die Engländer haben schon vier Indische Sprachlehren geliefert *). Die von Colebrooke und Forster sind bis jetzt unvollendet, und die erste wird es auch wohl bleiben. Man kann sie daher nur in den ersten Abschnitten der Wissenschaft zu Rathe ziehen. Colebrooke, sonst ein bewundernswürdiger Meister in der philologischen Kritik, wurde bey dieser Arbeit durch die damalige Unvollkommenheit der Indischen Typographie behindert. Die zuerst gegossenen Buchstaben waren von einer so ungeschickten Größe, daß der Raum nicht verstattete, die Regeln durch Beyspiele

seu locupletissima Samscrdamicae linguae institutio, adornata a P. Paulino a S. Bartholomaeo. Romae 1794.

*) 1. A Grammar of the Sanscrit language. By *H. T. Colebrooke*, Esq. Vol. I. Calcutta, 1805. fol. (Preis in London: 2 Guineen.) 2. An Essay on the principles of Sanscrit Grammar by *H. P. Forster*, Esq. Calcutta, 1810. P. I. royal 4to. (Preis: 3 Guineen.) 3. A Grammar of the Sungskrit language etc. By *W. Carey*. Serampore, 1806. royal 4to. (Preis: 8 Guineen.) 4. A Grammar of the Sanskrita language by *Charles Wilkins*. London, 1808. 4to. (Preis: 4 Guineen.)

gehörig zu erläutern. Der Verfasser spricht daher schon in der Vorrede von einer vorzunehmenden Umarbeitung. Die Grammatik von Carey empfiehlt sich durch den Reichthum an Paradigmen und Beyspielen; freylich ist sie auch sehr weitläuftig ausgefallen. Der Verfasser hat sich zwar der Europäischen Methode beflеißigt, aber in vielen Stücken sich an die Indischen Grammatiker angeschlossen, und man lernt aus seinem Werke ihre treffende Terminologie kennen. Wilkins endlich hat mit ungemeiner Klarheit und Gewandtheit, wenn ich so sagen darf, die Algebra der Indischen Sprachlehre in die gewöhnliche Arithmetik übertragen. Man vermißt zwar in seiner Grammatik vieles, dessen Auslassung bey dem großen Maaßstabe, wonach das Werk entworfen ist, sich nicht wohl entschuldigen läßt; auch ist seine Terminologie nicht immer glücklich gewählt. Jedoch dürfte dieses Lehrbuch für den Anfang das bequemste und brauchbarste seyn, und da es in London gedruckt und leicht herbeyzuschaffen ist, so haben wir damit viel gewonnen.

Es sind nun auch bereits drey Original-Werke über die Indische Grammatik gedruckt: die Sprüche des Panini nebst einer Auswahl von den Anmerkungen der Scholiasten, die Siddhanta-Kaumudi, und die kurze Sprachlehre des Vopadeva *), unter dem Titel Mugdha-Bodha. Diese

*) The Grammatical Sútras or aphorisms of *Pánini* with selections from various Commentators. *Nagari* Character. 2 Vol. 8. Calcutta, 1809. The Siddhánta-Kaumudi, a Grammar conformable to the system of Pánini by *Bhattoji Dikshita*. *Nagari* Character, 1 Vol. 4to. Calcutta, 1812. The *Mugdha Bódha*, a Grammar by *Vopadeva*. Bengali Character, 1 Vol. 12. Serampore, 1807.

gehören aber nicht zu den Hülfsmitteln für Anfänger, sondern zu dem ans Licht geförderten Vorrath von Erzeugnissen der Indischen Gelehrsamkeit. Denn so schwere Bücher können nur erfahrne Kenner des Sanskrit lesen, und auch solchen wird Inhalt und Einkleidung noch Schwierigkeit genug machen, besonders da sie mit keiner Uebersetzung oder Erklärung in einer bekannten Sprache ausgestattet sind. Indessen ist es sehr wichtig, sie zu haben: die grammatischen Arbeiten der Europäischen Philologen können in der Folge mit diesen authentischen Quellen verglichen, danach geprüft, daraus berichtigt oder bestätigt werden. Die Methode der alten Indischen Sprachlehrer ist strenge wissenschaftlich, und sie legen es keineswegs darauf an, die Anfangsgründe zu erleichtern. Sie sprechen die allgemeinen Gesetze in Formeln aus, welche den algebraischen an Kürze gleichen, und mit ihnen den Vortheil gemein haben, daß, wenn man sie einmal begriffen hat, alle darunter befaßten Fälle mit Sicherheit aufgelöst werden können. Was sich nicht unter eine Regel bringen läßt, wollen sie dem Gedächtnisse durch allerley mnemonische Kunstgriffe eingeprägt wissen. Sie haben auf Köpfe gerechnet, denen das spitzfindigste bald geläufig wird, und nach dem großen und dauerhaften Ruhm ihrer Schriften zu urtheilen, haben sie sich nicht betrogen.

Das nächste Bedürfniß nach der Sprachlehre sind die Wörterbücher, und hierin sind wir noch längst nicht so gut berathen als in jenem Fache. Wir haben nichts als den Amara-Kosha, *) freylich in der vortrefflichen Bear-

*) *Côsha* or Dictionary of the Sanscrit language, by *Amara Sinha*. With an English Interpretation and Annotations. By *H. T. Colebrooke*, Esq. Serampoor, 1808.

beitung von Colebrooke. Allein der Amara = Kosha ist kein alphabetisches, sondern ein metrisch abgefaßtes Real-Wörterbuch, dessen Hauptzweck ist, das Geschlecht der Nenn= und Eigenschaftswörter zu bestimmen: diese werden nicht als zwey verschiedene Classen betrachtet, sondern die letzten nur als dreygeschlechtige bezeichnet. In den ersten beyden Büchern sind die Benennungen nach der Folge der Gegenstände geordnet; dann kommen im dritten Bande vermischte; vieldeutige Wörter, auch die der Biegung nicht empfänglichen. Die Zeitwörter sind ausgeschlossen. Der Herausgeber hat ein alphabetisches Register beygefügt, und die Stelle oder die Stellen, wo jedes Wort vorkommt, nach der Seiten= und Verszahl angegeben. Es ist also immer ein doppeltes, oft ein mehrfaches Nachschlagen nöthig; nicht selten sucht man vergeblich, denn bey vielen andern Verdiensten hat das Buch keineswegs das der Vollständigkeit. Indessen wird es immer zu Rathe gezogen werden müssen, wenn wir auch künftig ein alphabetisches Wörterbuch besitzen, weil es merkwürdige Aufschlüsse über die Eigenthümlichkeit und den Zusammenhang der Indischen Begriffe von der Geisterwelt, der Natur und dem menschlichen Leben giebt. Da die Ausgabe von Colebrooke schon sehr selten geworden ist, (ich besitze sie nur durch die Güte meines verehrten Freundes Sir James Mackintosh) so wäre sehr zu wünschen, daß in England ein neuer Abdruck veranstaltet werden möchte, der sich bey den Vortheilen der Europäischen Typographie leicht um vieles bequemer einrichten ließe. Auf den in Calcutta erschienenen Abdruck des Textes vom Amara=Kosha nebst drey andern ähnlichen

Wörterbüchern *) ohne alle Erläuterung, ist dasselbe anzuwenden, was ich oben von den Original-Sprachlehren sagte.

Am Schlusse des von Wilson herausgegebenen Gedichtes Megha-Duta **), wird ein alphabetisches Wörterbuch desselben Verfassers, als bereits im J. 1813 unter der Presse befindlich, angekündigt. In England aber war es, als ich zuletzt Erkundigung einzog, noch nicht angekommen, und vermuthlich ist es bis jetzt nicht ans Licht getreten. Zufällig habe ich Gelegenheit gehabt, die ersten dreyhundert Seiten davon genau durchzugehn, und habe mich dabey überzeugt, daß es noch viel zu wünschen übrig lassen wird. Die verschiedenen Bedeutungen der Wörter sind verworren hingeschüttet, statt daß die Grundbedeutung, woraus die abgeleiteten begreiflich werden, vorangestellt seyn sollte. Auch ist keineswegs eine befriedigende Vollständigkeit erreicht. Die Indische Sprache besitzt freylich eine so unbegränzte Fähigkeit, zusammengesetzte Wörter zu bilden, daß es ins unendliche gehen würde, wenn man alle von Dichtern oder Philosophen ersonnenen Zusammensetzungen in ein Wörterbuch aufnehmen wollte. Auch bedarf es dessen nicht. Sehr häufig ist das vielfach zusammen-

*) The *Amara Cósha*, *Médini Cósha*, *Tricánda Sésha*, and *Háráváli*, four original Vocabularies. 1 Vol. 8. *Nagari* character. Calcutta, 1807.

**) The *Mégha Dúta* or *Cloud Messenger*, a poem in the Sanscrit language, by *Cálidása*. Translated into English verse with notes and illustrations, by *Horace Hayman Wilson*. Calcutta, 1813. 4to.

gesetzte Wort unmittelbar verständlich, sobald man den Sinn der Bestandtheile weiß. Nicht selten aber erwächst aus der Verbindung eine untheilbare Einheit der Bedeutung, die sich aus der Beschaffenheit der Elemente zwar wohl begreifen, aber nicht im voraus errathen läßt. Ist es doch im Griechischen und im Deutschen eben so. Was ließe sich zum Beyspiel mit einem Griechischen Wörterbuche machen, in welchem die mit einer oder mehreren Präpositionen zusammengesetzten Zeitwörter nicht angegeben wären? Und diese läßt Wilson großentheils aus. Schätzbar ist es hingegen, daß er die Indischen Etymologien beygefügt hat. Die einheimischen Sprachlehrer behaupten, das Sanskrit sey ein in sich vollendetes zusammenhängendes Ganzes, ohne die mindeste fremde Einmischung. Sie leiten alle Wörter ohne Ausnahme von den Wurzeln, d. h. von den einfachen Zeitwörtern ab, und halten sich dabey bloß an die Form, unbekümmert um die Bedeutung, was in der That vollkommen folgerecht ist. Aber auch in Hinsicht der Form nehmen sie, wie mich dünkt, zu allerley Nothbehelfen ihre Zuflucht; und so wird es wohl in allen Sprachen, selbst den reinsten und ursprünglichsten, ergehen, wenn dasselbe System durchgeführt werden soll. Gleichwohl ist bey weitem der größte Theil der Indischen Wörter offenbar von den Zeitwörtern abgeleitet, und zwar dergestalt, daß der, welcher die Regeln der Ableitung kennt, ihre Bedeutung mit Zuverläßigkeit bestimmen kann.

Ein Wurzel-Wörterbuch ist daher unentbehrlich. Das einzige, was man bisher hatte, ist das von Carey seiner Grammatik angehängte. Wilkins hat seitdem ein andres drucken lassen, aber es ist nicht in den Buchhandel gekommen,

und wird, wie ich höre, nur an die Schüler der Lehranstalt zu Hertford vertheilt. Sollten die Engländer etwan auf ein Monopol mit der Indischen Litteratur Anspruch machen? Das wäre zu spät. Der Zimmet und die Gewürznelken mögen ihnen bleiben; diese geistigen Schätze sind ein Gemeingut der gebildeten Welt.

Zwischen dem, was man aus Sprachlehren und Wörterbüchern lernen kann, und der fertigen Lesung der Bücher ist noch eine große Kluft, welche nur durch eine Auswahl von leichteren und schwereren Stellen, mit wörtlicher Uebersetzung, erläuternden Anmerkungen, und vollständiger Zergliederung aller zum erstenmal vorkommenden Wörter, mit Einem Worte, durch eine Chrestomathie, ausgefüllt werden kann. Eine solche Chrestomathie, eine kurzgefaßte Grammatik, ein nicht allzu dürftiges alphabetisches Glossar: dieß sind die dringendsten Bedürfnisse für den ersten Unterricht, wovon noch kein einziges befriedigt ist.

Aus allem obigen geht demnach hervor, daß wer es unternimmt, sich des Sanskrit ohne Lehrer zu bemeistern, für jetzt nicht mit der Mühe abkommt, eine der schwierigsten Sprachen zu erlernen, sondern daß er in dem Falle ist, sie großentheils entziffern und enträthseln zu müssen.

Wie dem auch sey, da man sich einmal ins Wasser werfen muß, ehe man schwimmen gelernt hat, so mag man sich eben so gern dem Ganges anvertrauen, als dem Flüßchen des benachbarten Thales: dort stärkt einen wenigstens das Bewußtseyn eines kühnen Unternehmens. Unter allen bisher gedruckten Indischen Büchern, vielleicht unter allen vorhandenen, würde ich rathen, mit dem Ramayana anzufangen. Die Erzählung in diesem

Heldengedicht schreitet anschaulich fort, wie die Homerische; der epische Ur-Styl ist großartig und einfach; man gewöhnt sich bald an die fremde Eigenthümlichkeit einer entfernten Zone, eines geistig und körperlich anders gearteten Menschengeschlechts. Ueberdieß entfaltet sich sogleich in der alten Götter- und Heroen-Welt eine Fülle schöpferischer Einbildung, welche den Leser abwechselnd unter lieblichen und hohen Bezauberungen festhält, und ihn keine Mühseligkeit gewahr werden läßt. In der Anstalt zu Hertford hat man das bekannte Fabelbuch, den Hitopadesa, zur Lesung beym ersten Unterrichte gewählt, und dieß mag vielleicht unter dem Vorsitze eines Lehrers zweckmäßig seyn, eben weil die Mannichfaltigkeit des Inhalts und der Form immer neue Uebung veranlaßt. Die Erzählung ist in Prosa; die eingeflochtenen metrischen Sittensprüche sind aus verschiedenen Büchern entlehnt, und weichen im Styl sehr von einander ab. Manche werden durch ihre gedrängte sinnreiche Kürze dunkel, und können dem Ungeübten viel zu schaffen machen.

Die bisher gelieferten Englischen Uebersetzungen Indischer Bücher haben die Wißbegier wenigstens vorläufig befriedigt, und manche Belehrung und Unterhaltung gewährt. Freylich, wenn es auf historisch kritische Forschungen ankommt, kann gefodert werden, daß man auf die Urschriften zurückgehe, da sie nunmehr zugänglich sind. Hier betrachte ich die Uebersetzungen nur, in so fern sie zum leichteren Verständniß und zur richtigen Auslegung des Textes dienen mögen. Die Uebersetzung des Hitopadesa von Wilkins ist voll von entstellenden Misverständnissen; aber die Jahrszahl der Herausgabe (1787) entschuldigt den Verfasser. Nicht viel günstiger kann ich von der Uebersetzung

des Bhagavad-Gita, ebenfalls von Wilkins, urtheilen, so weit ich sie verglichen habe. Bey dem Hitopadesa kommt noch hinzu, um sie unbrauchbar zu machen, daß der Uebersetzer einer von der gedruckten Ausgabe in Anordnung und Inhalt beträchtlich abweichenden Handschrift gefolgt ist. Die dem Ramayana, so weit er erschienen, beygefügte Uebersetzung ist auch nicht frey von Fehlern, und längst nicht genau genug; zugleich ist sie form- und geschmacklos. Die Uebersetzungen des Sir William Jones vom Hitopadesa, von der Sakontala, von dem Gita-Govinda, und von den Gesetzen des Manu, durch Vergleichung mit den Originalen näher zu prüfen, habe ich noch nicht Gelegenheit gehabt. Doch läßt sich voraussetzen, daß sie weit vorzüglicher sind, weil Sir William Jones große philologische Gewandtheit, und regen Sinn für die morgenländische urweltliche Denkart besaß, und weil ihm in seinem hohen Posten die beste Hülfe gelehrter Brahminen zu Gebote stand. Seine Uebertragung der Gesetze des Manu empfiehlt sich schon durch den würdigen Styl. Colebrooke's Uebersetzungen von mehreren Schriften Indischer Rechtsgelehrten und von der Algebra des Brahmagupta, werden ohne Zweifel meisterhaft seyn, wie alles, was von diesem Manne kommt. Sie sind ein wichtiger Beytrag zur Kenntniß der noch geltenden Indischen Gesetze, und zur Geschichte der Mathematik; aber die übersetzten Bücher sind weder leicht lesbar, noch überhaupt geeignet, die Aufmerksamkeit des Alterthumsforschers vorzugsweise zu beschäftigen.

Die Druckerey in Calcutta ist zwar in den letzten Jahren sehr thätig gewesen, und Ausgaben von Original-Texten sind schnell auf einander gefolgt; dennoch hat es

mit der Indischen Philologie im ganzen, wie mich dünkt, eine unerwünschte Wendung genommen. Diese Ausgaben sind nämlich durchaus nicht auf Europäischen Fuß eingerichtet; allem Anschein nach hat dabey kein Englischer Gelehrter Hand angelegt, sondern die Sache ist den bey der Schule in Fort-William angestellten einheimischen Lehrern des Sanskrit überlassen worden. Diese wackern Männer haben dann nichts besseres gewußt, als das Gedruckte den Handschriften so ähnlich zu machen wie möglich, welches höchst unbequem ist. Alles ist in Devanagari-Schrift bis auf die Seitenzahlen; nicht einmal ein Englischer Titel benachrichtigt den der Sprache Unkundigen, was er in Händen hat. Ja es geht so weit, daß ein paar Bücher vor mir liegen, die auf lange schmale Papierstreifen in Querformat gedruckt sind, und zwar so, daß was an der Vorderseite oben, an der Rückseite unten ist. Dieß ist eine Nachahmung der Handschriften auf zubereiteten losen Palmblättern, die man bey weitläuftigen Werken den gebundenen auf Baumwollen-Papier vorzieht, weil man es in dem Indischen Klima ermüdend findet, ein schweres Buch zu handhaben. Solche Bücher mögen wir nun auf ein Polster vor uns legen, uns mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen dahinter setzen, und wie ächte Brahminen Blatt vor Blatt bedächtig aus der Capsel hervorheben: zum Nachschlagen sind sie völlig unbrauchbar.

Nur sehr wenigen Büchern sind Erleichterungsmittel beygefügt. Vom Amara-Kosha habe ich schon gesprochen: es ließe sich doch daran noch manches vervollkommnen. Bey dieser Ausgabe des Amara-Kosha und bey dem Ramayana ist eine scheinbar kleine Veränderung der Indischen Schrei-

bung angebracht, die von unermeßlich großem Nutzen für das leichtere Lesen und schnellere Verstehen ist: Punkte unter der Zeile, welche den Anfang der Worte bezeichnen. Das Sanskrit ist, wie schon bemerkt, zu starken Zusammensetzungen geneigt: in den ältesten Schriften findet dieß vergleichungsweise noch in einem mäßigen Grade statt; die Dichter des verfeinerten Zeitalters kennen darin weder Maaß noch Ziel. Allein außer diesen wirklich grammatischen Zusammensetzungen giebt es noch andre bloß orthographische und euphonische Verknüpfungen der Wörter. Die schließenden und anfangenden Buchstaben bestimmen sich wechselseitig; die zwey Wörtern angehörigen Vocale verschmelzen in einen Diphthongen, oder einer davon geht in einen Halbconsonanten über. Hier kommen nun die Punkte vortrefflich zu statten, und doch hat man diese sinnreiche Methode wieder verlassen. Die Indischen Schreiber verknüpfen selbst diejenigen Worte, die gar nichts mit einander zu schaffen haben: dieß ist eine bloße Schreibverkürzung, um sich die ausführlichere Form der anfangenden Vocale zu ersparen. Dennoch hat man es ebenfalls im Druck den Handschriften nachgemacht. Ich frage, wie es mit dem Genuß der classischen Litteratur aussehn würde, wenn z. B. die Herausgeber des Virgilius immer fortgefahren hätten, die Verse ohne Sonderung der Worte und ohne Interpunction drucken zu lassen, wie die ältesten Handschriften sie haben. Warum sollte man nicht auf das Sanskrit die typographischen Bequemlichkeiten anwenden, welche eine Erfahrung von viertehalb Jahrhunderten uns gelehrt hat? Dem Schüler, der jene unerbittlich in eins fortlaufenden Zeilen vor sich sieht, muß zu Muthe werden, wie dem Freunde der Botanik, der am

Eingange eines Indischen Waldes eine herrliche Mannichfaltigkeit rankender Wucherpflanzen vor sich sieht, welche die Stämme umschlingen, wodurch aber zugleich alle Pfade so verwachsen sind, daß er nicht vordringen kann, um das einzelne zu betrachten.

Die Anmerkungen zum Ramayana sind äußerst dürftig. Ueberhaupt giebt es fast keine philologische Vernachläßigung, welche sich die Herausgeber nicht hätten zu Schulden kommen lassen. Sie melden nicht einmal, ob sie einer einzigen Handschrift gefolgt sind, oder ob sie mehrere verglichen, und ob sie die verglichenen übereinstimmend gefunden oder Abweichungen bemerkt haben; geschweige denn, daß sie über die Entstehungsart des Gedichts, über dessen vermuthliches Zeitalter und angeblichen Verfasser, endlich über die mythische und historische Bedeutung etwas zu sagen gewußt hätten. Wiewohl der Ramâyana in gewissem Sinne äußerst leicht ist, kann er dennoch sehr verwickelte Untersuchungen veranlassen. Die zahlreichen Versehen beym Drucke, wo zuweilen ganze Verse aus ihrer Stelle gerückt sind, werden nirgends angezeigt. Ein künftiger Herausgeber wird daher aufs neue Handschriften zu vergleichen haben. Das Ganze dieser Ausgabe war auf zehn Quartbände berechnet: sie scheint, aus Mangel an Unterstützung, mit dem dritten Bande ins Stocken gerathen zu seyn *). Man erschrecke nicht über diese Weitläuftigkeit eines einzigen Gedichtes: der Raum ist ungeschickt verschwendet, so daß auf jeder

*) The *Ramayana* of *Valmeeki*, in the original Sungskrit. With a prose translation and explanatory notes, by *W. Carey* and *J. Marshman*. Vol. I – III. Serampore, 1806 – 1810. 4to.

Seite nur zehn Verse, oft noch weniger stehen. Bey einer verständigen Einrichtung würde sich der Ramayana wohl in halb so viel Bände bringen lassen.

Mit der oben erwähnten Ausgabe eines kleinen Gedichtes von Kalidasa, des Megha-Duta, hat Wilson den Freunden der Indischen Poesie ein angenehmes Geschenk gemacht. Seine Anmerkungen zeugen von Sinn und Geschmack, und von Belesenheit in den Griechischen und Lateinischen sowohl, als den Indischen Dichtern. Viele Anspielungen auf einheimische Mythologie, Sitten und Naturgegenstände sind erläutert; aber die hier unentbehrliche grammatische Auslegung des Textes hat der Herausgeber übergangen. Die beygefügte freye Nachbildung in gereimten Versen wird schwerlich solche Leser befriedigen, welche das Original ergründen wollen und können.

Dieß sind nun, so viel mir bekannt geworden, alle Ausgaben von Büchern, in welchen von dem eröffnenden Gruße: Heil dem glückseligen Ganesa! an, bis zu dem Schlusse des Reinigungsblattes (so nennen die Indier das Druckfehler-Verzeichniß) irgend ein andrer als Indischer Buchstabe vorkäme. Scholien sind einigen Schriften beygegeben: aber bis wir erst mit dem Gedankengange, der Methode und der Kunstsprache der Indischen Commentatoren vertraut geworden seyn werden, sind die Scholien der Erläuterung fast eben so bedürftig, als der Text selbst.

Ich schließe diese kurze Nachricht mit einer allgemeinen Bemerkung. Soll das Studium der Indischen Litteratur gedeihen, so müssen durchaus die Grundsätze der classischen Philologie, und zwar mit der wissenschaftlichsten Schärfe, darauf angewandt werden. Man wende nicht ein, die

gelehrten Brahminen seyen ja durch ununterbrochne Ueberlieferung im Besitz des Verständnisses ihrer alten Bücher; für sie sey das Sanskrit noch eine lebende Sprache: wir dürften also nur bey ihnen in die Schule gehn. Mit den Griechen war es vor der Zerstörung von Constantinopel derselbe Fall; die Kenntnisse eines Lascaris, eines Demetrius Chalkondylas, von der alten Litteratur ihres Volkes waren allerdings schätzbar; dennoch haben die abendländischen Gelehrten sehr wohl gethan, es nicht dabey bewenden zu lassen. Zur Lesung der Griechen war man indessen in Europa durch die nie ganz ausgestorbene Bekanntschaft mit der Lateinischen Litteratur ziemlich vorbereitet. Hier hingegen treten wir in einen völlig neuen Ideenkreis ein. Wir müssen die schriftlichen Denkmale Indiens zugleich als Brahminen und als Europäische Kritiker verstehen lernen. Die heutigen Homerischen Fragen waren jenen gelehrten Griechen nicht fremder, als es die Untersuchungen über den Ursprung der Indischen Religion und Gesetzgebung, über die allmähliche Entwickelung der Mythologie, über ihren Zusammenhang und ihre Widersprüche, über ihre cosmogonische, physische oder geschichtliche Deutung, endlich über die Einmischungen späteren Betruges, den Weisen Indiens seyn würden.

Dem Herausgeber Indischer Bücher bieten sich dieselben Aufgaben dar, wie dem classischen Philologen: Ausmittelung der Aechtheit oder Unächtheit ganzer Schriften und einzelner Stellen; Vergleichung der Handschriften, Wahl der Lesarten und zuweilen Conjectural-Kritik; endlich Anwendung aller Kunstgriffe der scharfsinnigsten Hermeneutik. Für alles dieses wäre es wohl das zweck-

mäßigste, die Lateinische Sprache zum Werkzeuge der Mittheilung zu wählen. Sie ist seit drey Jahrhunderten im Besitz, die Kunstsprache der Philologie zu seyn; und wenn sie ursprünglich auch wenig Anlage dazu gehabt hätte, vielfältige Bearbeitung hat sie für diesen Zweck ausgebildet. Man hat bisher im neueren Europa die grammatische Terminologie der Lateiner noch nicht entbehren können. Auch für das Sanskrit wird sie so ziemlich hinreichen, mit Hinzufügung weniger nach der Analogie neu zu prägender Ausdrücke. Die Englische Sprache ist, wegen ihrer Formlosigkeit und ihres analytischen Charakters, durchaus untauglich zu wörtlich genauen Uebertragungen aus dem Sanskrit, der ersten unter allen synthetischen Sprachen. Die Armuth des Lateinischen, und dessen Beschränktheit in der Zusammensetzung ist ebenfalls ein Hinderniß. Man muß sich da mit Umschreibungen helfen; Striche, welche die Wörter verbinden, mögen andeuten, wie vieles durch ein einziges Indisches Wort ausgedrückt wird: eine Methode, die man schon bey den Versionen der Homerischen Gesänge angewandt hat. Allein die Lateinische Sprache hat den unermeßlich großen Vortheil, daß sie der Wortstellung des Sanskrit sich Schritt vor Schritt anschließen kann. Wir erfahren mit Vergnügen, daß Herr Bopp so eben eine Episode des Mahabharata mit einer wörtlichen Lateinischen Version, und mit Anmerkungen in derselben Sprache in London hat drucken lassen. Dieses Beyspiel wird also auch zuerst von einem Deutschen Gelehrten gegeben.

Ferner wird, wenn die Sache wahrhaft gefördert werden soll, künftig planmäßiger in der Wahl der herauszugebenden Werke verfahren werden müssen, als bisher

geschehen ist, da man altes und neues, ursprüngliches und abgeleitetes, allgemeines und besonderes, in verschiedenen Fächern, wie es eben der Zufall gab, herausgegriffen hat. Für praktische Zwecke mögen neuere wissenschaftliche Schriften den Vorzug verdienen; dem Europäischen Geschmack mögen die Gedichte eines Kalidasa oder Jayadeva mehr zusagen, als die dem Valmiki und Vyasa zugeschriebenen Dichtungen: in weltgeschichtlicher Beziehung aber bleiben die Denkmale des älteren, ich möchte sagen, des erzväterlichen Zeitraumes immer das wichtigste; sie sind die Grundpfeiler des ganzen Gebäudes. Handschriften der Veda's sind längst in Europa, und noch hat niemand sich an das schwierige Unternehmen gewagt, sie kritisch und auslegend zu bearbeiten. Die Gesetze des Manu sind im Original in Calcutta gedruckt; dazu haben wir die früher erschienene Uebersetzung von Sir William Jones: sie bedürfen und verdienen eben solche Aufklärungen, als die, welche die Mosaische Gesetzgebung besonders durch Deutsche Alterthumsforscher erhalten hat. Nach diesen heiligen Büchern nehmen die beyden großen Heldengedichte, der Ramayana und Mahabharata, den nächsten Rang ein; an die letzten schließen sich die übrigen Purana's an, so fern sie alt und ächt sind, wie die cyklischen Dichter der Griechen sich an den Homer angeschlossen haben. Nur aus diesen Ueberlieferungen der Sage, und der zwar volksmäßigen, aber doch priesterlichen Dichtung kann ein authentischer Vortrag der Indischen Mythologie zusammengestellt werden. Mit ihnen in der Hand müssen wir die mit Bildwerken bekleideten Felsenwände betrachten und deuten.

Die neuere Indische Litteratur ist unübersehlich reich;

in verschiedenen Fächern fehlt es uns noch an den ersten Nachrichten. Es versteht sich von selbst, daß nicht alles gedruckt werden kann. Um das wichtigste, das eigenthümlichste, das belehrendste heraus zu finden, wird man zuvor vieles kennen und prüfen müssen. So weitläufige Arbeiten auszuführen, so umfassende Aufgaben zu lösen, wird der beharrliche Fleiß Vieler in mehreren auf einander folgenden Menschenaltern erfoderlich seyn. Aber wir sind Europäer, und unser Vorrang, unsere geistige Mündigkeit besteht eben darin, daß wir den Erdball mit seinen Bewohnern überschauen, und den Trieb hegen, die Geschichte beyder bis in die entfernteste Urzeit zurück zu verfolgen. Kein Denkmal des ehrwürdigen Alterthums sollte uns demnach vergeblich um Deutung ansprechen.

Für die Natur-, Länder- und Völkerkunde Asiens, auch für dessen neuere Geschichte, haben die Engländer in der letzten Zeit viel gethan: dieß ist die glänzende Seite ihrer wissenschaftlichen Leistungen. Doch können wir nicht umhin, anzuerkennen, daß die Franzosen, während einer vorübergehenden Eroberung Aegyptens, auf dessen Kunst-Denkmale mehr Sorgfalt, gelehrten Fleiß und künstlerische Treue verwendet haben, als die Engländer auf die Indischen während eines langen, ungestörten Besitzes. Von Seiten der Regierung ist nichts geschehen; die bisherigen Privat-Unternehmungen sind mehr geeignet, das Auge durch auffallende malerische Wirkung zu ergötzen, als der Wissenschaft zu genügen. Von dem Style der Alt-Indischen Architektur kann man sich aus dem großen Werke von Daniel allenfalls einen Begriff machen; die merkwürdigsten Denkmale der Sculptur sind entweder noch gar nicht,

oder charakterlos abgebildet. Fast im Angesichte von Bombay, eines der Hauptsitze der Englischen Herrschaft in Indien, liegt die Insel Salsette; und dennoch kennen wir ihre Tempelgrotten bisher nur aus flüchtigen Beschreibungen: man hat sich nicht die Mühe gegeben, sie in Kupfer zu stechen.

Was nun die Sprachenkunde betrifft, so ist den Engländern das Sanskrit mehr Mittel, als Zweck. Von den älteren Gelehrten, deren Namen schon durch die Asiatischen Untersuchungen berühmt geworden, haben wir, dem Vernehmen nach, keine neuen Arbeiten zu erwarten; und man sieht eben nicht, daß ihre Stelle durch jüngere Nachfolger ersetzt worden wäre. Die erste durch Sir William Jones angeregte Begeisterung scheint erloschen zu seyn. Dem Deutschen Fleiß und Tiefsinn steht also hier ein großes Feld der Mitwerbung offen. Doch wenn wir dabey nicht fernerhin vom Auslande abhängig seyn sollen, so ist eins unumgänglich nöthig: eine mit Indischen Typen versehene Druckerey in Deutschland. Die erste Auslage würde beträchtlich seyn, aber durch den Nutzen reichlich vergütet werden. Es wird mit solcher Freygebigkeit von mehreren Deutschen Regierungen, insbesondre von der Königlich Preußischen, für die Förderung ächter Wissenschaft gesorgt, daß wir bey einem so wichtigen Zweck wohl auf öffentliche Unterstützung hoffen dürfen.

Ein Mann, auf den sein Vaterland stolz seyn kann, dessen Name jenseits, wie diesseits des Atlantischen Meeres, mit Verehrung genannt wird, Alexander von Humboldt, hat schon seit Jahren eine Reise durch Indien nach Tibet im Sinne gehabt; die äußern Mittel zur Ausführung

seines Vorhabens sind ihm, mit ehrenvoller Anerkennung seiner Verdienste, von des Königs Majestät zugesichert worden. Einem so umfassenden und unermüdlich thätigen Geiste ist kein Fach des Wissens fremd: wiewohl die Naturkunde sein erstes Augenmerk bleibt, so wird er doch gewiß keine Gelegenheit versäumen, auch über die Alterthümer Asiens fruchtbare Beobachtungen mitzutheilen. Wie wünschenswerth wäre es, daß diese in ihrer Art einzige Gelegenheit dazu benutzt würde, durch den Ankauf von Handschriften und Kunstgegenständen für die Regierung, ein Indisches Museum in Deutschland zu gründen! An Ort und Stelle könnte dieß vermuthlich ohne übermäßigen Aufwand geschehen.

So viel von allgemeinen Wünschen und Aussichten. Die Thätigkeit des Einzelnen erscheint oft unbedeutend: die Beschränktheit der äußerlichen und geistigen Mittel, mancherley Störungen, endlich die Kürze des Lebens, hemmen sie; die Ausführung bleibt meistens in weiter Ferne hinter dem Entwurfe zurück. Aber dem uneigennützigen Eifer gewährt es schon Befriedigung, auch nur einen oder den andern Stein zur Vollendung eines großen Baues herbeygeschafft zu haben.

Chemische Untersuchung der Kohle, welche in einem ohnfern des Wichelshofs bei Bonn ausgegrabenen Kruge gefunden worden; vergl. oben S. 187–88.

1.

Auf der diesem Hefte des Jahrbuchs beigegebenen, die aufgegrabenen Römischen Ruinen am Wichelshof bei Bonn im Abbilde darstellenden Steindruckzeichnung, sieht man linker Hand im Vorgrunde einen zweihenkligen Krug; es ist derselbe, in dem sich jene Kohle fand, von welcher Herr Prof. Ruckstuhl vermuthet, daß sie die gesammelte Asche einer auf römische Weise bestatteten und verbrannten Leiche sey; s. oben S. 187—188. — Von Herrn R. ersucht wo möglich hierüber durch chemische Untersuchung zu entscheiden, gebe ich im Nachfolgenden, was diese dargeboten.

2. Beschreibung der Kohle.

Das äußere Ansehen der Kohle schien auf den ersten Anblick dem der Kohle des Muskelfleisches nahe zu kommen, genauer betrachtet, zeigte sie jedoch einen lebhafteren Glanz (dem Glanze der in Platingefäßen bereiteten Zuckerkohle sich sehr nähernd), größere Sprödigkeit und leichtere Zerreiblichkeit. Das absolute Gewicht des ganzen Stücks der durchgängig großblasigen (Höhlungen von ungefähr $^1/_{12}$ bis $^1/_2$ Kubikzoll darbietenden) und dadurch stellenweise fast zellenförmigen, leichten, höchst spröden, leicht zerbrechlichen und leicht zerreiblichen, lebhaft glänzenden (stellenweise dem Glanze des Glanzrußes vergleichbaren) größtentheils schwarzen, hin und wieder ins Bräunlichschwarze und Schwarzbraune spielenden, durchgängig unebenen, auf der Oberfläche wie auf den Bruchflächen feinhöckrig-blasigen Kohle, betrug 6 $^1/_4$ Loth; das Eigengewicht derselben,

bestimmt bei einer auf 3 $^1/_2$° R. durch Rechnung zurückgebrachten Temperatur, im Mittel (aus drei verschiedenen Wägungen dreier verschiedenen, in Farbe und Glanz etwas abweichenden Bruchstücke) = 0,594. —

Anmerk. Unter denen zur Bestimmung des Eigengewichts gewählten Bruchstücken, befand sich eines mit kaum glänzender Unterfläche. Diese mit der Loupe untersucht, zeigte ein fast erdiges Ansehen, eine am meisten ins Braune spielende Farbe, und schien an einzelnen Stellen, durch (bei seiner Entstehung statt gehabte) Hitze der inneren Gefäßwand stark anhängend, einzelne Stückchen von derselben abgelöst und mit sich verbunden zu haben. Diese Gefäßspuren wurden indeß, so weit es thunlich war, sowohl vor dem Wägen, wie auch vor Einleitung der weiteren Versuche möglichst entfernt.

3. Verhalten der Kohle.

a) Sowohl kalt als erhitzt, in Stücken wie in Pulverform, zeigten sich die schwarzen Theile der Kohle weder schmeckbar, noch riechbar; die bräunlichen entwickelten hingegen im Platinlöffel bis zum Glühen desselben erhitzt, eine indeß kaum merkliche Spur brenzlichriechenden (unsichtbaren) Dampfes oder Gases, dessen Geruch jedoch dem der brennenden Haare nicht entfernt beikam.

b) Erhitzt knisterte sie lebhaft, und auch während des Erkaltens dauerte dieses Geräusch einige Sekunden fort, ohne daß ich ein Zerspringen oder dem ähnelndes Zerreißen und Abspringen von Kohlenstückchen hätte wahrnehmen können. Auch ließ dasselbe Stück wiederholt erhitzt ein ähnliches Geräusch vernehmen. Während der Erhitzung im Platinlöffel, desgleichen bei einem anderen Versuche in einer unten zugeschmolzenen Glasröhre entwickelte sie keine merkbare Spur von Ammoniak, verlohr dagegen allmählig an Glanz, nahm eine mehr ins Blaue überspielende Farbe an, und das im erwähnten Löffel erhitzte Stückchen erglimmte an den Kanten und zeigte sich nach dem Erkalten mit grauweißer, hin und wieder bläulicher Asche belegt.

c) Der Weingeistflamme genähert, gerieth die Kohle an den von der Flamme beleckten Kanten augenblicklich ins Glühen, schnell mit weißlicher Asche sich belegend, jedoch

ohne selber in Flammen auszubrechen. Auch die bräunlichen Stellen gaben keine Flämmchen, und nur ein sehr kleines Stückchen, (das am meisten braune) loderte einmal augenblicklich auf, dann aber gleich den andern ruhig fortglühend.

d) 300 Gran Kohle wurde in einer offenen, hinreichend geräumigen Platinschaale, unter möglichster Fernhaltung alles Staubes, bis zum gänzlichen Einäschern glühend erhalten; nach zweystündigem Glühen erhielt ich 18 Gran etwas ins graugelbliche schimmernde weißliche Asche.

e) Diese wurde zuvörderst mit 1000 Gran (zwei Unzen und vierzig Gran) reinsten Wassers in einem geräumigen, über der Weingeistlampe erhitzten Platintiegel ausgekocht, und darauf der gebliebene erdige Rückstand der chemischen Zersetzung, wie weiter unten folgt, preisgegeben. — Die durch Abkochung gewonnene Flüssigkeit ward in vier gleiche Menge vertheilt, und diese zeigten, eine nach der andern untersucht, folgendes Verhalten: Geröthet Lackmuspapier wurde dadurch geblauet, rosenrothes Rosenpapier ward gelblichgrün und Curcumäpapier schwach braun gefärbt; salzsaure Platinlösung hineingetröpfelt zeigte keine Spur von Trübung; mithin war zwar eine alkalische Substanz aber kein Kali in der Abkochung der Asche enthalten. Kohlensaures Gas in die zweite Menge der Lauge getrieben, trübte sie augenblicklich; als keine Trübung mehr erfolgte, reagirte die über den erzeugten, zuvor ruhig abgelagerten Niederschlag stehende klare Flüssigkeit durchaus nicht mehr alkalisch, mithin war der alkalische Stoff durch die Kohlensäure gefällt worden und keiner flüssig geblieben; die Lauge war also frei von kohlensaurem Natron. Der Niederschlag löste sich unter Brausen in einem Tropfen Salzsäure auf; er schien kohlensaurer Kalk zu seyn. Um hierüber zu entscheiden, wurde die dritte Menge der Lauge mit einem Tropfen Salzsäure versetzt, zu dem aufgelösten Niederschlag gegossen und dann mit flüssigem oxalsaurem Ammoniak vermischt; es erzeugte sich augenblicklich ein weißer Niederschlag, den drei bis vier Tropfen Salpetersäure vollkommen auflösten. Der alkalisch reagirende Theil jener Abkochung war mithin reiner Kalk. Die vierte Menge der Lauge wurde mit einigen Tropfen sehr verdünnter Salpetersäure (bis zur schwach vorstechende Säure) versetzt,

getheilt, und dann eines Theils mit salpetersaurem Merkur, andern Theils mit salpetersaurem Silber versetzt; beide zeigten nur leicht trübende Wölkchen, auf eine Spur von Salzsäure und mithin (wahrscheinlich) von Kochsalz deutend.

f) Mit Einschluß des zuvor bemerkten Gehalts des wässrigen Absudes der 18 Gran Asche, (welche durch das Auskochen noch nicht volle zwei Gran verloren hatte) gab diese durch weitere chemische Zersetzung, (und einer durch Antrazothionsäure und durch blausaures Kali nachgewiesenen Spur von Eisen) folgende Bestandtheile:

Kohlensaurer Kalk	13,55
Phosphorsaurer Kalk	2,15
Kieselerde	1,05
Thonerde	0,55
Salzsaures Natron, Eisen u. Verlust	0,70
	18,00

Von Bittererde, von Mangam und von Kupfer war keine Spur zu entdecken. Die Kieselerde und Thonerde, vielleicht auch das Eisen entstammeten wahrscheinlich, aller sorgfältigen Besichtigung der Kohle vor dem Versuche ohngeachtet, dem Kruge, worin die Kohle gefunden worden.

g) Diese Versuche scheinen zu zeigen, daß die Kohle keine Thierkohle ist, sondern einem vegetabilischen Körper ihr Daseyn verdankt, der in dem Kruge in Folge einer Feuersbrunst (von welcher ausserdem die meisten gefundenen Münzen, das Glas ꝛc. zu zeugen scheinen) bis zu einer so gut wie durchgängigen Verkohlung erhitzt worden ist. Ob dabei etwa in größerer Menge vorhandenes salzsaures Natron und salzsaures Kali verflüchtigt worden, oder ob diese Salze, so wie das vielleicht früher in der Kohle (als Kalium) vorhanden gewesene Kali durch Feuchtigkeit der darüber lastenden Erde ausgespühlt (vielleicht selbst galvanisch entführt) wurden, und darum in der Asche fehlten? Darüber wage ich nicht zu entscheiden. Die verhältnißmäßig große Menge des nicht an Phosphorsäure gebundenen Kalks scheint wenigstens für diese Vermuthung zu sprechen.

4.

Um indeß noch weitere Aufschlüsse über diese bis dahin noch räthselhafte Kohle zu erhalten, stellte ich noch folgende Versuche an:

a) 50 Gran Kohle wurden fein gerieben mit farbenloser concentrirter Schwefelsäure, in einer verschlossenen tubulirten kleinen Retorte 24 Stunden hindurch der gewöhnlichen Temperatur preisgegeben; die Säure zeigte eine Spur von Bräunung (andeutend einen kleinen, nicht gänzlich verkohlten Theil) und trübte sich; die aufwärts gebogene Mündung dieser (zu Gasversuchen bestimmten, und darum mit aufgebogener Halsmündung versehenen) Retorte, wurde, ohne dabei eines anzukittenden Rohres zu bedürfen, unter das laufende Merkur der Merkurwanne gebracht und so lange erhitzt als noch Gas erschien; dieses bestand ausser schweflichtsaurem aus 15 Maaß kohlensaurem gegen 1 Maaß Stickgas.

b) Gepulverte Kohle wurde im verschlossenen Platintiegel geglüht und noch warm mit concentrirter Salpetersäure betröpfelt; es erfolgte Erglühung unter mäßigem Sprühen kleiner Funken. Salpetersäure von 1,540 Eigengew. mit 2 Theilen Wasser verdünnt entband binnen 3 Tagen fortdauernd Salpetergas (unter zum Theil sehr lebhaftem Zerplatzen der kleinen Gasbläschen) und darauf zwei Stunden mäßig stark erhitzt, wiederholt abgedampft und gelöst, gab ein schwefelsaures Eisenoxyd schön kastanienbraun fällende Flüssigkeit.

c) Aus Platin und Zuckerkohle, Platin und Knochenkohle und Platin mit der in Frage stehenden Kohle (jede dieser Kohlen zuvor ausgeglüht und darauf mit Salzsäure und mit Wasser ausgekocht) wurden, in drei verschiedenen Gläschen, mittelst mäßig erwärmter verdünnter Schwefelsäure (in sämmtlichen Gläschen von gleicher Stärke) galvanische Ketten gebildet; die Gaserzeugung war bei der Thierkohle am schwächsten, bei der gefundenen Kohle merklich, bei der Zuckerkohle am stärksten (im Ganzen genommen jedoch überall schwach). Ebenso wurde eine saure Kupferauflösung (unter Fällung des Kupfers, gröstentheils am Platin) am merklichsten bei der Zuckerkohle, minder merklich bei der gefundenen, und kaum schaubar bei der Thierkohle zersetzt.

d) Endlich wurden in einer mit der Gas-Merkurgeräthschaft verbundenen unten zugeschmolzenen Röhre 3 Gran zuvor mit verdünnter Salzsäure und dann mit Wasser ausgekochte, feingepulverte Kohle mit 50 Gran schwarzem Kupferoxyde über der Weingeistflamme erglüht, das Gas

nach und nach in graduirten Röhren aufgefangen, das miterzeugte Wasser theils in der Röhre, theils im zuvor genau gewogenen, aussen mit nassen Tüchern kalt erhaltenen Zwischengefäße gesammelt, und das in der Merkurwanne aufgefangene Gas mittelst wässrigem, gehörig verdünntem Aetzammoniak von Kohlensäure befreit. Ich erhielt gegen 28 Gewichtstheile Kohlensäure 0,22 Wasser und 1,21 Stickgas.

Hieraus dürfte nun unzweifelhaft hervorgehen, daß die gefundene Kohle keine thierische, sondern eine pflanzliche — wahrscheinlich die eines Mehl vielleicht auch Honig haltigen Gemenges — sey.

5.

Was für diese Meinung noch ausser den erzählten Versuchen spricht, ist ein erst nach beendeter Untersuchung von mir entdeckter, merkwürdiger Umstand; das letzte Stück Kohle nemlich, welches noch übrig geblieben, enthält — wie ich erst vor wenigen Stunden entdeckte, den deutlich erkennbaren Leichnam einer Schabe (Brotschabe, Küchenschabe *Blatta Orientalis*) die mithin schon vor vielleicht 1700 bis 1800 Jahren als Mehlverzehrende Hausplage in hiesigen Gegenden lebte, und unter allen aufbewahrten Insekten, etwa die in Bernstein eingeschlossenen ausgenommen, zu den ältesten gehören dürfte.

Kastner.

Reglement für das philologische Seminarium bei der Königlich Preußischen Rhein-Universität zu Bonn.

§. 1. Das philologische Seminarium ist ein mit der Universität verbundenes öffentliches Institut, welches den Zweck hat, Studierende, die für die Alterthumswissenschaft gehörig vorbereitet sind und diese sich zu ihrem eigentlichen Beruf gewählt haben, durch möglichst vielfache Uebungen, die in das Innere der Wissenschaft und ihrer Behandlungsart einführen, so wie durch litterarische Unterstützung jeder Art, weiter und so auszubilden, daß künftig durch sie diese Studien erhalten, fortgepflanzt und erweitert werden können.

§. 2. Zur Aufnahme in dieses Institut sind daher in der Regel nur diejenigen fähig, die sich vorzugsweise der Philologie, nicht aber einer andern Fakultätswissenschaft, widmen; so wie auch nur solche, die vorher wenigstens ein halbes Jahr immatrikulirte Bürger dieser oder einer andern Universität gewesen sind und mehrere Vorlesungen schon gehört haben.

§. 3. Die Aufnahme erfolgt durch den Director, nach einer strengen Prüfung, wozu, wer sich um die Aufnahme bewirbt, eine Probearbeit in lateinischer Sprache einzuliefern, und sonstige hinlängliche Beweise über die nöthigen Vorkenntnisse mündlich zu geben hat.

Die Theilnahme dauert drei Jahre, und kann nur in seltenen Fällen verlängert werden.

§. 4. Ausländer, wenn sie auch wieder in ihre Heimath zurückkehren, können, so fern sie sich durch Talente und Eifer auszeichnen, gleich den Inländern als ordentliche Mitglieder in das Seminarium aufgenommen werden.

§. 5. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder wird für jetzt auf acht festgesetzt; sie kann jedoch in der Folge nach Befinden der Umstände und nach vorhergängiger Genehmigung des Königlichen Ministeriums der Geistlichen- Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten noch vermehrt werden.

§. 6. Es wird dem Director überlassen, den Umständen nach zu bestimmen, wie viele und welche andere Studierende, außer den ordentlichen Mitgliedern den Uebungen des Seminariums beiwohnen dürfen, und Einzelnen in geeigneten Fällen selbst die Expectanz zur Aufnahme zu ertheilen.

§. 7. Schulamts-Candidaten, oder von den Staatsbehörden schon berufene und angestellte Schulmänner, denen erlaubt worden ist, zu ihrer wissenschaftlichen Vervollkommnung noch eine Zeit lang die Universität zu besuchen, haben bei gehöriger Qualification Zutritt zum Seminar und nehmen thätigen Antheil an den Uebungen der Mitglieder.

§. 8. So wie ein unsittliches und rohes, Mangel an wissenschaftlichem Geiste und an Sinn für edlere Bildung verrathendes, Betragen der Aufnahme ganz unwürdig macht, eben so hat es auch die Ausschließung zur unmittelbaren Folge, und der Director des Instituts ist berechtigt, Jeden der eines solchen Betragens sich schuldig macht, oder von dessen Untüchtigkeit und Trägheit er sich überzeugt hat, sofort aus demselben zu entfernen.

§. 9. An der Leitung des Instituts sollen nie mehr als zwei Lehrer Theil nehmen, wovon der eine ein ordentlicher Professor und Mitglied der philosophischen Facultät, für jetzt der Professor Heinrich die Direction, der andere, der ein außerordentlicher Professor seyn kann, für jetzt der Professor Näke, die Inspection führt. Beide sorgen gemeinschaftlich für die innere Angelegenheit des Instituts, und vereinigen sich freundschaftlich über alle innere Gegenstände, über die sich bestimmte Vorschriften nicht wohl geben lassen.

§. 10. Die Uebungen des Seminariums sind folgende:

1) Gründliche Interpretation der griechischen und lateinischen Schriftsteller, nach allen Rücksichten und mit allen Hülfsmitteln, die zur wahren erschöpfenden Auslegung nothwendig sind.
2) Uebungen im Lateinschreiben, sowohl zum Aneignen eines ächten lateinischen Stils, als überhaupt zur Beförderung einer tiefern und bessern Kenntniß der lateinischen Sprache.
3) Zu dem letzterwähnten Zwecke auch Uebungen im Schreiben der griechischen Sprache.
4) Schriftliche Ausarbeitungen bald über Abschnitte aus

Autoren, bald über einzelne Aufgaben aus allen Theilen der Alterthums-Wissenschaft.

5) Uebungen im geregelten Disputieren über gelehrte Gegenstände.

§. 11. Sowohl die mündlichen als die schriftlichen Uebungen werden so viel als möglich immer in lateinischer Sprache angestellt.

Die Themata zu den Ausarbeitungen werden aufgegeben, oder von den Seminaristen selbst gewählt; die erforderlichen Hülfsmittel, so wie die rechte Art der Behandlung, mit ihnen besprochen, und die nöthigen Bücher von der öffentlichen Bibliothek ihnen verabfolgt; auch wenn diese an andere Studierende, oder an Personen, die nicht angestellte Docenten sind, schon ausgeliehen seyn sollten, in welchem Falle sie zum Gebrauche für die Seminaristen einzufordern sind. Jeder Seminarist liefert alle acht Wochen eine Ausarbeitung, so daß jede Woche wenigstens Eine zur Beurtheilung kommt. Wer diese nur zweimal nicht, ohne gegründete Entschuldigung liefert, kann deswegen ausgeschlossen werden. Diese Arbeiten gibt der Lehrer, ehe er sie selbst censirt, oft einem Mitgliede zur Beurtheilung, wodurch Disputier-Uebungen veranlaßt werden. Uebungen im Disputieren können aber auch außerdem, und manchmal über Theses gehalten werden. Kritik des lateinischen Stils darf bei keiner Art von Uebungen fehlen.

Die schriftlichen Arbeiten werden aufbewahrt, um nöthigenfalls Urtheile über einzelne Seminaristen bei der Behörde zu belegen.

§. 12. Besonderer Ursachen wegen, ist für nöthig befunden, daß bei der Rheinischen Universität, eine Zeit lang wöchentlich mehrere Stunden auf das Seminarium verwendet werden, als bei den übrigen zu geschehen pflegt. Zu den Uebungen der Seminaristen werden daher wöchentlich fünf Stunden angesetzt; und da gründliches Verstehen als die wahre Grundlage des philologischen Studiums anzusehen ist, die Uebungen in der Auslegung also auch in dieser Rücksicht vorzüglich wichtig erscheinen: so werden die Seminaristen wöchentlich vier Stunden mit der Interpretation eines griechischen und eines lateinischen Schriftstellers beschäftigt seyn, und jeder der Lehrer, indem beide sich in diese Stunden theilen, abwechselnd der eine einen griechischen, der andere einen lateinischen Schriftsteller interpretiren lassen. Die

fünfte Stunde bleibt zur Beurtheilung der schriftlichen Aufsätze und zuweilen zum Disputieren, und die Leitung dabei führt der Director mit dem Inspector abwechselnd eine Woche um die andere.

§. 13. Obgleich zu erwarten ist, daß junge Männer mit Sinn und innerm Berufe für philologische Studien, diese vom Staate ihnen dargebotene Gelegenheit sich dafür auszubilden, schon so dankbar benutzen werden: so hat man dennoch zur Vermeidung der Unbequemlichkeiten, die mit den sonst eingeführten Prämien verbunden sind, und mit Rücksicht darauf, daß es für angehende und doch oft unbemittelte junge Philologen sehr wichtig seyn muß, bei Zeiten mehrere tüchtige Hülfsmittel selbst zu besitzen, und sich diese anschaffen zu können, es für zweckmäßig befunden, zu Unterstützungen für die ordentlichen Mitglieder des Seminars eine Summe von 350 Thalern jährlich auszusetzen. Der Vertheilung dieser Summe werden die Sätze von drei Portionen à 50 Thalern und fünf Portionen à 40 Thalern zum Grunde gelegt, aber dergestalt, daß dieselben nach den größern oder geringern Ansprüchen, welche sich die Seminaristen durch Fleiß, Fortschritte und Aufführung erwerben, für jeden vermehrt oder vermindert werden, jedoch der Satz von 50 Thalern bei keinem, auch die gesammte Unterstützungssumme, nicht überschritten werden darf. Die Vertheilung geschieht immer nur auf Ein Jahr, so daß jeder Seminarist sich durch anhaltenden Fleiß den fortgesetzten Genuß einer Portion immer neu erwerben muß. Ueber die jährliche Vertheilung einigen sich der Director und Inspector des Seminariums und machen ihre Vorschläge in dem von ihnen gemeinschaftlich an das Ministerium zu erstattenden Jahresberichte. Auf die erfolgende Genehmigung des Ministeriums wird die Zahlung vom Curatorium auf die Universitätskasse angewiesen. Sollte in einem Jahre nicht die ganze Unterstützungssumme unter die ordentlichen Mitglieder vertheilt seyn, so können Anträge zur Bewilligung des Ersparnisses auch für außerordentliche Mitglieder gemacht werden.

Da auch vorausgesetzt wird, daß die Leitung der Studien im Seminarium den Mitgliedern häufige Veranlassung geben wird, sich einzelne philologische Gegenstände zur besondern, der Bekanntmachung einst würdigen, Bearbeitung zu wählen: so sollen die Seminaristen, die bei ihrem

Austritt aus der Anstalt durch dergleichen Proben ihres Fleißes und ihrer Gelehrsamkeit sich auszeichnen, für die Kosten des Drucks und ihrer Promotion, auf den Vorschlag des Directors, mit Genehmigung des Ministeriums der Geistlichen- Unterrichts- und Medizinal- Angelegenheiten, aus den Universitäts- Fonds entschädigt werden.

§. 14. Jährlich am Schlusse der Sommervorlesungen und spätestens vor Anfang des neuen Lektionskursus, ist von den beiden Vorstehern des Seminariums ein ausführlicher Bericht an das Ministerium der Geistlichen- Unterrichts- und Medizinal- Angelegenheiten zu erstatten, in welchem eine Uebersicht der angestellten Uebungen gegeben wird, die Mitglieder genannt, die ausgezeichnetsten unter denselben in wissenschaftlicher Hinsicht näher charakterisirt und Probearbeiten von ihnen beigebracht werden. Empfehlungen von Subjecten, welche der Anstellung in Lehrämtern sich schon würdig zeigen, können hiermit füglich verbunden seyn.

Den ersten dieser Berichte erwartet das Ministerium im August oder September des künftigen Jahres.

Berlin, den 16. Februar 1819.

Ministerium der Geistlichen- Unterrichts- und Medizinal- Angelegenheiten.

(gez.) Altenstein.

Bericht über die naturhistorischen Anstalten in Poppelsdorf.

(Fortsetzung.)

Der botanische Garten.

Wir haben im ersten Hefte der Jahrbücher einen kurzen Bericht abgestattet von dem, was damals in Planen und Wünschen für diese Anstalt vorbereitet lag, und wollen nun mit wenigen Worten fortfahren, zu erzählen, wie weit wir uns dem Ziel genähert zu haben glauben.

In den letzten Tagen des Monats Januar wurde der Anfang mit den Grund-Arbeiten auf dem zum Garten bestimmten Lande gemacht, und diese Arbeiten mit so eifrigem Fortgang betrieben, daß nun schon der größte Theil des Gartens angelegt und eine nicht unbeträchtliche Menge von Pflanzen auf die Beete vertheilt ist.

Welchen reichlichen, freundlichen Zufluß die Pflanzensammlung des Gartens durch entgegenkommende Geschenke von den meisten Vorstehern botanischer Gärten in und außer Deutschland erhalten, haben wir früher (in No. 26. der Regensburger botanischen Zeitung) angezeigt, und den theilnehmenden Freunden und Beförderern dieser Anstalt unseren Dank dargebracht. Wir ziehen aus diesem Bericht das Wesentliche aus und reihen den späteren, seit jener Zeit dem Garten zu Theil gewordenen Zuwachs kürzlich an, bloß um kein historisches Moment in der Geschichte desselben zu umgehen; denn eine genauere Einsicht, als wir hier schon geben könnten, wird der in diesem Winter erscheinende erste Katalog des Gartens gewähren, an welchem eifrig gearbeitet wird.

Da wir unsere Bitte an die wohlwollenden Vorsteher der Gärten zunächst vorzüglich auf Saamen gerichtet hatten, weil in jenen Tagen des Frühlings weder die Beete zum Einpflanzen der im Lande ausdauernden Pflanzen, noch ein sichres Obdach für Topfpflanzen vorhanden war: so war auch der größte Theil des Gewinns, der die Grundlage des künftigen Pflanzenschatzes in Poppelsdorf ausmacht, ein Erzeugniß der, von dem botanischen Gärtner, Herrn Sinning, und seinem Gehülfen mit großer Sorgfalt und Einsicht geleiteten und behandelten Aussaat.

Wir geben das Verzeichniß der uns zugekommenen Saamen:

von Berlin	1067
— Königsberg	1261
— Halle	228
— Erfurt	180
— München	343
— Würzburg, sowohl aus dem botanischen Garten als aus dem Hofgarten . . .	260
— Erlangen	907
— Wien	274
— Göttingen	195
— Carlsruh	151
aus Leyden	507
— Paris	189
— Madrid	54
— Weimar, als ein Geschenk des Herrn Geheimen Raths von Göthe	126
Sr. Königl. Hoheit der Großherzog von Weimar schenkte bei seiner dem jungen Garten so erfreulichen Durchreise einen reichlichen Antheil der auf der Reise durch Holland für die großen botanischen Anlagen zu Belvedere eingekauften Saamen . .	140
Endlich erhielten wir von Sr. Durchlaucht, dem Prinzen Max von Neuwied, eine Sammlung von Saamen aus Brasilien, worunter, nach einem flüchtigen Blick in das schöne Herbarium dieses edlen Naturforschers, auf dessen Nähe wir billig stolz sind, mehrere neue, noch unbeschriebne Arten vorkommen	250

Die ganze Aussaat dieses Jahrs betrug demnach 6131 Nummern

und ungeachtet wir noch keine vollständige, genau bestimmte Uebersicht der daraus erwachsenen Arten liefern können: so ist doch mit Gewißheit anzunehmen, daß die Aussaat allein dem Garten in diesem Jahre über 3000 genuine Pflanzenarten zugebracht habe.

Unter diesen befinden sich nun nicht wenige seltne und sogar neue Arten, und zu dem Dank, der den Gebern für den Reichthum ihrer Mittheilungen gebührt, gesellt sich billig noch der für die theilnehmende Aufmerksamkeit, die sich in der Auswahl des Mitgetheilten kund gibt.

So erhielten wir z. B. unter den Saamen, die uns Hr. Professor Link und Hr. Garteninspector Otto aus Berlin zukommen ließen, einen Beitrag des Neuesten, was für dieses Jahr eine ausgebreitete Correspondenz dem Königl. botanischen Garten in Berlin zugefördert hatte; — Herr Prof. Sprengel in Halle, und der ehrwürdige Ritter von Schrank in München, hatten auf ihre neuesten wichtigen Werke Bedacht genommen und uns mit Belegen zum schönen Hortus Monacensis und zu den Novi proventus versehen; — unter den aus Leyden eingegangenen Saamen befand sich eine ganz neue, fröhlich keimende Saat sehr seltner oder ganz neuer Pflanzen aus dem Garten zu Calcutta. — Was aus den Händen Sr. Königl. Hohheit des Großherzogs von Weimar kam, und was uns Göthe mittheilte, war aus den Gärten um Weimar und aus den besten Holländischen Gärten gewählt.

Vorzüglich erfreulich ist's aber, die zum Theil noch unbestimmten brasilischen Saamen Sr. Durchlaucht des Prinzen Max von Neuwied so reichlich keimen zu sehen, und besonders zu bemerken, daß von 20 Arten Farrenkräutern kaum eine zurückgeblieben zu seyn scheint.

Ueberhaupt ist uns in dem kleinen Sommerkasten, aus Brettern zusammengeschlagen, den wir zur provisorischen Verwahrung unserer tropischen Pflanzen in der Eile errichten ließen, die Aussaat der Farrenkräuter vorzüglich gut gelungen, und z. B. von den aus Berlin eingegangenen Saamen nicht eine einzige Species fehlgeschlagen, was vielleicht, um nicht dem Aberglauben an eine glückliche Hand Raum zu geben, von dem engen, mit Pflanzen überfüllten und mit ihren Ausdünstungen schnell geladnen Raum des Gewächshäuschens herrühren mag, zum Theil

aber auch von der guten Beschaffenheit unserer Moor- und Heidenerde, und von der beim Aussäen sorgfältig beobachteten Methode, die Kapselchen vor dem Säen zwischen Papier zu zerreiben, damit die feinen staubartigen Saamen unmittelbar mit der Erde in Berührung kommen.

Mit dem Fortrücken der Anlagen haben wir uns aber auch mehrerer nicht unbeträchtlicher Beiträge an lebenden Pflanzen zu erfreuen gehabt.

Früh im Frühling sandte schon Herr Apotheker Funck zu Gefrees aus seinen Alpenanlagen (wo auch viele schöne Alpenmoose in Töpfen und in Felsenritzen gut gedeihen) 110 Species

Dann folgten aus Würzburg, München, Erlangen, Berlin u. Greifswalde, krautartige perennirende Astern gegen . . . . 150 —

Aus Erlangen, Würzburg und Cöln theils Land-, theils Topfpflanzen . . 223 —

Holzarten von Düsseldorf und von Hrn. Garteninspector Lenné in Coblenz zusammen . . . . 326 —

Auf die humanste Art und im rechten Sinn der Naturforschung forderte Sr. Durchlaucht der Fürst von Salm-Dyk Selbst uns auf, zu kommen und aus Seinen an auserlesenen Pflanzen reichen, an succulenten Pflanzen aller Art einzigen Gärten das Entbehrliche, ja selbst das nur doppelt Vorhandene, wenn es unserem Garten fehle, auszuheben. Dadurch ist der botanische Garten unserer Universität nicht nur fast um 300 Arten, größtentheils seltener Pflanzen, reicher geworden, sondern, was vorzüglich hervorgehoben werden muß, unsere Sammlung von succulenten Pflanzen, zu welcher schon durch die ehemalige Brühlsche Sammlung ein nicht unbedeutender Grund gelegt war, hat allein auf diesem Wege eine Vermehrung von zweihundert Arten erhalten, von welchen Cactus tomentosus S., C coronarius S., C. niger S., — die seltne Aloe mirabilis S., Aloe aspera, Aloe paniculata, und eine schöne Reihe von Mesembryanthemen und Euphorbien, endlich ein herrliches Exemplar von Lomatophyllum borbonicum W. (Dracaena marginata Pers.) beispielsweise genannt werden mögen. Es ist aber nicht die Seltenheit allein,

noch die Menge allein der uns verliehenen Pflanzen, was diesem Geschenk seinen Werth gibt; höher noch gilt die Original-Nomenclatur des neuen Begründers einer systematisch genauen Anordnung und Unterscheidung der ganzen Familie der sogenannten Fettpflanzen.

Wer Haworth's Werk über diese Familie kennt und De Candolle's frühere Arbeiten nachsieht, wird begreifen, daß eine umfassende Bearbeitung dieses, nicht aus Herbarien zu studierenden Zweigs der Pflanzenkunde, vorzüglich wünschenswerth sey.

Wenn wir aber wissen, daß hier mit fürstlichen Hülfsmitteln und Verbindungen, eine lange Reihe von Jahren hindurch, planmäßig für den Zweck einer vollständigen Monographie gesammelt worden ist, — daß die in ihrer Art einzige Sammlung succulenter Pflanzen, die wir in Dyk aufgestellt sehen, fast alles, was die europäischen Gärten von solchen enthalten und darunter manche nirgends sonst, oder doch nirgends so zu findende Art, (z. B. Aloe ferox) mit mehreren Entdeckungen, die unmittelbar aus dem Vaterlande dieser Pflanzen hinzukamen, zusammenfaßt, und nun täglich von einem geübten, die ganze Litteratur dieses Zweigs beherrschenden Kenner, begleitet von einem geschickten Gärtner, beobachtet, verglichen, gepflegt, durch Aussaat geprüft und eigenhändig mit seltner Kunst und Vollendung gemalt wird: — so wird unsere gerechte Ungeduld rege, und wir murren billig ein wenig über die deutschen Verleger, daß sie nicht einen Versuch machen, ein so begünstigtes Werk, das selbst als Kunstwerk dem deutschen Buchhandel Ehre machen würde, hervorzulocken, indem sie sich bereit zeigten, dem durchlauchtigen Verfasser die kleineren Mühen der lästigen Selbstherausgabe entgegenkommend abzunehmen und zugleich den schnelleren Fortgang des Werks zu befördern. Das kurze, nur die Gattung Aloe etwas ausführlicher behandelnde Verzeichniß dieses Gartens, von der Hand des Fürsten, ist schon jetzt fast der einzige Leitfaden, dessen sich die meisten Vorsteher von Gärten, so weit es hinreicht, zur Bestimmung ihrer succulenten Pflanzen bedienen; — wir dürfen also nur hinzusetzen, daß die Gattung Aloe, (nach Linné's Bestimmung ihrer Grenzen) schon ganz im lateinischen Manuscripte, mit allen Abbildungen, bereit liegt; daß die vortrefflich ausgeführten Abbildungen vieler Arten von Cac-

tus, die wir zu sehen das Glück hatten, auch die monographische Bearbeitung dieser Gattung ihrer Vollendung nahe bringen, und daß, bis diese im Stich, Druck und Ausmalung fertig seyn wird, endlich die wichtigste Monographie von allen, die der Mesembryanthemen, wohl reifen könnte. Dann wäre der Gipfel dieser Arbeit erstiegen und die übrigen kleineren Gattungen von succulenten Pflanzen könnten sich gemächlich anschließen. — Wir kehren nach dieser Abschweifung, die uns und unserem Eifer für die Sache vor allen Andern der Durchlauchtige Fürst selbst verzeihen möge, zu der Entwicklungsgeschichte unseres Gartens zurück.

Ausser der oben erwähnten Mittheilung brasilischer Saamen übersandte Se. Durchlaucht, der Prinz Max von Neuwied, auf den Fall, daß unsere Aussaat mißlingen sollte, uns noch mehrere aus den mitgebrachten Saamen erzogene junge Pflanzen (23 Arten). So freundlich spricht sich in Wort und That hier überall die treue Liebe für den Flor der Botanik aus.

In den nächsten Tagen erwarten wir nun noch

a) von Koblenz, durch die bereitwillige Vermittlung und Abtretung des Hrn. Garteninspectors Lenné 106 Arten ausländischer seltner Holzarten, aus der von ihm geleiteten großen Plantage, und 30 Arten Hauspflanzen, worunter eine sehr schöne, stattliche Dracaena Draco;

b) von Münster, aus dem für einen andern Zweck zu organisirenden botanischen Garten gegen 200 Arten exotischer Topfpflanzen, von denen bis jetzt noch keine in dem hiesigen botanischen Garten vorhanden ist, und worunter sich mehrere seltne, z. B. aus den Gattungen Daphne, Acacia, Diosma, Protea und Melaleuca auszeichnen;

c) von Berlin, eine bereits durch den kunstreichen Beförderer aller Pflanzenkultur, Herrn Garteninspector Otto angekündigte Kiste mit Topfpflanzen, die, da Herr Otto bei seinem Besuch unseres Gartens dessen Gehalt und Mängel selbst kennen lernte, nur Neues für uns enthalten kann;

d) von Herrn Professor Neßler in Strasburg, Herrn Gartenintendanten Zeyher in Schwetzingen, Herrn Apotheker Wiegmann in Braunschweig und mehreren andern Freunden sind uns gleichfalls noch für diesen Herbst ansehnliche Beiträge versprochen.

Hat doch vor wenigen Tagen selbst ein durchreisender Fremder, der auf seiner Hinreise, theilnehmend aber unbemerkt, unseren Garten gesehen, heimkehrend uns eine Gabe gebracht, die, wie alle Gaben, ihrem Geist nach, nicht aber nach dem Topf, verstanden werden muß. Wir setzen den kurzen Brief, womit ein junges, aus Saamen erzognes Pflänzchen von Bryophyllum calicinum begleitet war, wörtlich hieher, weil er, obwohl in fremder Sprache, den Ton angibt, der uns überall im Gefolg der eingehenden Beiträge entgegen kam:

„Monsieur!

»Il y a un mois, que j'ai eu l'avantage, de »voir Votre Jardin botanique à Poppelsdorf, qui »ne manquera pas de devenir bientôt très interes- »sant. Mais n'y ayant pas remarqué un *Bryophyl- »lum calicinum*, permettez, que je Vous en offre »un. C'est une plante des Isles Moluques, remar- »quable par sa proprieté, d'avoir des germes dans »les crénatures des feuilles, lesquels sous des cir- »constances favorables deviennent de nouvelles »plantes. Si Vous la possédez dejà, croyez à ma »bonne volonté et que je suis avec un vif et vé- »ritable intérêt pour le progrès de Votre établis- »sement.«

Votre

très dévoué

WALKER,

Membre de la Société royale de Londres.

P.S. Je laisserai la plante en passant par Bonn pour les Pays-bas.

Wir dürfen nach dem obigen kurzen Bericht den Gehalt des Gartens an Pflanzen ohne Bedenken zu 4000—4500 Arten annehmen, und der nächstens erscheinende Katalog wird diese Schätzung bestätigen.

Es ist aber hiebei das Erfreulichste für uns weniger die Zahl dieser Pflanzen selbst, oder das behagliche Gefühl des Fortschreitens in einer mit Liebe begonnenen Arbeit, als vielmehr das beynahe in jeder Pflanze des jungen Gartens uns wohlthätig entgegentretende Bild der Eintracht, des treuen und friedlichen Natursinns, der fast ohne unser Zuthun,

kaum unsere Aufforderung erwartend, sich auf der, durch die Gnade unserer preißwürdigen Regierung eingeräumten und dotirten, und durch die huldvolle Theilnahme des Königlichen Curatorii schnell urbar gemachten Stelle eine Allen gemeinschaftliche, neue Pflanzung gegründet hat.

So gewiß es ist, daß nur in dieser Gemeinschaft des Lebens und der Theilnahme die Naturwissenschaft gedeiht, so gewiß ist es auch, daß wir, selbst wenn wir uns, vermessen, auf Königliche Fonds hätten stützen wollen, doch das, was wir hier als Geschenk erhielten, nirgends hätten kaufen können; denn der wissenschaftliche Werth liegt dabei nicht in der Sache an sich, sondern in der Autorität der durch ihre Stellung in der Wissenschaft anerkannten Geber selbst, in der Leitung des Urtheils und in der Berichtigung von Irrthümern aus ihrem Mund oder durch ihre Feder, womit zugleich für immer der Verkehr der Ideen und Ansichten und der Umtausch der Gegenstände, worauf sie sich beziehen, eröffnet ist.

Vielleicht wird Vieles von dem, was wir hier berichtet, manchem unserer Leser eine Art von Vorliebe für den behandelten Gegenstand zu verrathen scheinen, die ihm ein Lächeln abzwingt. Das wollen wir ihm nicht nur gerne gönnen, sondern auch bekennen, daß wir den Anlaß dazu rechtfertigen und willig selbst gegeben haben; denn die Liebe zu irgend Etwas auf Erden ist ja nicht nur das schaffende und bauende Prinzip, sondern auch zugleich das zerstörende, das mit scharfer Ironie scherzend sein eignes Werk untergräbt, während es ihm nach Aussen den Gipfel der Vollendung geben zu wollen scheint.

Zum Schluß eilend, fügen wir noch einige flüchtige Bemerkungen hinzu.

Da wir in diesem Jahre keine eigene Auswahl treffen konnten, sondern freie Sendungen von gemeinern, wie von seltnern Pflanzen, wenn sie uns zukamen, dankbar hinnahmen, und alle eingegangene Saamen, so viele wir auch unter demselben Namen erhielten, aussäeten: so ergab sich daraus ein nicht ganz zu übersehender Nebengewinn. Wir erhielten nämlich eine Art von lebendiger Synonymik über mehrere in den Gärten häufig vor-

kommende Pflanzenarten, und lasen daraus hie und da eine übersehene, nicht mehr für gangbar gehaltene Art aus. Der noch etwas rohe, erst umgegrabene Boden des Gartens bot zu manchen anmuthigen Betrachtungen über die monströse und krankhafte Metamorphose der Pflanzen reichlichen Stoff dar. Wir sahen Dutrochets interessante Beobachtung über die Verwandlung der Fruchtknoten der Kapuzinerkresse, (Tropaeolum majus L.) in grüne Blätter (Journal de Physique Dec. 1817.) in vielfachen, mißgestalteten Steigerungen sich wiederholen, — ein ähnliches, doch regelmäßigeres und zuweilen zierliches Sprossen der weiblichen Blüthentheile wurde an Reseda Phyteuma notirt, u. s. w. *).

Der verschiedene Boden des Gartens, aus welchem der Saame einer Pflanzenart stammte, scheint, je nach dem Grade seiner Differenz von dem Mischungsverhältniß des unsrigen, nicht nur auf die Quelle mancher üppigen Monstrosität hinzuweisen, sondern auch bei dem im Allgemeinen hier mächtigen, ja selbst riesenhaften Wuchs der meisten Pflanzen, einzelne Zwerggestalten, besonders aus der Familie der Kreuzblüthigen, die sonst in andern Gärten eine nicht unbeträchtliche Höhe zu erreichen pflegen, bemerklich und lehrreich zu machen.

Die aus dem ehemaligen Churfürstlichen Garten in Brühl dem unsrigen verliehenen alten und ansehnlichen Pflanzenstämme zeigen manche seltne Species aus der Reihe der succulenten Pflanzen in einem hohen, dem natürlichen Habitus, der ihnen in ihrem Vaterlande zukommt, näher rückenden Wuchs. Dahin rechnen wir besonders einige Euphorbien, z. B. E. canariensis und nereifolia, von 6—7 Fuß Höhe, E. heptagona, reichlich blühend, u. s. w.

Unter den übrigen von dort zu uns übergegangenen Pflanzen ist noch ein Kampferbaum, eine Chamaerops humilis und eine Arbutus Unedo durch Alter und Größe ausgezeichnet.

Der Bau des Gewächshauses, nach dem schon im ersten Heft der Jahrbücher angedeuteten, von Herrn Sinning entworfenen und schön ausgeführten, nachmals aber

*) Man sehe den Nachtrag.

von Herrn Garteninspector Otto an Ort und Stelle geprüften und gebilligten Baurisse, wird zwar, da er erst im Julius angefangen werden konnte, nicht ganz vollendet werden, doch rückt die Arbeit, durch zahlreiche Hände gefördert, jetzt so rasch vor, daß bis gegen das Ende des Septembers 4 Abtheilungen, nämlich eine warme, zwei temperirte und eine kalte, von den Pflanzen bezogen werden können, und diese Räume sind in dem nächsten Winter, wie wir hoffen, für den gegenwärtigen Pflanzenvorrath hinlänglich. Wird das ganze Gebäude in dem folgenden Sommer vollendet: so dürfte unserem Garten in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig bleiben, und seine Topfpflanzen könnten auf eine sehr ansehnliche Zahl heranwachsen, bevor es zum Unterbringen derselben an Raum gebräche.

Durch die Anstellung eines Garteninspectors und Demonstrators der Botanik ist, bei dem schnellen Anwachsen der Sammlung, die Schritt haltende Bestimmung und Anordnung der Pflanzen möglich geworden, so daß den, so leicht zu dem schnell erworbenen Reichthum sich gesellenden und durch Mangel an Zeit zu entschuldigenden Uebereilungsfehlern und kleinen Unordnungen größtentheils vorgebeugt, und mit einem zuverläßigen Verzeichniß der in dem Garten enthaltenen Pflanzen der Anfang gemacht werden kann.

Zugleich wird die Gegenwart des Demonstrators den Studierenden den Gebrauch des Gartens erleichtern und nützlicher machen, — zahlreichere Excursionen in die Umgegend der Stadt veranlassen, und mit der Summe der überall, besonders in den kryptogamischen Ordnungen, zu machenden Entdeckungen immer mehr Lust und Eifer zu diesem Zweig der Naturkunde wecken.

Monströse Blüthen von Tropaeolum majus und Reseda Phyteuma, als Nachtrag zu S. 270.

Vom Inspektor Dr. Fr. Nees v. Esenbeck.

Unser Garten zeigt eine besondere Anlage, Monstrositäten in der Bildung der Blüthen zu erregen. Zwei dieser Misbildungen scheinen mir besonders interessant, da sie auffallend den Satz bestätigen, wie im Pflanzenreich unter bestimmten Umständen sich aus einem Theil jeder andere Theil

entwickeln kann, und dann besonders, wie nahe die Blüthentheile den Blättern verwandt sind.

An einer großen, reich blühenden Pflanze von Tropaeolum majus, die schon Knospen zeigte, als sie in's freie Land gebracht wurde, finden sich Aeste mit ausgearteten Blumen verschiedener Gestalt:

1) Die 2 untern Kelchabschnitte sind in 2 spatelförmige, nervige, ungefähr 1 Zoll lange grüne Blätter verwandelt; die 3 obern bilden ein ähnliches, nur größeres Blatt; 4 Blumenblätter sind zu kleinen, den gewöhnlichen ganz in der Form ähnlichen Blättern geworden; 4 verkümmerte Staubfäden sind am Grunde sichtbar; der Fruchtboden ist verschwunden und der Griffel trägt an der Spitze den Anfang eines grünen Blättchens.

2) In andern ist noch eine Spur der gelben Farbe an den obern Kelchabschnitten sichtbar; 8 kurze Staubfäden stehen im Grunde und der Fruchtknoten ist in eine blattartige unten dreieckige, nach oben erweiterte, 1 Zoll lange Röhre verwandelt.

3) In andern sind alle 5 Kronenblättchen in wirkliche Blätter umgeändert.

4) In andern tragen die 3 obern Kelchabschnitte 2 grüne Blättchen, die in der Form den 2 obern Kronblättern entsprechen; sechs verkümmerte Staubfäden umgeben den Fruchtknoten, der in einen breiten zusammengedrückten Blattstiel verwandelt ist und an der Basis noch ein kleines gestieltes Blättchen trägt.

5) In andern endlich ist der Kelch, wie oben, zu erkennen, aber alle Blumenblätter und Staubgefäße sind in grüne Blättchen umgeändert, und in der Mitte ist ein Rudiment, ganz dem ähnlich, welches sich in den Blattwinkeln findet, und ein zusammengerolltes, mit weißen Haaren besetztes Körperchen bildet.

6) Bei fortgesetzter Entwicklung dieser krankhaften Metamorphose verschwindet zuletzt jede Spur des ursprünglichen Blüthenbaus und statt der Blume erscheint ein unregelmäßiger Blätter-Büschel, der nur noch durch die Zahl der Blätter den Beobachter der früheren Stufen auf seinen Ursprung hinweißt.

Die zweite Reihe von Mißbildungen findet sich an Reseda Phyteuma L. Der Kelch, gewöhnlich sechsblätterig, ist größtentheils unverändert, die große Drüse verschwunden

und die Blumenblätter fehlen entweder ganz, oder sind grün und breiter geworden. Die Staubgefäße sind größtentheils unverändert, oder sie zeigen hie und da den Anfang des Uebergangs in die Blattsubstanz. Der dreitheilige Fruchtknoten wird seltsam verwandelt, theils geht er proliferirend in einen 2 oder 3 Linien langen Blüthenstiel über, der ein ähnliches Blümchen trägt, und zuweilen nochmals proliferirt; und in diesem letzten Blümchen sind dann gewöhnlich alle Staubgefäße in grüne Blätter umgeändert; theils schwillt er zu einem dreieckigen, keulenförmigen, hohlen Körper an, der sich von der wahren Kapsel durch den aufrechten Stand, die mindere Dicke und die mehr hervorstehenden Ecken leicht unterscheidet. Dieser Körper öffnet sich an der Spitze in drei aufrecht stehende Klappen, die sich nicht, wie bei der wahren Kapsel, nach innen rollen. Im Innern sind die drei Streifen, die die Placenta bildet, der glänzenden Körperchen, (die wohl als Rudimente von Eychen zu betrachten sind), gänzlich beraubt und sie selbst mehr oder minder in Blattsubstanz verwandelt. Die Saamen sind entweder taub und zum Theil verschrumpft, oder in unregelmäßig zusammengefaltete, oft tutenförmige, grüne Blätter verwandelt. So zeigt sich deutlich, wie die Blumenblätter am leichtesten zu der Structur der Stengelblätter zurückkehren, und wie hier dieser rückkehrenden Bildung gerade die weiblichen Theile weit mehr, als die männlichen, unterworfen sind.

Ob Ueberfluß oder Mangel an Nahrungssäften, oder ob eine eigenthümliche Beschaffenheit des Bodens die Ursache dieser Mißbildungen sey, ist vielleicht durch fortgesetzte Beobachtungen zu ergründen, die mir ein angenehmes Geschäft seyn werden.

Das zoologische Museum.

Die Naturaliensammlung der Universität ist noch in den ihr provisorisch eingeräumten Zimmern des Universitätsgebäudes aufgestellt und von den zahlreichen, theils durch Kauf, theils als Geschenke hinzugekommenen Erweiterungen, worunter reiche zoologische und mineralogische Kabinete sich befinden, konnte bis jetzt noch kein Gebrauch gemacht werden, weil der Bau der Säle im Schloße zu Poppelsdorf, nach dem Plane der Aufstellung der Naturkörper, gleichmäßig vorrücken muß, und nur nach Vollendung des Baues zur

planmäßigen Anordnung der Sammlung geschritten werden kann.

Diese Arbeit ist übrigens ihrer Vollendung nah, und man wird daher im nächsten Hefte dieser Jahrbücher einen ausführlicheren Bericht über den Zustand und die Anordnung dieses Kabinets liefern können.

Die Akademie der Naturforscher.

Die Bibliothek der Academie der Naturforscher und die damit verbundenen Sammlungen sind, nachdem die darüber entstandenen Irrungen schon am 29. Jan. d. J. durch ein huldvolles Decret der Königl. Baierischen Regierung beigelegt und den ursprünglichen Gesetzen und Statuten der Akademie die Entscheidung über dieselben anheimgestellt worden war, durch einen einmüthigen Beschluß des Präsidenten und der größern Mehrzahl aller Adjuncten nach Bonn abgeführt worden, und befinden sich seit dem 29. April im Schlosse zu Poppelsdorf, wo sie noch im Verlaufe der Herbstferien ausgepackt und in dem ihr von dem Königlich Preussischen Ministerio unentgeltlich überlassenen Saale aufgestellt werden sollen. Auch die Repositorien werden auf Kosten des Staats geliefert, und freundlich greift die milde Regierung auch dieser alten gelehrten Anstalt, die nur ein sehr geringes eignes Einkommen hat, unter die Arme.

Se. Durchlaucht, der Fürst Staatskanzler von Hardenberg, hat mit der Uebernahme des hohen Protectorats vom 28. Novbr. 1818 ihr den Muth zu neuen Hoffnungen belebt, — ein hohes Ministerialrescript vom 18. Mai 1819 gibt ihr Ersatz für die Transportkosten, welche aus der Verpflanzung der Bibliothek nach Bonn erwuchsen, — durch die Verwendung Eines Königlichen Curatoriums wurden alle Abgaben für die eingeführten Attribute der Akademie erlassen, und es scheint, als wolle der Druck des letzten Bandes der ersten Decade ihrer neuen Verhandlungen (Nova Acta), wozu eben Anstalt gemacht wird, unter nicht ungünstigen Umständen beginnen. Alle diese erfreulichen Ereignisse hat der Präsident der Akademie den Mitgliedern derselben in einem so eben erschienenen Programm bekannt gemacht, welches den Titel führt: »Academiae Caesareae Leopoldino »Carolinae Naturae Curiosorum Directori Prae-

»nobilissimo, Adjunctis strenuissimis, Collegis con-
»junctissimis, Novi Protectoratus, a Serenissimo
»Principe et Domino CAROLO AB HARDENBERG,
»Supremo Regni Borussici Cancellario, die XXVIII
»Novembris Anni MDCCCXVIII humanissime in
»se recepti, Prospera auspicia indicit D. C. G. NEES
»AB ESENBECK, Academiae Praeses. Bonnae 1819.
»Typis Kupferbergianis. 18 S. in 4.°«

Das Programm enthält einen Rückblick auf die früheste Zeit der Akademie, bald nach ihrer Gründung, und die Geschichte des ersten Protectorats mit Beziehung auf die des neuesten, dessen Feier es gewidmet ist. Der Bericht über die jüngsten Schicksale der Akademie eilt schnell zu dem ermuthigenden Blick auf den Geist der humansten Begünstigung der Wissenschaften hinüber, der sie, von dem Augenblick an, da sich die Mißverständniße über das wahre Verhältniß dieser Anstalt zum Staat aufklärte, überall begleitet hatte, und der sie hier wieder mit Wohlthaten und zuvorkommender Pflege mild empfing, und gibt sowohl das Schreiben Sr. Durchlaucht des Fürsten Staatskanzlers, worin Er das Protectorat der Akademie übernimmt, sondern auch das Decret Eines hohen Ministeriums der Geistlichen- Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, welches die gnädigste Bewilligung des Ersatzes der Umzugskosten für die Effecten der Akademie enthält, — von beiden sowohl das deutsche Original als eine lateinische Uebersetzung.

Wir wollen hier das erstere dieser Schreiben vollständig einrücken, aus dem letzteren aber nur eine, für die Geschichte der Akademie wichtige Stelle ausheben.

Schreiben Sr. Durchlaucht des Fürsten Staatskanzlers von Hardenberg an den Präsidenten der Kaiserlich Leopoldinisch Carolinischen Akademie der Naturforscher.

„Mit der lebhaftesten Dankbarkeit und Theilnahme „habe ich mit dem Schreiben Ew. Hochwohlgebohren den „neunten Band der Verhandlungen einer Akademie erhal„ten, deren Thätigkeit in früheren Zeiten in so naher „Berührung mit meiner eigenen Wirksamkeit stand und die „nie aufgehört hat, mich zu interessiren. Das Anerbieten, „dieser würdigen Akademie als Protector vorzustehen, hat

„für mich einen doppelten Werth; es verbürgt mir die
„Gewißheit, durch Beförderung und Unterstützung gelehrter
„Arbeiten für den wissenschaftlichen Ruhm und die Ehre
„Deutschlands kräftig zu wirken, und ist mir ein rühren-
„der Beweis, daß eine angenehme Erinnerung an meine
„früheren Beziehungen mit diesem gelehrten Verein noch
„in dieser Gesellschaft lebt. Ich erwarte einen ausführli-
„chen Bericht Sr. Excellenz des Herrn Ministers
„von Altenstein über die jetzige Lage derselben, um
„diejenigen Maaßregeln zu ergreifen, welche nöthig seyn
„werden, um ihre Existenz auch für die Zukunft festzustel-
„len und dem deutschen Vaterlande die Früchte ihrer edeln
„Thätigkeit durch eine von lokalen Einflüssen und Interes-
„sen ganz unabhängige Lage zu sichern."

Aachen, den 28. Nov. 1818.

C. Fürst von Hardenberg.

Das hohe Ministerialreskript, dessen wir oben gedacht, schließt mit folgenden Worten:

„Das Ministerium wird seiner Seits jetzt nicht unter-
„lassen, die Kaiserliche Leopoldinisch Carolinische Akademie
„der Naturforscher Seiner Majestät dem Könige
„zu landesväterlicher Berücksichtigung angelegentlichst zu
„empfehlen und allerhöchsten Orts dahin anzutragen, daß
„die Akademie in einer zu erlassenden allerhöchsten Kabinets-
„Ordre als eine freie deutsche Anstalt möge anerkannt und
„ihr zugleich von Seiten des Preussischen Staats die kräf-
„tigste Unterstützung und der nöthige Schutz in allen etwai-
„gen Fällen möge zugesichert werden."

Berlin, den 18. Mai 1819.

Ministerium der Geistlichen- Unterrichts-
und Medicinalangelegenheiten.

Altenstein.

Das Verzeichniß der H. H. Adjuncten der Akademie ist dem Programm angehängt. Nach demselben befinden sich gegenwärtig

in Bonn 4, die H. H. Professoren Harleß, Goldfuß (Secretair), Kastner und Gustav Bischof (Secretair);

— — in Erlangen 2, die H. H. Professoren von Loschge (Director) und Schweigger;

in Würzburg 2, die H. H. Professoren Döllinger und Rau;

in Jena 3, die H. H. Professoren Stark, Kieser und Oken;

in München 1, der Herr Geh. Rath Ritter von Sömmerring;

in Berlin 1, Herr Professor Link;

in Dresden 1, Herr Geh. Hofrath Kreißig.

Ein mit dem Programm ausgegebenes Blatt zeigt die Namen von 31 Gelehrten an, die zum Gedächtniß des 28. Novembers 1818 unter die Zahl der Mitglieder der Akademie aufgenommen und ihnen die übersandten Diplome mit diesem ausdrücklichen Zusatz ausgefertigt wurden. Es sind die Herren: de Candolle, de Blainville, Lagasca, Mieg, Brotero, Hooker, Leach, Robert Brown, Temmink, Hornemann, Berzelius, Bojanus, Freiherr von Stifft, Weiß, von Buch, Seebeck, Horkel, Windischmann, Ernst Bischoff, d'Alton, Hornschuch, Ehrenberg, Carus, Ficinus, Rosenmüller, Schwägrichen, Döbereiner, Vogel, Schubert, von Kielmeyer und Wilbrand.

Außer diesen wurden noch mehrere, theils früher, theils später beschlossene, Diplome vertheilt an

Herrn Dr. Pander in Riga, (den Verfasser der Geschichte des bebrüteten Eys.)

— Professor Neef in Frankfurt a. M.,

— — Mayer und

— — Nöggerath in Bonn,

— Oberforstmeister von Neufville daselbst,

— Professor Gaede in Lüttich,

— — Hoffmann in Aschaffenburg,

— Doctor Kuhl in Gröningen,

— Professor Nestler in Strasburg und

— — Henke in Erlangen.

Chronik der Universität.

Tibi sospes
debita felicis memoretur vita per annos
grata bonis lucens! —

Nachdem, wie der Berichterstatter im ersten Heft dieses Jahrbuches gesagt hat, die neue Universität von ihren Beschützern und Bewahrern mit den Augen der Gnade, Liebe und Hoffnung eingesegnet, ihren ersten Winter durchlebt, hat sie, gleich dem edelsten und geistigen Gewächs der Rheinischen Gauen, den Himmelssegen des Frühlings die reifende und vollendende Kraft des Sommers reichlich gelohnt durch fröhliches Blühen, Wachsthum und Gedeihen zu erquicklichen Früchten. Wohin wir auch blicken mögen, überall begegnet uns wachsender Reichthum so des inneren, wie des äußeren geistigen Lebens.

Durch die huldreiche Gnade Sr. Majestät, des Königes, unseres glorreichen Stifters und die unermüdete Thätigkeit, Sorgfalt und Freigebigkeit des hohen Ministeriums, ist der anfänglich mäßige Reichthum an Lehrern um ein Bedeutendes erhöhet worden, und der Kranz, den von Anfang an berühmte Namen geschmückt haben, wird immer weiter und dichter. Alle Fächer der Wissenschaft sind reichlich versehen, einige sogar glänzen im schönsten Ueberfluß; und damit selbst der Tadelsüchtige schweige und sich freue über das wohlgeordnete und reichlich besetzte Mahl der Wissenschaft, fährt das hohe Ministerium fort, die etwaigen Lücken durch ausgezeichnete Männer zu ergänzen. Auch hat die neue Universität nicht versäumt, nicht bloß alte Proben ihres neuen Lebens zu geben, sondern selbst durch neue Disciplinen neue Beweise dafür zu stellen. Wir erinnern nur an die von dem Herrn Prof. v. Schlegel gehaltenen Vorlesungen über Indische Sprache und Litteratur, denen, außer einer ziemlichen Anzahl von Studierenden, auch meh-

rere Professoren beiwohnten, und in denen wir den schönsten Anfang gesehen haben zu einem neuen, nur in Deutschland mit höherem wissenschaftlichen Geiste gedeihlichen, Universitätsstudium. — Aus dem neuen Lectionscatalog für das kommende Winterhalbjahr (1819—20), den wir hier in der Kürze und als ein bleibendes Actenstück zugleich mit dem Verzeichnisse der im verwichenen Sommer gehaltenen Vorlesungen wieder abdrucken lassen, wird leicht erkannt werden, daß keiner Facultät die nothwendige Vollständigkeit fehlt. Die katholisch-theologische Facultät, dermahlen noch die schwächste, wird nächstens in ihrer ganzen Vollständigkeit erscheinen und ihren vollen Einfluß auf die geistliche Bildung des Landes äußern.

Vorlesungen auf der Königlich Preußischen Rhein-Universität im Sommerhalbjahre 1819.

Allgemeine Anleitung.

Anweisung zum Studium und Leben: Prof. Arndt.

Ueber Begriff und Bestimmung der Universitäten, als Einleitung in das akademische Leben: Prof. Freudenfeld.

Evangelische Theologie.

Propädeutik der Theologie: Professor Augusti.

Theologische Encyklopädie und Methodologie, nach Schleiermachers Darstellung des theologischen Studiums: Professor Sack.

Kirchengeschichte: Professor Augusti.

Die Geschichte der christlichen Kirche und Religion, erster Theil bis auf die Zeit Karls des Großen: Professor Lücke.

Ausgewählte Psalmen: Professor Sack.

Die katholischen Briefe, in lateinischer Sprache: Professor Augusti.

Erklärung des Evangeliums Johannis, als Anfang des exegetischen Cursus N. Testaments: Professor Lücke.

Die Briefe des Johannes: Derselbe.

Exegetisch-kritische und historisch-patristische Uebungen: Professor Augusti.

Lateinische Disputirübungen über theologische Gegenstände: Professor Lücke.

Katholische Theologie.

Encyklopädie und Methodologie der christlichen Theologie: Professor Seber.

Dogmatik: Derselbe.

Moraltheologie: Derselbe.

Rechtswissenschaft.

Encyklopädie und Methodologie, als allgemeine Einleitung in das Studium der Rechtswissenschaft: Professor Mackeldey.

Encyklopädie und Methodologie des Wissens und der akademischen Studien überhaupt, und insbesondere der Rechts- und Staatswissenschaften: Professor Welcker.

Naturrecht, verbunden mit Politik und Philosophie der positiven Gesetze: Derselbe.

Staatsrecht der christlich germanischen Völker und insbesondere des deutschen Vaterlands: Derselbe.

Geschichte und Institutionen des Römischen Rechts: Professor Mackeldey.

Geschichte des Römischen Rechts und Institutionen, nach Haubold: Dr. Burchardi.

Pandekten, nach Heise's Grundriß: Prof. Walter.

Katholisches Kirchenrecht: Derselbe.

Protestantisches Kirchenrecht: Dr. Burchardi.

Deutsches Privatrecht, mit Einschluß des Handels- und Wechselrechts: Professor Mittermaier.

Criminalrecht, gemeines deutsches, mit Vergleichung neuerer Gesetzgebungen, insbesondre des Französischen und Preußischen Rechts, nach Feuerbachs Lehrbuch: Derselbe.

Criminalrecht, nach Feuerbach: Professor Welcker.

Lehnrecht, nach Pätz: Professor Mackeldey.

Bürgerlicher Prozeß, gemeiner deutscher, mit Vergleichung des Preußischen und Französischen Verfahrens, nach Martin's Lehrbuch: Professor Mittermaier.

Ueber summarische Prozesse: Derselbe.

Mündliche Unterredungen über die von ihm angezeigten Privatvorlesungen: Professor Welcker.

Repetitorien und Examinatorien: Dr. Burchardi.

Arzneiwissenschaft.

Kritische Encyklopädie der Medicin: Professor Windischmann.

Osteologie und Syndesmologie: Professor Mayer.

Physiologie: Professor Bischoff.

Physiologie des Menschen: Professor Mayer.

Biologie und Anthropologie, so viel zur Begründung der Staats-Arzneiwissenschaft erforderlich ist, und Staats-Arzneiwissenschaft (gerichtliche Medicin und medicinische Polizei): Professor Bischoff.

Gesundheitserhaltungskunde: Professor Harleß.

Specielle Therapie, erster Theil: Derselbe.

Anleitung zur medicinischen Praxis: Derselbe.

Receptirkunst: Professor Bischoff.

Chirurgie: Professor von Walther.

Chirurgische Instrumenten- u. Operationslehre: Ders.

Von den Augenkrankheiten: Derselbe.

Das chirurgische und Augenkranken-Klinikum in der demselben gewidmeten Hospitalanstalt: Derselbe.

Curs von chirurgischen Operationen an Leichnamen: Derselbe.

Die Lehre von der Schwangerschaft des Menschen: Professor Stein.

Die Lehre der Theorie und Praxis der Geburtshülfe: Derselbe.

Praktische Uebungen in der bald zu eröffnenden Lehranstalt der Geburtshülfe: Derselbe.

Nöthige Vorerinnerungen und Beherzigungen bei dem Studium und der Ausübung der magnetischen Heilkunst: Professor Windischmann.

Repetitorium der Anatomie: Professor Mayer.

Philosophie.

Allgemeine Einleitung in das Studium der Philosophie: Professor van Calker.

Reine und angewandte Logik, nach Fries' Grundriß: Derselbe.

Metaphysik, oder die Philosophie der Natur, der Sitten und der Religion, nach seinem Lehrbuche: Urgesetzlehre &c.: Derselbe.

Die zweite Hauptabtheilung des Systems der Philosophie, die Ethik: Professor Windischmann.

Die Geschichte der Philosophie der ersten christlichen Zeit, des Mittelalters und der neuern Zeit: Derselbe.

Allgemeine Geschichte der Philosophie: Dr. Steingaß.

Platons Lehren über die göttlichen u. menschlichen Dinge: Professor Delbrück.

Mathematik.

Die Elemente der Mathematik, nach Hauff's Lehrbuche der Arithmetik u. Euklides Elementen: Prof. Diesterweg.

Algebra, nach L'huilier's Anleitung: Derselbe.

Geometrische Analysis über Euklides Data von Schwab: Derselbe.

Ebene Trigonometrie, nach Pfleiderer: Derselbe.

Astronomie.

Die Hauptlehrsätze der Astronomie in geschichtlicher Folge, mit kurzer Angabe ihrer Gründe: Prof. von Münchow.

Naturwissenschaften.

Encyklopädische Uebersicht der gesammten Naturwissenschaft, als Einleitung über einzelne Lehrzweige derselben: Professor Kastner.

Encyklopädie der gesammten mineralogischen Wissenschaften: Professor Nöggerath.

Reine Chemie, nach seinem Lehrbuche: Prof. Kastner.

Experimentalphysik, nach seinem Grundriß: Derselbe.

Geschichte der Chemie: Professor Gustav Bischof.

Technische Chemie und Metallurgie, nach Hildebrandts Lehrbuche: Derselbe.

Analytische Chemie in Verbindung mit Stöchiometrie, nach seinem Lehrbuche der letztern: Derselbe.

Botanik, nach Sprengels Anleitung rc., und botanische Excursionen: Professor Nees von Esenbeck.

Geologie: Professor Goldfuß.

Oryktognosie: Professor Nöggerath.

Bergbaukunst: Professor Goldfuß.

Zoologie, nach eigenem Handbuche: Derselbe.

Untersuchungen über das Nachtleben des Menschen: Professor Nees von Esenbeck.

Naturwissenschaftliche Unterhaltungen in Verbindung mit seinen Freunden, den Prof. Kastner, Goldfuß, Bischof und Nöggerath: Derselbe.

Philologie.

Allgemeine Einleitung in das philologische Studium: Professor Heinrich.

Litteraturgeschichte der Griechen und Römer: Professor Näke.

Sophokles' Antigone: Derselbe.

Demosthenes' Rede wider Midias, mit geschichtlicher und rhetorischer Einleitung: Professor Heinrich.

Die Satiren des Horatius: Derselbe.

Tacitus' erster Bücher der Annalen: Professor Näke.

Die Hesiodische Theogonie, nach eigener Ausgabe, im philologischen Seminar: Professor Heinrich.

Properzische Elegien, in demselben: Professor Näke:

Philologische Ausarbeitungen und Disputirübungen im philolog. Seminar: die Professoren Heinrich und Näke.

Allgemeine Sprachenkunde.

Ursprung und Verwandtschaft aller Sprachen der Erde, als Einleitung in das Sprachenstudium und die Geschichte der Völker: Professor Radlof.

Morgenländische Sprachen.

Anfangsgründe der Arabischen Sprache: Professor Freytag.

Hebräische Sprachlehre: Derselbe.

Anfangsgründe der Persischen Sprache: Derselbe.

Neuere Sprachen.

Russische, Englische und Französische Sprache: Prof. Strahl.

Italienische, Spanische und Portugiesische Sprache: Professor Freudenfeld.

Redekünste.

Geschichte der schönen Litteratur in Italien, Spanien, Frankreich und England, vom Mittelalter bis auf die heutige Zeit: Professor von Schlegel.

Uebungen in der Wohlredenheit: Professor Delbrück.

Anweisung über politische Angelegenheiten richtig zu urtheilen und gehörig zu sprechen, durch Erklärung der Reden des Thucydides: Derselbe.

Bildende Künste.

Theorie und allgemeine Geschichte der bildenden Künste: Professor von Schlegel.

(Vorlesungen über Archäologie der Kunst, so wie über Griechische Sprache und Litteratur, wird der Professor F. G. Welcker bald nach seiner Ankunft anzeigen.)

Geschichte.

Allgemeine Kulturgeschichte: Professor Hüllmann.

Staatsrecht des Alterthums: Derselbe.

Allgemeine Uebersicht der Indischen Alterthümer und Litteratur: Professor von Schlegel.

Urgeschichte der Teutschen und ihrer Sprache: Professor Radlof.

Geschichte des Teutschen Reichs und Volks: Professor Arndt.

Geschichte Deutschlands im Mittelalter, mit vorzüglicher Rücksicht auf das Staatsrecht: Professor Hüllmann.

Geschichtliche Darstellung des religiösen und politischen Zustandes der Völker des südlichen Europa, mit besonderer Hinsicht auf Sprache und Litteratur: Prof. Freudenfeld.

Geschichte unserer Zeit und Entwickelung ihres Geistes und Strebens: Professor Arndt.

Staatswissenschaft.

Philosophische Staats- u. Rechtslehre: Dr. Steingaß.

Uebersicht der verschiedenen Staatstheorien in Deutschland: Derselbe.

Statistik.

Allgemeine Statistik von Europa, insbesondre von Rußland, England und Oestreich: Professor Strahl.

Zeichnende, gymnastische Künste u. a.

Unterricht im Zeichnen ertheilt der zum Zeichnenlehrer ernannte Großhrzgl. Hessendarmstädtische Hofmaler Raabe, sobald er von seiner Kunstreise zurückgekehrt seyn wird.

Der Unterricht im Reiten wird in diesem Semester schon eröffnet werden können, und auch für Unterricht in der Musik, und in der Fecht- und Tanzkunst wird ehestens gesorgt seyn.

Besondere akademische Anstalten und Sammlungen.

Die Königliche Universitätsbibliothek steht für Jedermann offen an allen Wochentagen, Mittwoch und Sonn-

abend von 2—4 Uhr, an den übrigen Tagen von 11—12, und bietet Bücher zum Gebrauch unter den bestehenden gesetzlichen Bedingungen.

In der Anlage sind begriffen: das physikalische Kabinet, das chemische Laboratorium, der botanische Garten, das naturhistorische Museum, die Mineraliensammlung, die Sternwarte, die klinischen Anstalten für Ausübung der Arzneiwissenschaft und Chirurgie, das Museum für Kunst und Alterthümer. Alle übrigen, der Universität nöthigen, Institute und Sammlungen sollen angezeigt werden, so wie ihre Eröffnung vorschreitet.

Von dem bereits eröffneten philologischen Seminar s. m. unter Philologie.

Den 19. April nehmen alle Vorlesungen ihren Anfang.

Vorlesungen auf der Königlich Preußischen Rhein-Universität im Winterhalbjahre 1819—20.

Allgemeine Anleitung.

Ueber das akademische Studium: Prof. von Schlegel.

Katholische Theologie.

Encyklopädie: Professor Seber; auch Prof. Gratz.

Hermeneutik des N. T.: Professor Gratz.

Erklärung des Evangeliums Matthäi mit Vergleichung des Marcus und Lucas: Derselbe.

Dogmatik: Professor Seber.

Moraltheologie: Derselbe.

Evangelische Theologie.

Einleitung in die Bücher des A. T.: Prof. Gieseler.

Einleitung in die Bücher des N. T.: Prof. Lücke.

Erklärung der wichtigsten Theile des Pentateuchs: Prof. Sack.

Ueber die Dichtkunst der Hebräer und über gewählte Stellen der alttestamentlichen Dichter: Professor Augusti.
Erklärung der drei ersten Evangelisten, nach seiner und de Wette's Synopsis: Professor Lücke.

Erklärung der Apostelgeschichte: Professor Gieseler.

Kirchengeschichte, erster Theil, bis auf Gregor: Ders.

Kirchengeschichte, zweiter Theil, von Karl d. Gr. bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts: Professor Lücke.

Dogmengeschichte: Professor Augusti.

Biblische Theologie, in lateinischer Sprache: Ders.

Apologetische Theologie: Professor Sack.

Praktische Theologie: Derselbe.

Exegetische und historische Uebungen in dem zu errichtenden theologischen Seminar: Professor Augusti.

Anleitung zum Quellenstudium der Kirchengeschichte, ebenfalls in dem zu errichtenden Seminar: Prof. Lücke.

Lateinische Disputirübungen über theologische Gegenstände: Derselbe.

Rechtswissenschaft.

Encyklopädie und Methodologie des Rechts und der Staatswissenschaften mit Institutionen des Röm. Rechts: Professor Welcker.

Allgemeine Betrachtungen über das Röm. Recht und dessen Verhältniß zu unserer Zeit: Professor Walter.

Rechtsgeschichte nach Hugo: Dr. Burchardi.

Institutionen nach eigenem Entwurfe: Derselbe.

Pandekten: Professor Mackeldey.

Die Lehre des R. R. von der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand: Derselbe.

Die Lehre des R. R. von von Klagen und Einreden: Dr. Bermuth.

Die Theorie von der Culpa des R. R.: Derselbe.

Ausgewählte Lehren des Deutschen Rechts, vorzüglich Geschichte und Recht des Deutschen Adels: Professor Mittermaier.

Criminalrecht: Professor Welcker.

Criminalprozeß: Professor Mittermaier.

Bürgerlicher Prozeß: Derselbe.

Kirchenrecht, katholisches mit Vergleichung des protestantischen: Professor Walter.

Das französische bürgerliche Gesetzbuch: Derselbe.

Polizeiwissenschaft: Dr. Bermuth.

Anleitung zum Geschäftsvortrage und zur Geschäftsbehandlung mit praktischen Uebungen der Zuhörer: Professor Mittermaier.

Mündliche Unterredungen über die von ihm angezeigten Privatvorlesungen: Professor Welcker.

Repetitorien und Examinatorien: Dr. Burchardi.

Arzneiwissenschaft.

Allgemeine Anatomie: Professor Mayer.

Specielle Anatomie: Derselbe.

Osteologie und Repetitorium der Anatomie: der Prosector Dr. Weber.

Unterricht im Seciren an Leichnamen: Prof. Mayer.

Physiologie: die Proff. Harleß und Stein.

Litterargeschichte der Medicin und Naturwissenschaften: Professor Harleß.

Specielle Therapie der hitzigen Krankheiten, letzter Theil, mit dem größern Theile der spec. Therapie der langwierigen Krankheiten: Derselbe.

Die Kinderkrankheiten: Derselbe.

Gerichtliche Heilkunde: Derselbe.

Poliklinische Uebungen in der medicinischen Praxis: Derselbe.

Pathologie: Professor Windischmann.

System der Medicin: Derselbe.

Heilmittellehre: Professor Bischoff.

Staatsarzneiwissenschaft: Derselbe.

Receptirkunst: Derselbe.

Pharmaceutische Experimentalchemie: Dr. Kastner.

Helkologie: Professor von Walther.

Chirurgische Operations- Instrumenten- und Verbandlehre: Derselbe.

Curs von chirurgischen Operationen an Leichnamen: Derselbe.

Von den Augenkrankheiten: Derselbe.

Litterargeschichte der Geburtshülfe: Professor Stein.

Theorie und Praxis der Geburtshülfe: Derselbe.

Auch der aus Halle berufene Professor Nasse wird schon in diesem Halbjahre Vorlesungen halten.

Philosophie.

Die Logik und philosophische Kritik, nebst der Einleitung in die Philosophie: Professor Windischmann.

Einleitung in das Studium der Philosophie: Professor van Calker; auch Professor Freudenfeld.

Metaphysik: Professor van Calker.

Religionsphilosophie: Professor Windischmann.

Psychologie: Professor van Calker.

Geschichte der Philosophie: Dr. Steingaß.

Philosophische Staats- und Rechtslehre: Derselbe.

Einleitung zum Studium der Bücher Platons vom Staate durch Auslegung des Werkes nach Zweck, Inhalt und Gestaltung, und durch Erklärung gewählter Abschnitte desselben: Professor Delbrück.

Theorie der Dichtkunst: Derselbe.

Aesthetik: Professor F. G. Welcker.

Mathematik.

Elementarmathematik: Professor Diesterweg.

Ueber Kegelschnitte nach der geometrischen und algebraischen Methode: Derselbe.

Ueber die BB. des Apollonius *de sectione determinata*, wieder hergestellt durch R. Simson: Derselbe.

Algebra mit Trigonometrie: Prof. von Münchow.

Die mechanischen und optischen Wissenschaften: Ders.

Naturwissenschaften.

Encyklopädische Uebersicht der gesammten Naturwissenschaften: Professor Kastner.

Encyklopädie der gesammten mineralogischen Wissenschaften: Professor Nöggerath.

Encyklopädie der Bergwerkswissenschaften: Derselbe.

Biologie: Professor Goldfuß.

Reine Experimentalchemie: Professor Kastner.

Die Lehre von den chemischen Verbindungsverhältnissen und deren Gesetzen: Professor Gust. Bischof.

Experimentalphysik: Professor Kastner.

Technologie: Professor G. Bischof.

Die Probierkunst: Derselbe.

Allgemeine Naturgeschichte: Prof. Nees v. Esenbeck.

Geschichte der kryptogamischen Pflanzen: Derselbe.

Charakteristik der Familien kryptogamischer Gewächse: Repetent Nees von Esenbeck.

Demonstration der officinellen und Giftpflanzen: Professor Nees von Esenbeck.

Demonstration der im Winter blühenden Gewächse: Repetent Nees von Esenbeck.

Naturgeschichte der Säugthiere und Vögel: Professor Goldfuß.

Entwicklungsgeschichte des Hühnchens im Eye: Professor d'Alton.

Die gesammte Mineralogie: Professor Goldfuß.
Geognosie: Professor Nöggerath.

Philologie.

Litteraturgeschichte der Römer: Professer Näke.

Theorie und Kritik des Lateinischen Stils: Professor Heinrich.

Symbolik und Mythologie: Prof. F. G. Welcker.

Die Odyssee vom 13ten Ges. an: Professor Heinrich.

Theognis: Professor Welcker.

Sophokles' König Oedipus und Aeschylus' Sieben vor Theben: Professor Näke.

Plato's Gastmal: Professor Welcker.

Juvenal, erster Theil: Professor Heinrich.

Tacitus' erstere BB. der Annalen: Professor Näke.

Cicero's Redner, im philologischen Seminarium: der Director, Professor Heinrich.

Plato's Apologie des Sokrates, in demselben: der Inspector, Professor Näke.

Philologische Ausarbeitungen und Disputierübungen im philologischen Seminar: die Professor Heinrich und Näke.

Wörterbau- und Bedeutniß-Lehre der Sprachen, besonders der Griechischen, Lateinischen und der Teutschen: Professor Radlof.

Morgenländische Sprachen.

Anfangsgründe der Hebräischen Grammatik: Unterbibliothecar Wecklein.

Hebräische Grammatik: Professor Freitag.

Jesaias, grammatisch, mit historischer Auseinandersetzung der verschiedenen Erklärungsarten: Derselbe.
Arabische Sprache: Derselbe.

Neuere Sprachen.

Russische und Englische: Professor Strahl.

Italienische, Spanische und Portugiesische: Professor Freudenfeld.

Ueber Voltaire's Henriade: Professor Strahl.

Ueber das Studium der Sprachen und Litteratur des südlichen Europa: Professor Freudenfeld.

Redekünste.

Oratorische Uebungen, verbunden mit Disputierübungen: Professor Delbrück.

Bildende Künste.

Theorie und allgemeine Geschichte der bildenden Künste: Professor von Schlegel.

Ueber das Zeitalter der Griechischen Kunst unter Perikles, in Beziehung auf die Athieniensischen Erwerbungen des Lords Elgin: Professor d'Alton.

Geschichte.

Geschichte des Alterthums: Professor Hüllmann.

Geschichte der Deutschen Sprache und Poesie: Professor von Schlegel.

Urgeschichte der Teutschen und ihrer Sprache: Professor Radlof.

Tacitus' Germania, dabei die Germanische Urgeschichte: Professor Arndt.

Geschichte des Teutschen Volks und Reichs: Derselbe.

Geschichte des Mittelalters: Professor Freudenfeld.

Geschichte der vornehmsten europäischen Staaten: Professor Hüllmann.

Die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte: Professor Arndt.

Geschichte des letzten Französisch-Russischen Kriegs bis zum Waffenstillstande von 1813: Professor Strahl.

Staatswissenschaften.

Staatswirthschaft: Professor Hüllmann, auch Professor Sturm.

Kameralwissenschaften.

Der allgemeine Theil der Landwirthschaft: Professor Sturm.

Kameralpraxis, mit Uebungen verbunden: Derselbe.

Statistik.

Statistik von ganz Europa, besonders der vorzüglichsten Staaten desselben: Professor Strahl.

Zeichenkunst, Tonkunst, gymnastische Künste.

Unterricht im Zeichnen ertheilt der akademische Zeichnenlehrer Raabe, sobald er von seiner Kunstreise zurückgekehrt seyn wird. In der Tanzkunst unterrichtet der Universitäts-Tanzmeister Rademacher. Für Unterricht in der Musik, und in der Fecht- und Reitkunst werden geeignete Lehrer ebenfalls ehestens angestellt seyn.

Besondere akademische Anstalten und wissenschaftliche Sammlungen.

Die Königl. Universitätsbibliothek steht für Jedermann offen an allen Wochentagen, Mittwochs und Sonnabends von 2—4, an den übrigen Tagen von 11—12, und bietet Bücher zum Gebrauch unter den bestehenden gesetzlichen Bedingungen.

Theils eingerichtet und zur Benutzung bereit, theils in der Anlage begriffen sind überdieß folgende Anstalten und Sammlungen: das physikalische Kabinet, das chemische Laboratorium, der botanische Garten, das naturhistorische Museum, die Mineraliensammlung, das anatomische Theater, das medicinische Klinicum und Poliklinicum, das Kabinet von chirurgischen Instrumenten und Bandagen, das chirurgische Klinicum, die Lehranstalt für Geburtshülfe, das Museum fur Kunst und Alterthümer, die Sternwarte.

Von dem bereits eröffneten philologischen Seminar s. m. unter Philologie, und von dem nächstens zu eröffnenden evangelisch-theologischen unter Evangel. Theologie.

Die Vorlesungen fangen an mit dem 18ten Oktober.

Ueber die einzelnen akademischen Anstalten, deren eben Erwähnung geschehen, folgen hier die von den Vorstehern derselben uns mitgetheilten, authentischen Nachrichten.

1. Für das chemische Laboratorium und das physikalische Kabinet unter der Aufsicht und Leitung des Herrn Prof. Kastner, treffen nach und nach die bestellten Apparate ein; so haben wir noch jüngst eine bedeutende Lieferung aus der Werkstätte des trefflichen Hofmechanicus Doctor Körner zu Jena erhalten.

2. Ueber den botanischen Garten s. den voranstehenden Aufsatz des Herrn Professors Nees v. Esenbeck.

3. Die beiden naturhistorischen Sammlungen, das zoologische Museum und die Mineraliensammlung, sind auch

in diesem Halbjahre durch bedeutende Ankäufe und Geschenke beträchtlich vermehrt worden; die Aufstellung derselben in den dazu wohlgeeigneten Sälen zu Poppelsdorf, bisher durch mancherlei Umstände verhindert, wird noch in diesen Ferien Statt finden. Wir behalten uns aber vor, den ausführlichen und lehrreichen Bericht der Herren Professoren Goldfuß und Nöggerath darüber im nächsten Hefte mitzutheilen.

4. Das anatomische Theater, bisher in dem kleinen Anatomiegebäude der ehemahligen Universität, wird nächstens einen größeren Raum und eine den übrigen Instituten gleich vortreffliche Einrichtung erhalten.

5. Die medicinischen Klinika, bestehend aus dem stationären oder Hospital-Klinikum, und aus dem med. Poliklinikum sind in soweit schon vorhanden, und respective auch im Gang, als für das Erstere, welches unter der Direction des in den nächsten Wochen hier eintreffenden Herrn Professors Nasse stehen wird, bereits ein sehr zweckmäßiges und geräumiges Locale in dem Königl. Universitäts-Schlosse, dicht an das chirurgische Hospital stoßend, und aus mehr als 8 Sälen und Zimmern zur Aufnahme von 30 Kranken, nebst den übrigen Nebenzimmern und nöthigen Localitäten bestehend, eingerichtet und zum Theil auch schon zur Aufnahme von Kranken in Stand gesetzt, nicht weniger auch schon mit einem Theil der nöthigen Krankenfournituren und Geräthschaften versehen ist; so daß auf jeden Fall mit dem Anfang des nächsten Semester bereits der practische Unterricht an den Krankenbetten in diesem Hospital wird beginnen können.

Das medicin. Poliklinikum, welches bis jetzt unter der Leitung des Hrn. Geh. Raths D. Harleß steht, und von demselben auch eingerichtet worden ist, befindet sich schon seit dem Anfang des Mai in voller Thätigkeit. Der zeitige Dirigent desselben hat in Gemeinschaft mit den diese Anstalt besuchenden Candidaten binnen der 4 Monate Mai — August nahe an 200 Kranke aus der Stadt und vielen umliegenden Dörfern behandelt, und dabei die Beruhigung gehabt, von dieser Zahl bis jetzt nur 3 zu verlieren. Diejenigen Kranken, welche ausgehen können, kommen täglich von 10 — 11 1/2 oder 12 Uhr in das für dieses Poliklinikum vorläufig bestimmte Locale im Universitäts-Schloß. Die Bettlägerigen werden von dem Director und seinen Assistenten in ihren Wohnungen behandelt. Von 3

Assistenten werden dreierlei Kranken = und Arzneibücher geführt.

6. Was das chirurgische Klinicum betrifft, so wird darüber am liebsten gelesen werden, was uns der Herr Medicinalrath von Walther, als Director desselbigen, darüber mitgetheilt hat:

Das chirurgische und Augenkranken = Klinikum, sowohl das ambulirende, als das Hospital = Klinikum, wurde bereits im Anfange des Junius eröffnet. In den verflossenen 3 Sommermonaten wurden darin über 200 Kranke behandelt, und 35 größere chirurgische Operationen vorgenommen: z. B. einige Amputationen des Oberschenkels und des Unterschenkels, eine Exstirpation der Parotis, die Einrichtung verrenkter Halswirbelbeine, künstliche Pupillenbildungen, die Arteriotomie der Schläfenpulsader ꝛc. Der gute Genius, welcher über der neuen Universität waltet, offenbarte sich auch dadurch, daß in dieser neugegründeten Heilanstalt von vielen sehr gefährlichen Kranken noch keiner gestorben ist. — Das Kabinet der chirurgischen Instrumente und Bandagen ist bereits sehr reich, und der Vorrath derselben so groß, wie ihn wenige deutsche Universitäten besitzen. Das in einem der schönsten Theile des herrlichen Schloßgebäudes angelegte chirurgische Hospital, in welchem für die chirurgische Abtheilung 30 Betten bestehen, ist ausgezeichnet durch die Salubrität seiner Exposition, die Heiterkeit seiner Umgebungen, die Höhe, Geräumigkeit und zweckmäßige Sonderung der Krankensäle.

7. Ueber die praktische Anstalt für Geburtshülfe hat der Herr Professor Stein, Vorsteher derselben, die Nachricht gegeben, daß dieses Institut, ebenfalls in dem großen Universitätsgebäude aufs beste eingerichtet, mit dem Anfang des Winterhalbjahres bestimmt eröffnet werden wird. Sowohl für die Praxis, als auch für die wissenschaftliche Bildung der Zöglinge, ist gleich beim Beginn dadurch am schönsten gesorgt worden, daß der Vorsteher dieser Anstalt seinen hierauf berechneten Vorrath von Büchern, Präparaten und Instrumenten der Anstalt übergiebt und mit derselbigen verbindet.

8. Das Museum für Kunst und Alterthümer, für welches einer der schönsten und geeignetsten Säle des Universitätsgebäudes bestimmt worden ist, hat schon eine schöne Grundlage erhalten. Denn aus der Sammlung des ver-

storbenen Canonicus Pick, sind bei der kürzlich vorgenommenen Versteigerung für eine vom hohen Ministerium bewilligte beträchtliche Summe von Seiten der Universität die sämmtlichen Römischen Münzen, fünf goldene, fünfhundert silberne und gegen zweitausend kupferne, nebst verschiedenen Anticaglien *) erstanden worden. Diese Sammlung wird dadurch noch schätzbarer, daß die meisten Stücke in hiesiger Gegend gefunden sind. — Auch haben die Nachgrabungen, worüber der zweite Aufsatz dieses Heftes ausführliche Nachricht gegeben hat, schon eine nicht unbedeutende Ausbeute geliefert, und lassen noch viele ähnliche Erwerbungen hoffen.

9. Der künftigen Sternwarte, welcher der Herr Professor von Münchow vorstehen wird, ist nach sorgfältiger Untersuchung werkverständiger Männer die schöne Anhöhe nächst der Stadt, hart am Universitätsgebäude und dicht am Ufer des Rheines (auf dem sogenannten alten Zoll) angewiesen worden. Sie wird Stadt und Land weithin beherrschen, und dem würdigen Astronomen günstige Aussicht in den nächtlichen Himmel, so wie die entzückendste Tagesaussicht nach dem Siebengebürg gewähren. Zwar wird sie, nach der Bestimmung des hohen Ministeriums, mit den größten Sternwarten Europa's zu wetteifern sich nicht unterfangen: aber daß sie unter ihren Deutschen Schwestern einen würdigen und ehrenvollen Platz behaupte, dafür hat die Königliche Huld und Gnade auf das ausgezeichnetste gesorgt. Es wird ihr an nichts fehlen, um den Liebhabern und Virtuosen der Himmelskunde volle Genüge zu geben.

10. Was die Königl. Universitätsbibliothek betrifft, so gewinnt sie unter der Oberaufsicht des Herrn Professor Welcker, des ältern, täglich an innerem Reichthum, Ordnung und Schönheit; auch wird sie nächstens die neuen wohlgeschmückten Säle beziehen, deren großen hellen Raum zu füllen sie nicht ablassen wird. Theils durch Ankäufe, theils durch eine Menge der reichsten Geschenke ist sie jetzt schon bis über 30000 Bände angewachsen und mehrt sich täglich. Das Umständlichere in der Folge.

Damit einer so reichlich gestifteten Universität, deren Jugendkraft sich täglich mehr entfaltet, und der höheren

*) S. Erstes Heft, S. 94 ff.

Geistesherrschaft derselbigen in den Rheinischen Landen die äußeren Zeichen und Insignien nicht fehlen möchten, so hat Se. Königliche Majestät die beiden silbernen Scepter, welche der große Churfürst der Universität Duisburg geschenkt hatte, nach Aufhebung dieser älteren Rheinuniversität, der neuen, glanzvolleren huldreichst verliehen. So herrscht in dem Neuen das Alte, und mit dem Jugendglanz des Neuen verbindet sich aufs schönste die Würde des Alters und die Herrlichkeit vergangener Zeiten.

Für so Vieles, was uns die Gnade und Huld unseres Königes in und seit der Stiftung der Universität verliehen hat, aus vollem Grund unserer Herzen zu danken und seinen Namen zu rühmen, gab uns die Feier des hohen Königlichen Geburtstages, am 3ten August, die erfreulichste Veranlassung und Aufforderung. Schon mehrere Tage vorher wurde zu dieser Feierlichkeit von Seiten der Universität eingeladen durch ein Programm des Herrn Pr. Welcker, des älteren. Es ist gedruckt erschienen und behandelt Epigrammata graeca ex marmoribus collecta. Früh, um 11 Uhr, versammelte sich am festlichen Tage das gesammte Akademische Lehrerpersonal in dem neuen, sehr geschmackvoll eingerichteten Senatszimmer. Nachdem Se. Erlaucht, der Herr Reichsgraf zu Solms-Laubach, unser hochverehrter Curator, daselbst gebührend empfangen worden war, begann der feierliche Zug nach der Reihefolge der Facultäten, an der Spitze des Herrn Curators Excellenz, begleitet von dem Rector der Universität und dem diesjährigen vom Akademischen Senat dazu bestellten Redner derselben, dem Herrn Professor Welcker, — nach der so eben vollendeten und anständig geschmückten, kleineren Aula *). Daselbst waren die Auctoritäten der Stadt, und wer sonst eingeladen, an der ersten Feierlichkeit der Universität theilnehmend, erschienen war, bereits versammlet. Unten und oben auf der Gallerie füllte den Saal die Akademische Jugend. Wie von der Zinne des noch nicht ganz vollendeten Baues der Seegen gesprochen wird für den Bauherrn und sein ganzes Haus, so wurde von dem Redner der Universität dieses neue schöne Ge-

*) Die größere, einem solchen Universitätsgebäude mehr anständige, Aula wird bis zur völligen feierlichen Einweihung der Universität gewiß vollendet seyn.

bäude des neuen geistigen Lebens am Rhein zur Vollendung eingeweihet, und in seiner vielversprechenden Jugendblüthe als ein glorreiches Werk des Königlichen Bauherrn, unseres huldvollen Monarchen gepriesen *). Nach beendigter Rede ging der feierliche Zug in derselbigen Ordnung wieder zurück.

Um die Feierlichkeit des Tages zu erhöhen, machte die Universität an demselbigen zum ersten Mahle Gebrauch von ihrem Rechte, zu promoviren und Akademische Würden zu ertheilen. Zwar wurden die Promotionsacte der feierlichen Rede weder eingewebt, noch angehängt, aber die Ehren-Diplome aller Facultäten, mit Ausnahme der katholisch-theologischen, der, weil sie nur aus einem Mitgliede bestand, das Recht der Promotion noch nicht verliehen werden konnte, und der gleich besonders zu verzeichnenden Promotionen in der medicinischen Facultät, sind ausdrücklich von diesem Tage datirt und in besonderer Beziehung darauf ausgefertigt worden.

Die Namen der zu Doctoren Promovirten sind folgende:

In der evangelisch-theologischen Facultät:

Die Professoren der rheinischen Universität Herr Dr. Philos. Lücke und Herr Dr. Philos. Gieseler.

In der juristischen:

Der Justizrath, Hoffiscal und Landrichter Herr von der Berken zu Altena im Regierungsbezirk Arnsberg.

In der philosophischen:

Der hochverehrte Curator unserer Universität, Se. Erlaucht, der Herr Reichsgraf zu Solms-Laubach, dem bei Seiner erfreulichen Anwesenheit eine Deputation der Facultät das Diplom zu überreichen die Ehre hatte; der geh. Oberbergrath und Berghauptmann, Director des k. preuß. rheinischen Ober-Bergamts, Herr Graf von Beust; der Dr. med. und Präsident der Akademie der Naturforscher, Herr Nees von Esenbeck, Professor an der Rhein-Universität; Herr Medicinalrath und Dr. med. Windischmann, Professor an der rheinischen Universität; die Professoren an der rhein. Universität Herr Nablof und Herr Dr. iur. Strahl.

*) Diese Rede ist bereits im Druck erschienen unter dem Titel: Oratio natalitiis quinquagesimis Friderici Guilelmi III. Regis Borussiarum celebrandis auctoritate Univers. litter. Bor. Rhenanae d. III. Aug. MDCCCXIX. habita.

Hieran schließt sich am füglichsten die Erzählung von der ersten feyerlichen Disputation in der medicinischen Facultät nebst den daran geknüpften Promotionen.

Am 14. August wurde die erste öffentliche und solenne Inaugural-Disputation und darauf folgende Promotion von der medicinischen Facultät gehalten, und zwar die letztere mit den meisten derjenigen Feierlichkeiten und Gebräuche, wie sie der alte Ritus vorschreibt. Der erste Promovendus war der Candidatus Med. Herr Heinr. Hellekessel aus Düren, welcher seine Inaugural-Dissertation: de Digitalis purpureae usu in cura phthiseos pulmonalis per metasyncrisin absolvendae (4½ Bogen gr. 4. bei Kupferberg gedruckt) unter dem Präsidium des zeit. Decans, Herrn Geh. Rath und Prof. Harleß, gegen 3 Opponenten sehr brav vertheidigte. Hierauf nahm der eben genannte Präses und zeit. Decan die Promotion des Doctoranden vor, die er mit einer kurzen Rede über den wahren Geist und Charakter des medicinischen Studiums eröffnete, und ließ ihn den vorschriftsmäßigen Doctor-Eid leisten. Nach diesem Act wurde der gleichfalls anwesende Kön. Kreisphysikus Dr. Velten zu Ahrweiler, welcher der medicinischen Facultät als Probeschrift eine lateinische Abhandlung: lupae rabidae historia etc. eingereicht hatte, mit denselben Feierlichkeiten zum Doctor Med. et Chir. von dem zeit. Decan promovirt.

Hierauf proclamirte der Promotor vom Katheder noch folgende Gelehrte als Doctores Medicinae, welche Würde ihnen die medicin. Facultät als Ehren-Auszeichnung zuerkannt, und ihnen hierüber die Diplome von demselben Tage ausgefertigt hatte.

Den Königl. General-Divisions-Arzt und Ritter, Herrn Schack zu Breslau;

Den Königl. Baier. Professor der Pharmacie an der Universität zu Landhut, Herrn Dr. Phil. Buchner;

Den Königl. Medicinal-Assessor und vormal. Prosector, Herrn Jaeckel zu Cöln;

Den Königl. Baier. Lehrer der Pharmacie auf der Universität zu Erlangen, Herrn Dr. Philos. Martius.

Als Einladungsschrift zu dem Promotionsact, welchem ein großer Theil der akad. Lehrer und der Studierenden, beiwohnte, schrieb Herr Geh. Rath Dr. Harleß eine Abhandlung: Observationes pathologico-clinicae super

febre scarlatina, welche auf 2½ Bogen bei Kupferberg gedruckt wurde.

Was die Anzahl der hier Studierenden betrifft, so ist, wer mäßig hoffte, nicht getäuscht worden. Bis zum Ende Augusts sind, unter dem Rectorat des Herrn Prof. Hüllmann nach Beweis der ausgefertigten Listen, aufgenommen worden 220.

Wie es jeder neuerrichteten Universität begegnet, so fehlte es auch hier im ersten Jahre an hinlänglicher Zahl der Wohnungen für Professoren und Studenten; jene sind indeß nun alle bequem untergekommen und für diese ist hinlänglich gesorgt. Denn es ist nicht nur eine gemischte Commission eingerichtet, bestehend aus einem Mitgliede der Universität, dem Landrath des Kreises und dem Oberbürgermeister der Stadt, sondern es sind auch bereits wenigstens 400 Studenten-Wohnungen im völligen Stande und viele Bürger sind bereit, weitere Einrichtungen zu treffen.

Damit aber die Aermeren unter den hiesigen Studierenden mitten im schönsten Ueberfluße der Natur und des Geistes nicht darben möchten, so hat, bis zur nahe bevorstehenden völligen Einrichtung des Stipendienwesens und der Freitische, das hohe Ministerium in diesem Sommer vorläufig eine Summe von 500 Pr. Thalern angewiesen zur einstweiligen Unterstützung der würdigen unter den Nothleidenden.

Da Alles geschieht und geschehen wird, um den Aermeren das Leben und die freie Geistesthätigkeit auf der hiesigen Universität zu erleichtern, so wird die neue Anstalt nicht bloß den Glanz und den Ruhm der Königlichen Stiftung weit hin auch auswärts verbreiten, sondern auch im inneren Leben des heimischen Landes und Volkes wahrhaftigen Nutz und Frommen stiften, und wie sie mit mütterlicher Liebe das gesammte Volk umfaßt, so auch mit voller Gegenliebe von demselbigen gehegt und gepflegt werden, als eine im ganzen Sinne des Wortes Rheinische Landesuniversität, — Mutter und Tochter zugleich des Gottgesegneten Landes.

Diese Hoffnungen sprechen wir um so zuversichtlicher aus, je mehr wir seit dem Beginn unsrer Anstalt uns der innigsten Liebe und thätigsten Theilnahme unsrer Landsleute fortdauernd zu erfreuen haben. Die reichen Spenden an

Büchern, Naturalien u. s. w. dauern fort, und sind seit der Herausgabe des ersten Heftes von diesem Jahrbuche so häufig geworden, daß, obwohl jedes Geschenk ja selbst die kleinste Gabe treu verzeichnet wird, nicht bloß in den papiernen Rollen monatlicher Berichte, sondern auch auf den Gedächtnißtafeln des dankbaren Herzens, wir dennoch hier weder Zeit noch Raum haben, Gaben und Geber einzeln aufzuzählen und gebührend zu rühmen. Liebe giebt und Liebe nimmt, und in diesem gegenseitigen Geben und Nehmen schlinge sich immer fester das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen den neuen Bürgern und den einheimischen Freunden und Liebhabern der Wissenschaft und Kunst. Der frommen Stiftungen werden immer weniger, klagt hier und dort das Vaterland, nicht mit Unrecht. Die neue Rheinische Universität wird vielleicht dereinst den frommen Stiftungsgeist der hiesigen Lande zu rühmen haben. Wohl dann ihr und solchen Landen!

Sollen wir für so viel Königliche Huld und Gnade, für so viel Liebe und Theilnahme des Volkes Rechenschaft geben von den uns anvertrauten Gütern, namentlich aber von der uns anvertrauten Akademischen Jugend, welche König und Vaterland unter Gottes gnädigem Beistand zum Genuß so vieler Güter und Herrlichkeiten berufen und eingeladen haben: so können wir dieß, — Gott sey Dank! — bis jetzt ohne Seufzer und Klagen vollbringen. Denn höheren Sinnes voll, hat die Akademische Jugend bis jetzt unter uns treuen Fleiß gehalten, Ruhe und Ordnung, Liebe und Vertrauen, untereinander und gegen die Gesammtheit der lehrenden und leitenden Führer. Deß sey Zeuge die Art und Weise, wie sie den glorreichen Tag des Vaterlandes und der Königlichen Waffen, den 18. Juni, zum treuen Gedächtniß der großen Schlacht von Belle Alliance unter uns gefeiert hat.

Nachdem die Studierenden in guter Ordnung und nach Gebühr alle Lehrer der Universität, sämmtliche Behörden der Stadt und das ganze Officiercorps des hiesigen Uhlanenregiments zur bevorstehenden Feier eingeladen, und überall, wo es für nöthig erachtet worden war, Erlaubniß und Zustimmung erbeten und erhalten hatten, begannen sie am 18. Juni Abends mit einem feierlichen Fackelzug, der wohlgeordnet von dem Münsterplatz aus durch einige Straßen

der Stadt hindurchzog bis zu dem Universitätsgebäude, den Einwohnern der hiesigen Stadt ein niegesehenes, stattliches Schauspiel.

Auf dem inneren Hofe der Universität bildete sich der lange Zug zu einem engeren Kreise. Darauf wurden von einigen wohlgebildeten freundlichen jungen Männern der Rector magnificus und die sämmtlichen Professoren, an welche sich die Behörden der Stadt und das ganze Officiercorps anschlossen, aus dem Versammlungszimmer des Senats abgeholt, und in die Mitte des Kreises geführt. Nach einem kurzen wohlstimmigen und ernsten Gesang sprach der erwählte Redner, Herr Haupt, Stud. jur. aus dem Meklenburgischen, einfache, gute und klare Worte zur Feier des wichtigen Tages. Nach beendigter Rede, welche der Rector vorher eingesehen und gebilligt hatte, und nachdem einige Lebehochs dem hohen Stifter der Universität, dem vielgeliebten Könige, dem Vaterlande, der Universität, dem Senat u. s. w. ausgerufen worden waren, schloß die Allen wohlgefällige Feier in schönster Ordnung und Ruhe mit einem kurzen Gesang. Die Studierenden aber zogen dann wieder im geordneten Fackelzuge in die vor dem Thore gelegene Baumschule, und beendigten das heitere Fest mit einem heiteren fröhlichen Mahl, zu welchem sie zwar sämmtliche Professoren einzuladen nicht verfehlt hatten, in dessen unbefangener, jugendlicher Fröhlichkeit sie aber nach dem Beschluß des Senats nicht gestört werden sollten durch die Gegenwart älterer Männer.

Indem wir nun dieß unserer Akademischen Jugend zur Ermunterung und zu freudigem Gedächtniß an das erste Jugendfest unsrer Universität in die Chronik unsrer Akademie mit aufnehmen, wollen wir ihr auch zu gutem und frommem Schluß zurufen: Freuet Euch in dem Herrn allerwege, und abermahl sage ich: freuet Euch! — und wiederum: die Frucht des Geistes ist, Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit. — Wider solche ist das Gesetz nicht.

Verbesserungen.

S. 253. Z. 17. v. o. l. Mengen.
— 253. — 1. v. u. l. vorstechenden.

BEKANNTMACHUNG,

die Denkmäler der Stadt Trier betreffend.

Die Stadt TRIER *mit ihren Umgebungen ist reich an gallisch-belgischen, römischen und alt-deutschen Alterthümern. Seit der Besitznahme des Trierischen Landes durch Preussen, ist, zur Freude der Verehrer der Kunst, das Aufgraben und die Sicherstellung mehrerer durch Zeit und kriegerische Verheerungen verschütteten Alterthümer unternommen und ununterbrochen fortgesetzt worden, wodurch letztere sich zum grossen Theil in ihrer ursprünglichen, höchst merkwürdigen, Gestaltung darstellen. Eine genaue kunstmässige Beschreibung und Abbildung derselben, zugleich für Reisende eingerichtet, ist bis jetzt noch immer vermisst worden, und der Wunsch, dass solche bald erscheinen möge, ist mehrmals sowohl im In- als Auslande laut ausgesprochen worden.*

Ich habe mich daher entschlossen ein Werk, unter dem Titel:

BESCHREIBUNG

der gallisch-belgischen, römischen und deutschen Alterthümer in Trier und dessen Umgegebungen, in 3 Theilen *herauszugeben.*

Der I. Theil wird die gallisch-belgischen, der II. die römischen, und der III. die deutschen Alterthümer enthalten.

Dem I. Theile werden 7 Kupfertafeln beigefügt werden, welche folgende Gegenstände enthalten:

1. *Den Plan von der Gegend von Trier, auf welchem auch die Richtung der zum Theil noch vorhandenen, 3 Stunden langen, römischen Wasserleitung angedeutet ist;*

2. *Den Grund und Aufriss der massiven Moselbrücke zu Trier, an deren aus grossen Basalt-Quadern ohne Mörtel und Cement zusammengesetzten Pfeilern, die schnelle Mosel wahrscheinlich seit mehr denn 2000 Jahren, ohne bedeutenden Schaden daran angerichtet zu haben, vorbeigeströmt ist;*

3. 4. 5. 6. 7. *Die Grundrisse, den Aufriss, die Längen und Queer-Profile und Abbildungen merkwürdiger Constructionen einzelner Theile der sogenannten* Porta nigra *hierselbst.*

Der II. Theil wird 20 Kupfertafeln enthalten, nemlich:

9. 10. 11. 12. *den Grundriss und die Aufrisse der vier mit reicher Bildhauerarbeit verzierten Seiten des berühmten Denkmals in dem ¾ Meilen von hier entfernten Dorfe Igel,*

1. *den Grund und die Aufrisse des übrig gebliebenen Theils des sogenannten Constantinischen Pallastes hierselbst;*

2. *Den Grund und Aufriss eines Vertheidigungs-Thurms* (Propugnaculum) *desgl.;*

6. 7. *Den Grund und Aufriss römischer Bäder, desgl.;*

i. *Abbildungen von merkwürdigen Constructionen einzelner Theile dieses Gebäudes;*

3. 4. 5. *Grund und Aufrisse des Amphitheaters und der Naumachie, nebst Abbildung der Construction des Mauerwerks an demselben;*

13. *Abbildung eines der Diana geweihten Altars in dem sogenannten Dianen-Walde bei Bollendorff, ohnfern der Sauer;*

8. *Die Grundrisse und Durchschnitte einer römischen Kunststrasse und der aufgefundenen, zum Theil aufgegrabenen römischen Wasserleitung, welche aus der Ruver bis zum Amphitheater geführt hat und stellenweise noch recht gut erhalten ist;*

14. *Die Abbildung mehrerer Figuren aus Bronze, römische Gottheiten vorstellend;*

15. 16. 17. *Desgleichen mehrerer Bildhauerarbeiten;*

18. 19. 20. *Desgleichen mehrerer Urnen, Gefässe und Geräthschaften, Spiele.*

Der bis zum ersten December d. Jahrs statt findende Pränumerations-Preis für die beiden ersten Theile, der Text auf Schreibpapier, die Kupfertafeln auf Velinpapier, ist 5 Thaler Pr. Courant. Es wird jedoch bei der Subscription nur die Hälfte des Pränumerations-Preises von 2 Thaler 12 Gr., die zweite Hälfte aber erst bei Einhändigung des Buches gezahlt.

Diejenigen, welche die Bemühung übernehmen wollen, Pränumerationen zu sammeln, erhalten das siebente Exemplar unentgeltlich; werden aber ersucht, die deutlichen Verzeichnisse von den Herren Pränumeranten, deren Karakter darin anzugeben, bis zum ersten December d. J. einzusenden, weil die Namen derselben dem Werke vorgedruckt werden sollen.

Der III. Theil dieses Werks wird erst im künftigen Sommer erscheinen können, und es soll zu seiner Zeit das Nöthige dieserhalb bekannt gemacht werden.

Trier, den 1. Sept. 1819.

QUEDNOW,
Königl. Regierungs- und Baurath.

Ein auswärtiges Blatt erwähnt die hier angekündigte Unternehmung auf folgende Weise:

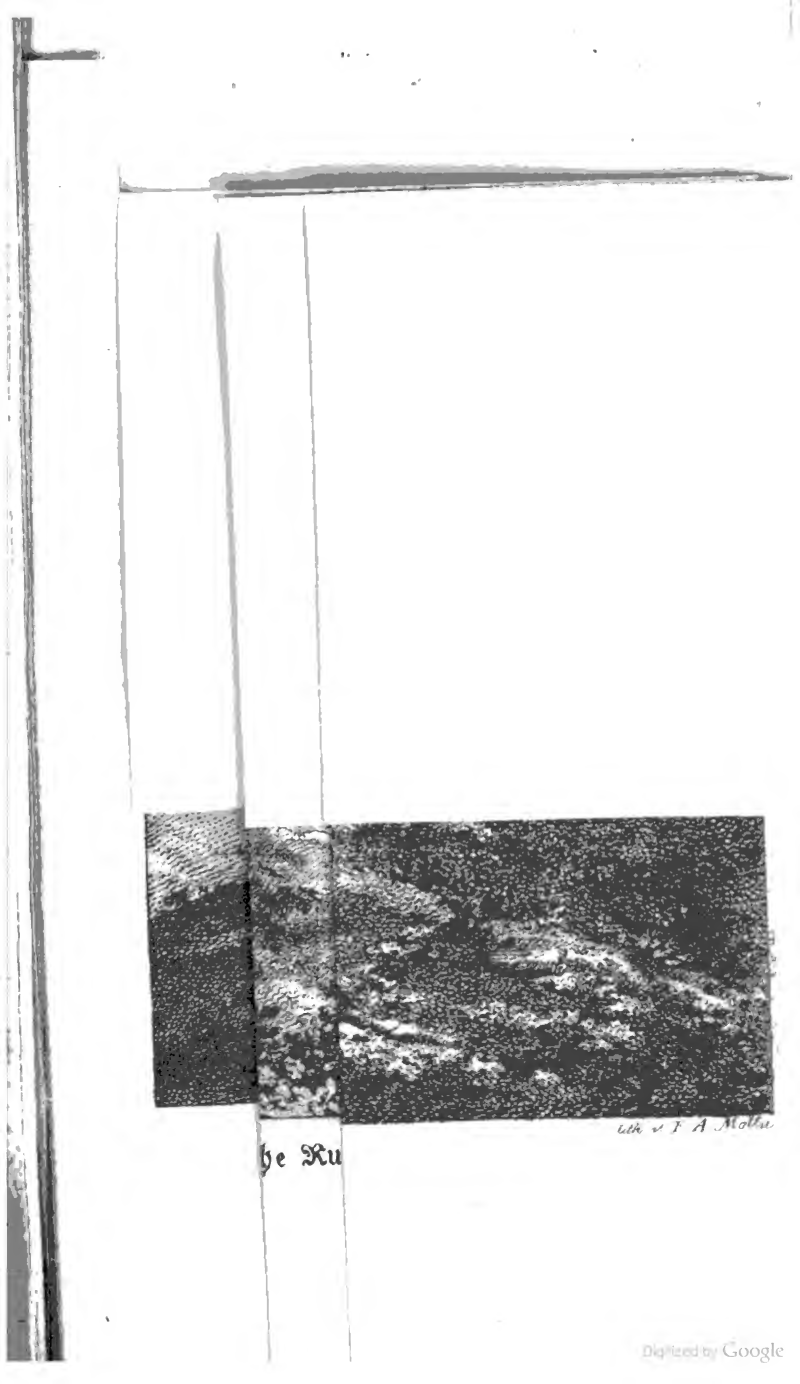
»Es ist befremdend, dass man der uneigennützigen Bemühungen der Preussischen Regierung, die verschütteten Urdenkmäler der Stadt Trier und ihrer Umgegend zu Tage zu fördern, noch so wenig gedacht hat. Alles, was die Umstände bis jetzt zu thun erlaubten, ist mit Eifer gethan und jeder Auf-

wand und jeder Versuch mit reichem Glücke belohnt worden Schon mehr als die Hälfte des verschütteten Amphitheaters dessen Daseyn bisher nur geahnet wurde, ist herrlich an das Licht getreten; die prächtigen Trümmer des Badepallastes wachsen mit jedem Tage durch Wegräumung des Schuttes, und die erhabene *Porta nigra* ist durch Entfernung des störenden byzantinischen Kirchenanhangs zu ihrer ursprünglichen Gestalt, so weit es der durch die Franzosen herbeigeführte trümmerhafte Zustand des Gebäudes erlaubte, wieder zurückgekehrt. Auch für die Erhaltung des berühmten Monuments zu Igel, dem alten Aegla auf der Strasse nach Luxemburg, vielleicht des kunstreichsten, womit die Römer Deutschland beschenkt haben, sollen von der Regierung zweckmässige Verfügungen eingeleitet seyn.»

»Denkmäler so ausserordentlicher Art haben geheiligte Ansprüche auf die Achtung des Landes, dessen Zierde sie sind, und indem die Freunde alterthümlicher Kunst und Geschichte, dankbar für das Geleistete, eine thätige Fortdauer der schön begonnenen Theilnahme des Staats hoffen dürfen, können sie sich zugleich im Voraus vieler neuen und wichtigen Entdeckungen freuen.»

»Der Königliche Regierungs- und Baurath Herr *Quednow* leitet, mit reger Liebe für die Sache, das ganze Nachgrabungsgeschäft. Von seiner angekündigten Beschreibung Trierischer Alterthümer werden nächstens die zwei ersten Bände erscheinen und namentlich durch die sehr gelungnen Kupferblätter, von den Berlinischen Künstlern *Wachsmann* und *Maré* bearbeitet, einen Vorzug vor vielen Werken dieser Art behaupten.» (*Mainzer Zeitung*, 1819. *Nro* 48.)

✲ ✲ ✲



he Ru



wand und jeder Versuch mit reichem Glücke belohnt w
Schon mehr als die Hälfte des verschütteten Amphithe
dessen Daseyn bisher nur geahnet wurde, ist herrlich

Inhalt
des zweiten und dritten Heftes.

Bonn,
gedruckt bei Florian Kupferberg.

Jahrbuch

der

Preußischen

Rhein-Universität.

I. Bandes IV. Heft.

Mit einem Grundrisse des Universitäts-Gebäudes zu Bonn und einer Kupfertafel.

Inhalt des vierten Heftes.

schienen:

heiten des G

aus dem Englischen übersetz

Fr. de Blois, mit einem Anhang über Geschwül Gehirn, v. Fr. Nasse, gr. 8. 1821 2

Arndt, E. M., von dem Wort und dem Kirchenliede geistlichen Liedern. 8. 1819. geh.

Benzenberg, über das Cataster, 2 Theile. (1r, Geschi Catasters, 2r, Verfertigung des Catasters) 8. 1818 4 Thlr.

Calker, Dr. Fr., Methodologie der Philosophie. gr. 4. 1821 A. u. d. T. Propädeutik der Philosophie, 1s Heft.

Dessen System der Philosophie in tabellarischer Uebersich 4. 1820 1
A. u. d. T. Propädeutik der Philosophie, 2s Heft.

Kallimachos Hymnen, übersetzt von Conrad Sch Nebst Anhang. 8. 1821. geh.

Jahrbuch

der

Preußischen

Rhein-Universität.

Erster Band.

Mit einem Grundrisse des Universitäts-Gebäudes zu Bonn und zwei Kupfertafeln.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1821.

Jahrbuch

der

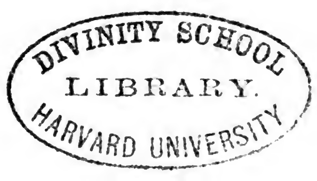
Preußischen

Rhein-Universität.

I. Bandes IV. Heft.

Mit einem Grundrisse des Universitäts-Gebäudes zu Bonn und einer Kupfertafel.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1821.



Vorerinnerung.

Das gegenwärtig erscheinende vierte Heft des Jahrbuches der preußischen Rheinuniversität schließt den ersten Band, aus dessen Inhalte der Zweck dieser Zeitschrift sich ergiebt. Es ist derselbe kein anderer, als von dem wissenschaftlichen Leben, welches auf der hiesigen Akademie anfängt sich zu entwickeln, zur öffentlichen Kunde zu bringen, was dienen kann, eine von Ueberschätzung und Verkennung gleich weit entfernte, gerechte Würdigung dessen, was hier geleistet werden kann und soll, und wirklich geleistet wird, zu erleichtern. Zu dem Ende enthält es die, allerhöchsten oder höhern Orts in Beziehung auf die Universität erlassenen Verordnungen, so weit sie sich zur Bekanntmachung eignen; ferner Nachrichten von den besondern wissenschaftlichen Anstalten und anderweitigen Stiftungen; von akademischen Feierlichkeiten, Promotionen, Veränderungen im Lehrerpersonal, wie auch die halbjährlichen Lectionsverzeichnisse und Anzeigen der hier erscheinenden akademischen Gelegenheitsschriften; außerdem gehören in den Plan desselben wissenschaftliche Abhandlungen, bestehend theils in gehaltenen akademischen Vorträgen, theils in andern wissenschaftlichen Mittheilungen, begreifend entweder vollständige Untersuchungen oder Ergebnisse angestellter, oder Zweifel und Fragen als Anfänge gelehrter Forschungen, oder kurze Beurtheilung merkwürdiger Bücher der Vorzeit.

Als Regel gilt fortan, daß keine Arbeiten dieser Art aufgenommen werden, die nicht von Lehrern der Universität herrühren. Die Besorgung der Herausgabe wechselt, da sie für die einzelnen Hefte denen anheim fällt, welchen sie von dem akademischen Senate besonders aufgetragen wird. Ob von itzo an, binnen Jahresfrist mehr als ein Heft erscheinen werde, hängt von der Ergiebigkeit des jedesmal vorhandenen Stoffes ab.

Je nachdem es der in Folge großer Ereignisse allhier neu gestifteten, auf der einen Seite hochbegünstigten, auf der andern gleich nach ihrer Stiftung schwer geprüften Universität gelingt, den Erwartungen, die sie erregt, mehr oder weniger zü entsprechen, werden diese Jahresblätter theilnehmenden Zeitgenossen und Nachkommen mehr oder weniger erfreulich seyn, in keinem Falle aber, wenigstens in geschichtlicher Beziehung der Aufmerksamkeit unwerth erscheinen.

Bonn, im Monat April 1821.

v. Münchow. Delbrück.
Herausgeber des vierten Heftes.

Inhalt
des ersten Bandes.

Erstes Heft.

Zweites und drittes Heft.

Seite

Viertes Heft.

Ueber die Ehre und das verletzte Ehrgefühl.

(Fragment aus Vorlesungen über die Ethik.)

Von Prof. Windischmann.

Die sittliche Persönlichkeit hat ihrem Wesen nach die Bestimmung, eine in sich selbst freie, mit sich übereinstimmende, in ihrem ewigen Prinzip selbstständige und wirksame zu seyn, — also: 1, frei bestimmend, 2, frei sich bestimmen lassend, 3, nur in dem Prinzip sich bestimmend, und bestimmen lassend. Das ist der Vorzug, die Auszeichnung, die wahre Ehre des vernünftigen Wesens; und sittliche Ehre bestehet nur in der Gesinnung, von ganzem Herzen und aus allen Kräften dem Prinzip des sittlichen Lebens — der Idee des Guten und Gerechten anzugehören, sowohl ursprünglich und der wesentlichen Bestimmung nach, wie durch den selbstbewußten und entschiedenen Willen. Es ist also die Ehre der Schwung-Punkt, das lebendige Moment der sittlichen Persönlichkeit; und seinem wahren Prinzip anzugehören, nur in diesem zu leben und zu handeln, die höchste Ehren-Sache.

Unter allen Entstaltungen, welche Sünde und Schuld am Menschen bewirkt haben, — fühlt er diese Würde und Ehre seiner wahren Bestimmung, und eben darum auch jede selbstverschuldete Verletzung derselben auf's tiefste, weil

sie ihn mitten im Herzen trifft. Weder in seiner Selbstbestimmung, noch in allem, was ihn dazu sollizitirt, soll irgend etwas diesem Gefühl der Ehre — dem schwebenden Zünglein der Waage des sittlichen Lebens — zu nahe treten, und ihm stören die reine Schwebe seiner sittlichen Bestrebungen. Keiner will sich dieses feine Maaß seines wahren Werthes beeinträchtigen lassen, da es mit zarter Regsamkeit ihm hindeutet auf das edelste Kleinod seines Lebens, durch dessen Sicherstellung erst entschieden wird, ob wahres Leben im Menschen sey, oder der Tod ihn überwältigt habe. Darum empört sich auch vom Herzen aus das ganze Wesen des Menschen, wenn die Ehre in Gefahr kommt.

Es ist also wohl Beleidigung, Verletzung des vernünftigen Wesens, wenn man es ungerechter Weise z. B. der Unvernunft, des Unverstandes beschuldigt, wenn man von ihm sagt: es habe gar kein Prinzip, und treibe sich von einem zum andern; wenn man sagt: es sey unfähig und unwerth, sich selbst zu bestimmen, oder es habe keine Bereitwilligkeit, sich sittlich bestimmen zu lassen; endlich wenn man ihm vorwirft: es sey thöricht, unsinnig, charakterlos knechtisch schlecht oder feige und niederträchtig.

Auf Empfänglichkeit für das sittliche Prinzip, die freie Ausführung der Lebens-Verhälnisse in Kraft und Uebereinstimmung mit demselben, auf Anerkennung sittlicher Würde und sorgfältige Wachsamkeit für dieselbe macht Jeder mit Recht Anspruch, so wahr er ein Mensch ist, und so lange er sich nicht selbst um alle diese Vorzüge, d. h. um seine Ehre gebracht hat. Aber auch dann noch ist a n s i c h, wenn gleich nicht f ü r i h n, der Grund der Ehre unangetastet, und es ist auf keine Weise die Unmöglichkeit

erwiesen, daß er nicht sein edles Kleinod durch besondere Fügungen auch für sich wieder erwerben könne; — er hat also auf seine ursprüngliche Würde, als auf einen Charakter, der ihm anvertraut war, und ihm noch in der Erinnerung und im Geiste vorschwebt, zu halten, und daher ein Recht, seine noch übrige oder wieder herzustellende Ehre gegen noch weitere Verletzungen sowohl von Seiten seiner selbst als von Seiten Anderer zu verwahren, so daß es auch noch Räuber-Ehre geben kann.

Aber mit dem Recht auf Ehre verhält sich's wie mit allem blosen Natur-Rechte. Wenn sie die Vollständigkeit und Unverletzbarkeit der Person, wenn sie das Herz des sittlichen Lebens ist, und in ihrer Stimme eine Stimme Gottes spricht, welcher das Herz entgegen schlägt, bereit, derselben auch sichtbarlich zu folgen: so kommt nun sittlicher Weise alles darauf an, wie der Mensch diese seine Ehre erkennet und bewahrt. Ehre kann nicht geschenkt werden von einer äussern Gewalt, sie ist von Gott; Ehre kann nicht geraubt werden durch äussere Gewalt, sie ist über ihr und nur in Gott — sie ist die Einigkeit, der Einklang des höhern Daseyns, der über dem Sinne und über aller Klugheit im Geiste und in der Wahrheit besteht. Der Mensch kann sich eigentlich also nur selbst um ihren Besitz bringen, ohne sie jedoch, wie schon gesagt, an sich selbst je zerstören zu können: denn auch im Teufel ist noch wenigstens ein negatives Moment der Ehre, dessen positiver Hintergrund aber nicht in seinem Besitz ist; daher ihm eben hierdurch der ganze Abgrund seiner Verworfenheit und verlornen Ehre aufgeht; — wäre es ihm noch möglich sein selbst gemachtes und ganz verselbstitetes Wesen hin

zugeben für die Rettung seiner ewigen Person, die Gott gemacht hat; so würde er seine Ehre positiv wieder erkennen und selig seyn und leben — aber die Ehre lebt erst durch den Tod der Selbstigkeit und Unehre recht auf in aller Kreatur, gereicht also dem Verlornen zu noch größerer Verdammniß.

Indem also unsre wahre Ehre unleugbar da ist, und in unsern tiefsten Gefühlen lebt, so daß sie auch wohl durchbricht wie in Blitzen, wo wir selbst uns schänden, oder Andere uns als ehrlos antasten, dort ausbrechend in der blutrothen Schaam, hier in Blutfordernder Empörung des Innersten; indem also das Ehrgefühl ganz eigentlich die Reizbarkeit des Herzens der sittlichen Person ist, nichts Ungeziemendes, Entehrendes sich nahe treten zu lassen, eine Reizbarkeit, die dem Gesagten gemäß, auch in demjenigen noch statt findet, der wirklich seiner wahren Ehre zu nahe getreten, und daher eben in der Verlegenheit ist, sich eine falsche zu machen, — so wird auch dieses Ehrgefühl, diese Reizbarkeit in jenem bessern Falle stets eine Wache und ein Warner seyn, nichts Ungeziemendes oder Entehrendes an uns selbst zu thun oder an Andern; und überall dahin zu trachten, daß die freie sittliche Persönlichkeit, die Bereitschaft für Erfüllung des göttlichen Gebotes, die Treue gegen das wahre und untrügliche Prinzip — also der rein- menschliche Charakter — bewahrt werde: im andern schlimmern Falle aber zeigt sich jene wachsame Reizbarkeit nicht selten als Trotz, Frechheit und Verwegenheit, den mit Recht erlittnen Vorwurf rächend auf den Andern hinüber zu wenden. Es muß uns also von dem Augenblicke an, wo sich das Ehr

gefühl empört, dasselbe auch auf uns selbst zurückweisen, auf daß wir erkennen, was wir und wie viel und mit welchem Ernste wir selbst an uns gethan haben um unsre Ehre zu bewahren, zu erkennen und rein zu erhalten.

Die Idee der Ehre ist von unergründlicher Tiefe, sie läßt sich nicht ausrotten, so wenig als die Idee des ursprünglichen Rechtes des Menschen auf Daseyn und Leben und Ausbildung und Vervollkommnung desselben. Sie soll auch nicht ausgerottet, sie soll erkannt, sie soll verherrlicht werden durch Erfüllung der Pflicht; nur indem wir rechtschaffen leben, erlangen wir Schritt vor Schritt ein wohlbegründetes Recht unter vernünftigen Wesen zu leben, wodurch eigentlich das ursprüngliche natürliche Recht wieder das unsrige wird; und es kommt immer mehr von jenem verborgenen Schatze der Ehre in unsern bescheidenen Besitz, den wir dann, soweit er im Äussern erscheint, und ohne unsre Schuld, z. B. durch Mißverstand oder Bosheit uns angetastet werden kann, jedoch nur um Gotteswillen wieder hingeben und opfern dürfen: denn gegen den, von welchem alles Recht und alle Ehre kömmt gibt es kein Recht und keine Ehre, die zu vertheidigen und zu bewahren wäre; und es wird auch daraus der Schatz der Ehre nur vermehrt, nie vermindert.

Es liegt aber in der natürlichen Reizbarkeit des Herzens, — der Wächter der Ehre zu seyn, und zugleich auf unsern eignen Zustand in Bezug auf Erkenntniß und Bewahrung der Ehre hinzuweisen — für sich selbst noch etwas Dunkles, das da blindlings und ohne genauere Unterscheidung für die Ehre wacht und ohne

eben seiner Blindheit wegen den Geist auffordert, den wahren Begriff der Ehre klarer und bestimmter zu fassen. Die Durchführung dieses Begriffes wird aber vollständiger werden, wenn wir betrachten, wie das dunkle Ehrgefühl aus seinen Bedrängnissen durch die wahre Energie des Geistes sich zu läutern vermag zu einem Begriffe, der dem Leben vorleuchtet und worin dasselbe mit Besonnenheit sich bewegt.

Wo die Selbstheit so durchgerungen wäre oder so in Klarheit versetzt, daß Jeder überall Nichts mehr wollte für sich allein, sondern Alles für Gott und den Nächsten und nur um Gotteswillen; und wo nur das göttliche Prinzip den Menschen ganz durchleuchtete, weil er sich freiwillig durchleuchten ließe, und kein Hinderniß der Selbstigkeit dem Lichte entgegen setzte: da wäre ja keine Frage wegen der Ehre, sie verstände sich von selbst, und würde leuchten, wenn sie gleich ein feindseliges Wesen von allen Seiten antasten mögte, innerlich und äusserlich würde sie das rein sittliche Individuum zieren; ja, dies würde selbst die personifizirte Ehre seyn.

Sehen wir aber den Zustand des Menschen wie er jetzt ist, und die ganze Geschichte genauer an, so finden wir die mannigfaltigsten Hindernisse, die wahre Ehre, die mit der sittlichen Vollkommenheit Eins seyn müßte, zu erkennen, und dieselbe mit klarem Verstande und heiterem Bewußtseyn zu pflegen. Ueberall zeigen sich Triebe, Neigungen, Abneigungen, Wünsche, Verlangen, Forderungen, die bald für sich, bald in den vielfachen oft seltsamsten Complikationen, welche das gesellschaftliche Leben hervorbringt, das sterbliche ohnehin so reizbare Herz in Bewegung bringen,

und in Drang versetzen, daß ihm keine Zeit gelassen wird, sich in der Richtung auf das wahre und unsterbliche Herz der Ehre fest zu stellen und in dessen Dienste allein zu schlagen. Es gibt also auch für das annoch dunkle und auf mancherlei Weise bedrängte Herz, welches für die Erhaltung der Ehre noch blindlings wacht, gar vielfache Veranlassungen, die es in Besorgniß setzen wegen Verletzungen der Ehre — z. B. verschmähte Liebe, Eifersucht, wobei der Mensch seinen männlichen Werth und Giltigkeit bedroht sieht; Beschuldigungen von Feigheit oder gar Schlechtigkeit, wodurch er seinen Muth und seinen Charakter in einen Zweifel gesetzt findet, der ihm unerträglich; oder Vorwürfe der Unreifheit, Dummheit, Jungenschaft wodurch er seine geistigen Kräfte schmerzlich angetastet fühlt. Das erste wird vorzüglich dem liebenden Jüngling oder Manne überhaupt, das andre dem Krieger, das lezte dem, der sich den Wissenschaften gewidmet, insbesondere zur Ehrensache.

Nun kommt allerdings in solchen Fällen das Herzens-Blut in Bewegung, und scheint das Herzens-Blut des Andern zu fordern, wie das Blut des Ermordeten unter gewissen Umständen in Bewegung kommend das Blut des Mörders zu fordern scheint; wie auch die Blut-Rache mancher Völker, insbesondere der Araber, in der größten Ausdehnung beweiset. Aber alle diese Bewegungen haben nur Bedeutung und Giltigkeit innerhalb des Kreises der Natur. Wir wollen die Sache näher betrachten, was nemlich die sittliche Freiheit hierüber entscheiden wird. — In Verhältnissen der Liebe bewegt sich eine Leidenschaft, welche den Anspruch des Individuums auf seine Fähigkeit

zu ritterlicher Behandlung des weiblichen Geschlechts und der weiblichen Ehre, oder auf seine Tuchtigkeit, Zeugnisse zu geben von Treue und Mannhaftigkeit oder sonst dergleichen zu Motiven hat. Hier ist Alles meist Leidenschaft und Flamme, und selten geregelte, vielmehr blutige Rache.

Ueberlegter zeigt sich schon Alles und geregelter in den übrigen Fällen. Aber es fehlt noch gar viel, daß die Ueberlegung bis zum Siege der wahrhaftigen Ehre über alle Ehren-Gespenster durchaus fortgesetzt und einzig darauf hinaus geführt würde. Wäre dies der Fall, so würde z. B. unter den Kriegern, durch Ehrengerichte, aus erprobten Tapfern zusammengesetzt, die ganze Sache eine andre Gestalt gewinnen, und wer verunehren oder beleidigen wollte, selbst als Träger der Unehre bezeichnet und entfernt werden aus dem Kreise, wohin er nicht gehört. Doch dies nur beiläufig. Was aber die Ehren-Verletzungen unter studierenden Jünglingen betrifft, so berühren diese uns näher, und es sey mir erlaubt, einige wohlgemeinte Worte hierüber zu sagen.

Eben im Jünglinge nun, der dem Manne näher tritt, zeigt sich im Allgemeinen jenes Ehren-Zünglein in der zartesten Schwebe; er ist noch nicht der sittlich erstarkte Mann, aber er soll und will es werden.

Jenes Sollen und dieses Wollen setzt sein ganzes Leben in Bewegung. Alles demnach, was sein Ehrgefühl, welches zunächst in diesem Ideal und dem Bestreben dazu lebt und athmet, auch nur im mindesten drohend berührt, scheint ihm gleichsam den Weg abschneiden zu wollen, worauf er das sittliche Ideal verfolgt, oder auch sonst ihn desselben unwerth zu erklären. Hier waltet also

ein Ehrgefühl, welches noch so wenig zu seinem wahren Verständniß und Begriff gelangt ist, als der Jüngling selbst schon der reife Mann ist. Es kommt also wohl im Allgemeinen wesentlich darauf an, daß der Reizbare wie der Beleidiger miteinander verständigt und über ihre wahre Ehre, die sie der Absicht nach bewähren wollen, in der That aber kränken, zurecht gewiesen werden, was durch weise und wachsame Eltern, Seelsorger und reife Freunde am zweckmäßigsten geschieht.

Bei studierenden Jünglingen insbesondere müssen wir folgendes berücksichtigen. Zu dem eben bezeichneten zarten, aber annoch dunklen Ehrgefühle der Jugend überhaupt kommt hier noch das Gefühl der Würde des Berufs. Aber auch dieses ist noch ein dunkles Gefühl, welches jedoch eben von dem Augenblicke des akademischen Studiums an den Berufenen auffordert, daß er insbesondere über dieses Gefühl der Würde wahrer Wissenschaft und Weisheit immermehr zur Klarheit und zu besonnenem Verständnisse gelange. Ein solches Verständniß ist er schon wirklich im Begriffe, zu erwerben; und nun wird ihm trotz seines ernsten Bestrebens hierzu der Anspruch auf die Möglichkeit eines solchen Verständnisses selber in Anspruch genommen.

Hier ist der geistige Mensch beleidigt. — Der Geist aber ist das Wesen, welches nur in der Besonnenheit sein Element hat, welches also bei dem beleidigten Ehrgefühle nicht stehen bleiben, sondern die Erkenntniß seines eignen Zustands suchen soll und die Klarheit der Verständigung über den Anschein der Ehren-Verletzung.

Dies ist die ganz eigne Aufgabe dessen, der Wissen-

schaft und Weisheit zum alleinigen Ziel hat. Er soll die Ehrensache selbst zum Gegenstande der ernstesten Prüfung machen, und verletzt, wenn er dies versäumt, gerade di e Ehre, welche ihm am heiligsten seyn soll — Die Ehre nemlich, nichts zu beginnen, was er nicht mit möglichster Geisteskraft erwogen und worüber er sich nicht in Ehrfurcht vor der ewigen Weisheit mit seinem Gegner verständigt hat. Zudem fehlt es ihm nicht a n Lehren der Weisheit und zugleich an erfahrnen Freunden, welche bereit sind, ihn auf den Weg der Besinnung zu führen, und die noch so dringend und drohend scheinende Sache zu vermitteln. Er findet in den lehrenden Freunden — Freunden sage ich, nicht Zuchtmeistern — das natürlichste Ehren-Gericht, wenn er nur guten Willens ist, ihrem Rath zu folgen. Viele versäumen dieses, so wie sie die eignen Bestrebungen um den Frieden vernachläßigen, ja denen Anderer oft gerad entgegen handeln, und so setzen sie mit leichtsinnigem Frevel d a s Leben in Gefahr, welches sie heiligen Zwecken der Gerechtigkeit, der leiblichen und geistigen Fürsorge für ihren Nächsten — überhaupt der Erforschung und dem Dienste der ewigen Wahrheit gelobt und geweiht hatten. Es fehlt aber auch nicht, daß, wenn sie gleich den Gefahren des Lebens entgehen, doch der Stachel der Versäumniß ihrer wesentlichsten Aufgabe, über Alles, was ihnen begegnet, zur Besinnung und zum Verstande zu kommen, auf immer in ihrer Seele bleibt.

Ist nun auch die Stufe des Lebens, worauf Sie, meine Freunde, stehen, noch die oben geschilderte, so geschehen auch an Sie die Forderungen — und Sie machen sie Sich selbst, — das männliche Alter, mithin die Bil-

dung und Reifung des Geistes, die Reife der Besonnenheit zu erwerben, demnach auch das reizbare, angegriffene Herz, — wie es in seinem Drang und dessen erster Ueberwältigung Rache verlangt, auch im nächsten Momente größerer Beruhigung (welche bei so vieler auf Vorbereitung und Regelung der Rache verwandter Zeit nicht fehlen kann) — als den Warner, den Aufforderer gelten zu lassen zur Erwägung, in wiefern wirklich die wahre Ehre, — durch deren Aufrechthaltung wir nicht blos uns selbst, sondern auch der menschlichen Gemeinschaft und der Kirche etwas seyn sollen — bedroht werde, und was wir selbst hierzu beigetragen. Die ganze Ehren-Sache bleibt alsdann nicht mehr auf sich allein beruhen; der dunkle Drang fordert Erleuchtung, und die wird nur auf dem Wege der Tugend und Religion. Die Ehren-Sache wird also wesentlich und zunächst dem Jünglinge, der sich den Wissenschaften und der Weisheit geweiht hat, zur sittlichen und religiösen Aufgabe im strengsten Verstande. — Gerade er soll durchaus nicht einem unerkannten Ehrgefühle sich hingeben, das ihm in tausend Gestalten vorgaukelt und ihn von einer Thorheit zur andern treibt, ja, ihn nicht selten so ergreift, daß er, wie von einem feindseligen Geiste besessen, die Ehre durch die Leidenschaft retten will, eine Rettung, welche die wahre Ehre schaamroth machen muß; denn aus gereizter Leidenschaft sieht er nun nichts mehr als sich selbst, und den Beleidiger, und seine Rache; er geräth also in den Zustand, welcher der Anfang alles Uebels und aller Selbstsucht ist, so daß wenn er die Ehre gerettet zu haben meint, er den-

noch sagen muß, er habe nur sich selbst für den Augenblick, nicht aber Gott und der menschlichen Gemeinschaft für die Ewigkeit genügt. Seine wahre Ehre besteht in Gott, und die hat er sich verborgen und die scheinbare gesucht. Sein wahrer Muth besteht in der Erkenntniß und Besonnenheit und gerade im Gegentheil hat er sich dem Unmuth überlassen, der aus dem Wahn und der Verblendung kommt. Die wahre Ehre aber wird nur erhalten durch die Verständigung, und diese ist eine Frucht der Besonnenheit welche allein zur Weisheit führt; der wahre Muth wird nur bewiesen in der Erfüllung der Pflicht. *)

---

*) Fichte sagt (S. dessen Staatslehre. Berlin 1820. S. 301) in einer verwandten Beziehung: „Ehre, Muth, Werthachtung dessen in seiner Person, was allein zu achten ist, der sittlichen Würde, kann er (der zum Kampf nicht minder auch der zum Zweikampf — aufgeforderte Studierende oder Gelehrte) fortzeigen durch rücksichtslose Bearbeitung seiner Wissenschaft und Erfüllung seines Berufs. Um Muth zu zeigen bedarf es nicht, daß man die Waffen ergreife, den weit höheren Muth, mit Verachtung des Urtheils der Menge treu zu bleiben seiner Ueberzeugung, muthet uns das Leben oft genug an" etc.. — Diese Ansicht könnte wohl richtig und wir mit derselben einverstanden seyn, wenn zuerst ausgemittelt würde, ob diese Ueberzeugung und jene Verachtung auf dem wahren Prinzip des ethischen Lebens beruhe oder aus subjecktiver und willkührlicher Festsetzung eines Prinzips in der Ichheit, aus der Werthschätzung der eignen Person und ihrer Art von Beruf und Thätigkeit über andre herrühre. Der edle Fichte ahndete in seinen letzten Jahren und in der angeführten Schrift insbesondere an vielen Stellen das höhere

Zu solcher Ehren-Verständigung eröffnet sich ein unglaublicher Umkreis von erlaubten Mitteln, wenn man nur in ihn eingehen, und sein Herz der Gewalt der Leidenschaft entziehend dem Lichte und der Liebe von oben aufschließen will. Einige dieser Mittel haben wir angedeutet, andere finden sich von selbst für den, der suchet.

Dies ist im Allgemeinen was die philosophische Ethik über die Ehre und das verletzte Ehrgefühl zu sagen hat. Ein Näheres und Bestimmteres lehrt die christliche Offenbarung, worauf wir uns hier aber nicht insbesondere einlassen können. Der Christ erkennt eine höhere Ehre, als alle und jede Ehre und Verherrlichung der Person — er erkennet die Ehre Gottes, die jede Beleidigung unter Menschen vergessen macht. Und dem katholischen Christen ist dieses wahre Verhältniß der Sache noch näher gelegt durch das Gebot seiner heiligen Mutter, der Kirche, welche sich über die Sache wegen Ehren-Verletzungen auf's bestimmteste ausgesprochen und dieselben gradezu als Mord an Leib und Seele erklärt hat. *) Er findet gemäß seinem Glauben und seiner Erkenntniß und Anerkennung des Gebotes der ewigen Wahrheit durch ihr unfehl-

---

Princip, welches über der sogenanten absoluten Ichheit liegt und sich allein das Ich Ihm eigentlichsten Verstande nennen darf; aber es bleibt in seiner Auffassungs u. Darstellungs-Weise immer noch vieles schwankend und unsicher, wie dies auch in Betreff des hieher bezüglichen Inhaltes der (in der 2ten Beilage zu obiger Schrift angehängten) Rede über die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit gilt.

*) Concil Trident. Sess. XXV Cap. 19.

bares Organ, keine unter allen Forderungen der Ehre, welche die Ehre des Gehorsams, wie der ehrwürdige Sailer sie so richtig nennet *), übertreffen könnte oder dürfte.

---

*) Im Anhang des Dritten Hefts der Reliquien. München 1821. S. 93.

Einleitung in Platons Werk vom Staate.

Drei akademische Vorträge im Auszuge,
gehalten von dem
Professor Delbrück
am Anfang des Winterhalbjahrs 1819.

Platons Werk vom Staate behauptet seit vielen Jahrhunderten den Ruhm, daß zur Bildung desselben Kunst und Wissenschaft, sittliche und religiöse Begeisterung sich vereinigt haben, um es zu einem der vollkommensten zu machen, die der menschliche Geist hervorgebracht hat. Nach einem alten Spruche wird nur das Gemeine selten verkannt; das Seltene und Ungemeine dagegen hat immer etwas Verborgenes, Räthselhaftes, Geheimnißvolles an sich. So entspringen aus eben dem, worin die Vortrefflichkeit jenes Werkes liegt, Eigenthümlichkeiten, welche das Verständniß desselben erschweren.

Eine dieser Schwierigkeiten rührt her von der Anlage des Ganzen.

Worin das Wesen der Gerechtigkeit bestehe, und die ihr inwohnende beglückende Kraft — das ist die Aufgabe.

ter welche wegfallen.

Zur Lösung derselben werden zwei Gedankenreihen angesponnen und verflochten, deren eine bestimmt ist, die beste Seelenverfassung, die andere, die beste Staatsverfassung zu entwickeln, und zwar jene wie diese mit ihren Abartungen. Die Seele, welche wir gewohnt sind, als Einheit zu denken, erscheint in diesem Ideengewebe als Vielheit; der Staat, den wir gewohnt sind, als Vielheit zu denken, erscheint darin als Einheit. Die Tugend, als deren Bestandtheile Weisheit, Gerechtigkeit, Geistesstärke und Besonnenheit sich unterscheiden lassen, in Wort und That auszuprägen, ist die Bestimmung der einzelnen Seele. Dieselbe hat der Staat, welcher im Großen nichts anderes ist als jene im Kleinen. Gleichwie es tyrannische, oligarchische, demokratische Staatsverfassungen giebt, die sich mehr oder weniger von der besten entfernen: so giebt es auch dergleichen unechte Seelenverfassungen. — Die innige Verschmelzung der Idee des höchsten Staatswohls und Staatswehs, mit der Idee des höchsten Seelenwohls und Seelenwehs, nach welcher der Unterschied zwischen Ethik und Politik verschwindet, — dieser das Ganze durchdringende Hauptgedanke ist es, dessen theils mangelhafte theils unrichtige Auffassung, oder gar völlige Verkennung Mißdeutungen veranlaßt hat, vor denen wir uns werden zu hüten haben.

Hiezu kömmt der Umfang des Werkes und der Reichthum seines Inhalts, in welchen der Meister die Ergebnisse vieljähriger Forschungen aufgenommen hat, um die vorher einzeln und zerstreut vorgetragenen Lehren im Zusammenhange darzustellen. Man darf kaum hoffen, sich desselben

zu bemächtigeu, ohne fleißig die früheren Werke zu Rathe zu ziehen, die als Vorbereitungen auf den Staat zu betrachten sind, wie die späteren als Ausflüsse desselben; wohin besonders gehören die Bücher von den Gesetzen, deren sorgfältige Betrachtung und Vergleichung in vieler Rücksicht sehr wichtig ist. Der Staat nämlich soll ein Urbild aufstellen, wogegen wir in den Gesetzen den alternden Weisen von den lichten Höhen allgemeiner Betrachtung herabsteigen sehn, und beschäftigt finden, von seinen Satzungen auszusondern, was er in Betrachtung menschlicher Schwäche und Gebrechlichkeit im wirklichen Leben für anwendbar hielt, wenn es darauf ankomme, neue Staaten zu stiften oder schon vorhandene zu bessern und vor dem Verfalle zu schützen.

Nächstdem offenbaret sich an unserm Werke Platons oft gepriesene und wahrhaft preiswürdige Kunst der Anordnung in ihrer Vollkommenheit, und trägt zwar viel bey, es zu verschönen, nicht aber, dem Anfänger die Einsicht in dasselbe zu erleichtern, weil die daraus entspringende Anmuth jener himmlischen Grazie verwandt ist, welche sich, nm mit Winkelmann zu reden, nicht anbietet, sondern gesucht seyn will. Dasselbe gilt von der Darstellung, welche sich, wie in dem höchst feyerlichen Eingange und dem erhabenen Mythus am Schlusse, so auch in der Mitte hervorthut durch reichen Schmuck, durch ungewöhnliche Pracht und Fülle in Bildern, Gleichnissen, Anspielungen, und durch eine Mannichfaltigkeit der Vortragsweise, wobey die Wohlredenheit abwechselnd in allen Gestalten spielet.

Der Beschaffenheit des Wortausdrucks, zu erwähnen ist kaum nöthig, da jede Zeile beweiset, mit welcher sorgfäl-

tigen Reinlichkeit der Meister auf die Vollendung desselben hingearbeitet hat. Um so mehr haben wir Ursach, uns über die Sprachgelehrten zu beklagen, welche, statt, wie sie gesollt, bey Stiftung ihrer nun schon drey Jahrhunderte blühenden Wissenschaft dieses herrliche Werk neben den homerischen zum Mittelpunkte ihrer Bestrebungen zu machen, dasselbe mit wenigen höchst ehrenwerthen Ausnahmen bisher vernachlässigt haben, und Schwierigkeiten stehen gelassen, die längst hinweggeräumt seyn sollten.

Warum führe ich alles dieses an? Nicht, um Ihren Muth niederzuschlagen, sondern Ihren Eifer zu beleben, daß Sie keine Anstrengung scheuen, um des Lohns theilhaftig zu werden, den Ihnen die Erkennung dieses platonischen Werkes verheißt.

Es besteht derselbe darin, daß Sie gleich bey'm ersten Einschritte in die philosophische Laufbahn Ihrem Geiste ein Urbild einprägen, das Ihnen bey Beurtheilung göttlicher und menschlicher Dinge zum Maaßstabe dienen könne. Allerdings lehrt die Beobachtung, daß dem noch unerfahrenen Jünglinge das Hangen an Idealen nachtheilig werden kann, sofern es ihn nicht selten verleitet, den Werth des wirklich Bestehenden zu verkennen. Große Aufmerksamkeit verdient daher, was Marcus Aurelius sagt, Göttliches kann man nur wohl vollbringen durch Bezugnahme auf Menschliches, wie Menschliches durch Bezugnahme auf Göttliches. — Auch in dieser Rücksicht thut Platons Werk völliges Genüge: denn das Urbild, welches er darinn aufstellt, ist nicht etwas Ergrübeltes, sondern etwas auf dem eingebornen Grunde seines seligen Geistes erst Erwachsenes, nachdem er sehr viele und verschiedene Staats- und See-

len=Verfassungen, wie sie damals bestanden, durchforscht, und sich unter ihnen vergebens nach einer umgesehen hatte, die ihn befriedigen könnte. Da er bey Bestimmung dessen, was seyn soll, nie aus dem Auge verliert, was zu seiner Zeit war: so erhält sein Werk auch großen geschichtlichen Werth. Wer in Platons Staate einheimisch wird, gewinnt einen Standpunct, von wo aus er das ganze ehmalige Griechenleben mit seinen Künsten des Krieges und Friedens, seinen öffentlichen und häuslichen Einrichtungen, seinen Festen und Spielen, seinen heiligen und bürgerlichen Gebräuchen, seinen Priestern und Dichtern, seinen Weisen und Helden überschauen kann. Eine so klare Anschauung, wie wir hiedurch erhalten von einem vergangenen gesellschaftlichen Zustande, verhilft uns mehr als etwas anderes zur Erkenntniß des gegenwärtigen, in welchem wir selbst zu leben und zu wirken bestimmt sind. Diese aber hat deßwegen so großen Werth, weil sie das sicherste Mittel ist, uns mit den öffentlichen Lebensverhältnissen zufrieden zu stellen, sofern sie nämlich bewirkt, daß wir das wahrhaft Liebenswürdige derselben lieben lernen, und das übrige nicht zum Gegenstande unseres Verdrusses und Unmuths machen sondern eines tugendhaften Eifers, um es im Wege des Berufs zu bekämpfen.

Solche Erfolge versprach sich von seinen politischen Mittheilungen der neueren Staatsweisen einer, den ich kein Bedenken trage, neben dem Platon zu nennen.

„Wenn ich machen könnte, sagt Montesquien in der Vorrede zum Werke über den Geist der Gesetze, daß jedermann neue Ursach fände, seine Pflichten, seinen Fürsten, sein

Vaterland, seine Gesetze zu lieben; daß man in jedem Lande, bey jeder Verfassung, auf jeder Stelle, wo man sich befindet, sein Glück besser empfinden lernte: ich würde mich für den Glückseligsten unter den Sterblichen halten."

„Wenn ich machen könnte, daß die, welche befehlen, ihre Kenntnisse vermehrten über das, was sie vorschreiben dürfen, und daß die, welche gehorchen, neue Antriebe fänden, zu gehorchen: ich würde mich für den Glückseligsten unter den Sterblichen halten."

„Ich würde mich für den Glückseligsten unter den Sterblichen halten, wenn ich machen könnte, daß die Menschen sich von ihren Vorurtheilen heileten. Ich nenne Vorurtheil nicht, was da macht, daß man gewisse Dinge verkennt, sondern, was da macht, daß man sich selbst verkennt."

Platon entwarf seinen Staat in gleicher Gesinnung und zu demselben Zwecke. Nur von uns hängt es ab, daß dieser an uns erreicht werde. Wir wollen uns dazu vorbereiten nach der Weise derer, die heiligen Stätten nicht nahen, ohne zuvor ihr Gemüth zu sammlen, und mit sich zu Rathe zu gehn, was zu ihrem Frieden dienet. In was Besserem aber könnte diese Vorbereitung bestehn als darin, daß wir uns prüfen, wie wir in Ansehung der Philosophie gesinnet sind?

Wenn Jemand sagt: Um deine Bestimmung zu erreichen o Mensch! mußt du der Tugend dich befleißigen: so findet er williges Gehör, und nicht leicht wird Jemand den Muth haben ihm zu widersprechen. So tief ist dem Menschen die Achtung für das Sittliche eingeprägt; so lebendig in ihm die Ueberzeugung, daß er den Fort

rungen derselben gemäß handeln solle, und daß er es könne, wenn er will. Wird aber hinzugefügt: Um deine Bestimmung zu erreichen, mußt du nicht nur der Tugend dich befleißigen, sondern auch der Wissenschaft; du mußt nicht nur streben, Gutes zu thun, sondern auch Wahrheit zu erkennen: so entstehn leicht Zweifel, ob und wie weit hiezu der Mensch das Vermögen habe.

Diese Zweifel werden gerechtfertigt durch einen Blick auf die Geschichte der Wissenschaften, deren keine außer den mathematischen mit untrüglicher Sicherheit fortschreitet, und am wenigsten die Philosophie.

Die Fragen über den Ursprung der Welt, über die oberste Ursach, welche das All vereinet, über die Verbindung der Seele mit dem Leibe, über die letzten Gründe der Erkenntniß und Gewißheit, über das an sich Wahre, Gute und Schöne, über unsere Bestimmung und die Mittel, sie zu erreichen, haben seit drey Jahrtausenden die tiefsten und schärfsten Denker der aufgeklärtesten Völker beschäftigt und ermüdet; und bis auf den heutigen Tag haben sich die Menschen über die Beantwortung derselben nicht vereinigen können. Von so vielen Jahrhunderten ist kaum eines vergangen, ohne neue Systeme hervorzubringen, deren jedes sich für allgemein gültig ausgab, deren keines allgemein geltend ward, und von denen die späteren nicht danach trachteten, die früheren zu berichtigen, zu vervollständigen, zu erweitern, sondern zu stürzen. Hat demnach Pascal recht zu sagen, die Geschichte der christlichen Kirche sey eine Geschichte der Wahrheit: so läßt sich mit noch größerem Rechte sagen, die Geschichte der Philosophie sey eine Geschichte menschlicher Irrthümer.

Verstärkt werden diese Zweifel an der Wesenhaftigkeit der Philosophie durch die Bekenntnisse Einzelner, an welche Lessings Worte erinnern: Tausenden gegen Einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden. Ohne Zweifel meinte er solche, die ihre Forschungen damit endeten, daß sie sich über die höchsten der menschlichen Angelegenheiten unwissend bekannten; und so, um mit Johannes Müller zu reden, die Philosophie für bankbrüchig erklärten, und für unfähig, zur Befriedigung ihrer Gläubiger die schuldige Zahlung zu leisten.

Wenn nun ungeachtet so vieler mißlungenen Versuche, die oben erwähnten Aufgaben zu lösen, immer neue gemacht werden: so rühret dieses von der Gewalt her, womit jene Fragen sich dem menschlichen Geiste aufdrängen, und von dem Ungestüm, womit sie ihre Beantwortung gebieterisch fodern.

Allerdings gibt es glücklich Geborne, welche diese Beantwortung unmittelbar in ihrem Herzen finden. Solcher einen wollte Schiller darstellen in der unter dem Namen: der Genius bekannten Elegie. Zur Inschrift des hier aufgestellten Gemäldes könnten des Thomas von Kempen Worte dienen: Je mehr Jemand einig ist mit sich und im Herzen einfältig geworden, desto Mehreres und Höheres versteht er ohne Mühe, weil er das Licht des Verständnisses von oben empfängt.

Wer sich in diesem Bilde erkennt, bedarf der Philosophie nicht.

Es giebt Andere, deren Wahrheit liebende Seele, was sie sucht, findet in der unbedingten Unterwerfung

unter die Satzungen ihrer Kirche, welche entweder den Zweifel gar nicht aufkommen lassen, oder, wenn er sich meldet, nicht lösen sondern niederschlagen. Auch solche bedürfen der Philosophie nicht, wofern sie nur für sich zu sorgen, und es nicht als ihren Beruf anzusehen haben, Anderen lehrend und bildend vorzustehn. — Was uns Versammlete betrifft: wir haben einmal angefangen, über jene Gegenstände zu denken, wir werden, wir dürfen, wir können nicht wieder aufhören. Zu dem sichern Hafen des frommen Kinderglaubens, nachdem wir einmal ihn verlassen haben, zurückzukehren, ist uns nicht vergönnt; wir müssen daher trachten, das jenseitige Ufer zu gewinnen, wo, wie man uns sagt, der Baum der Erkenntniß blüht. Nur fragt sich, was wir zu thun haben, um diese Fahrt auf das schönste und beste zu vollbringen, und unser Ziel sicher zu erreichen. Unzählige Lehrgebäude der Philosophie verheißen uns hierüber Belehrung. Welches derselben wollen wir wählen? eines der allerältesten oder eines der allerneusten? eines der abendländischen, oder eines der morgenländischen? und in diesem Falle, wollen wir uns an die Chinesen wenden oder an die Braminen? oder wollen wir uns gedulden, bis vielleicht die Weltumsegler, oder die Reisenden, welche das Innere Afrikas zu lichten unternehmen, die Insel Atlantis entdecken, das schöne Wunderland, von welchem eine noch immer nicht verklungene Sage so vieles Herrliche meldet?

Allen diesen Fragen will ich eine andere entgegensetzen, die Schiller aufwirft und zugleich beantwortet.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen? Ich weiß nicht;
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn,

Je nachdem man in diesem Denkspruche unter Philosophie eine Gesinnung versteht, oder einen Inbegriff von Lehren, erhält es einen andern Sinn. Beide Bedeutungen zusammen fassend, gebe ich demselben folgende Auslegung. Wenn auch keines der bisherigen philosophischen Lehrgebäude über die göttlichen und menschlichen Dinge befriedigenden Aufschluß giebt, und keines der künftigen dieses zu bewerkstelligen vermöchte; so wird doch redliches und gewissenhaftes Streben nach Einsicht in dieselben bey unserm Geschlechte nie ersterben; so wird doch dieses Streben Ueberzeugungeu erringen, welche im Fortschritte der Zeit sich berichtigend, vervollständigend, ergänzend, die Wißbegierde zwar nie völlig stillen, aber auch nie ganz unbefriedigt lassen. — Inniges Verlangen nach immer zunehmender Einsicht in die höchsten menschlichen Angelegenheiten; Gewissenhaftigkeit im Urtheilen; gründliche Wissenschaftlichkeit im Forschen, die nach voller Erkenntniß der Wahrheit trachtet, mit dem Bewußtseyn sie nie erlangen zu können — das sind die Grundlagen der einen und ewigen Philosophie, welche Schiller den wechselnden Philosophieen der Zeit entgegensetzt.

Bey Bestimmung des Wesens derselben gehe ich von folgenden einfachen Grundsätzen aus:

Unwissenheit ist nur Ursach der Einschränkung unserer Erkenntniß, nicht aber des Irrthums. Dieser entspringt nicht aus der Unwissenheit sondern aus der Scheinweisheit, das ist aus der falschen Einbildung zu wissen, was man nicht weiß. Die Scheinweisheit hat zur Quelle Ungewissenhaftigkeit im Urtheilen, welche macht, daß man zu

urtheilen wagt ohne Bewußtseyn hinreichender Gründe. Die echte Weisheit hat zur Quelle Gewissenhaftigkeit im Urtheilen, welche macht, daß man Scheu trägt zu urtheilen ohne Bewußtseyn hinreichender Gründe.

Bey'm ersten Anblicke scheint es, Gewissenhaftigkeit im Urtheilen könne nur gegen den Irrthum schützen, nicht aber zur Erkenntniß der Wahrheit führen. Wenn sich dieses auch so verhielte: sie wäre doch von unschätzbarem Werthe, sie würde uns nämlich in diesem Falle zwar nicht zu dem größesten aller Güter verhelfen, aber uns doch bewahren vor dem größesten aller Uebel; sie würde uns zwar nicht die Einsicht gewähren, die wir wünschen müssen, aber doch vor der Täuschnng sichern, die wir fliehen sollen.

Doch fehlt viel, daß der Erfolg derselben hiebey stehen bleibe.

Wie nämlich Gewissenlosigkeit im Urtheilen dadurch so verderblich wirkt, daß sie häufig nicht nur Falsches für wahr ausgiebt, sondern auch Wahres für falsch, und daß sie die Kraft der Vernunft bald zu hoch anschlägt bald zu gering: so bewirket Gewissenhaftigkeit im Urtheilen hievon das Gegentheil. In dem Maße als sie den Zweifelgeist nährt in Ansehung des Ungewissen, stärket sie die Ueberzeugung von der Gewißheit dessen, was gewiß ist; und in dem Maße als sie uns die Stärke der Vernunft inne werden läßt auf der einen Seite, offenbaret sie uns deren Schwäche auf der andern. So bildet sich mit ihrer Hülfe eine genaue Kunde der Beschaffenheit, und des Umfangs der drey Gebiete, auf denen die forschende Seele abwechselnd weilet, der Gebiete des Zweifels, des Wissens und des Glaubens. Indem sie jedem von den dreyen sein Recht wider-

fahren läßt, und jeden in seinen Schranken hält, gelingt es ihr, die beiden einander entgegengesetzten Täuschungen, deren eine aus dem Wahn entspringt, die andere aus der Grübelei, meidend, stufenweise zur Erfassung und Erschauung des höchsten Wesenhaften emporzusteigen.

Wohlan! derjenige, in welchem sich die hier geschilderte Philosophie zuerst am kenntlichsten ausgeprägt hat, ist Sokrates. Um nicht zu wiederholen, was ich in dieser Rücksicht früher über ihn gesagt habe, will ich heute statt meiner einen andren reden lassen, dessen Worte etwas mehr bedeuten als die meinigen: „Es giebt, sagt Hemsterhuis, in der Welt nur zwey Philosophieen, in welchen die Wahrheiten zusammenhangen, und welche der Verstand nicht entadelt, nämlich die sokratische und die neutonische. Die letztgenannte jedoch, ich gestehe es, verdient kaum den Namen eines Systems der Philosophie, weil sie nur einen kleinen Zweig derselben umfaßt, indem sie sich einzig auf die Mechanik beschränkt, soweit auf diese die reine Geometrie anwendbar ist. Was aber die sokratische betrifft: so gehört alles in ihr Gebiet. Sokrates allein, Sokrates, der des Menschen Gottähnlichkeit glaublich macht, verkündigte die Philosophie, während die andern nur ihre beschränkten philosophischen Systeme predigten. Er lehrte die Menschen, daß sich dieselbe in jedem gesunden Kopfe befindet und in jedem rechtschaffenen Herzen, daß sie nicht die Tochter des Verstandes oder der Einbildungskraft ist, sondren die Quelle einer allgemeinen und unzerstörlichen Glückseligkeit.“

Diesen Ausspruch führe ich um so lieber an, da mir die Worte: alles gehört in ihr Gebiet, Anlaß geben, eine

Frage zu erörtern welche die Gelehrten oft beschäfftigt hat.

Bey'm Xenophon erscheint Sokrates als ein Mann des Volkes, der sich vor seines gleichen durch nichts hervorthut als durch gesunden Sinn und Schlichtheit des Urtheils; der seine Untersuchungen auf Gegenstände beschränkt, welche jedem vor den Füßen liegen; der alles nicht unmittelbar Nützliche und Anwendbare davon ausschließt, und die hierüber hinausgehenden Forschungen als entbehrlich oder gar schädlich verwirft; der sich so zu sagen lauter handgreiflicher Beweise bedient, zu deren Würdigung gewöhnliche Fassungskraft genügt, welche auch hinreicht, das Farbenspiel seiner Ironie zu unterscheiden. Bey'm Platon erscheint er als ein tiefer Denker, dem kein Gegenstand des Wissens fremd oder gleichgültig ist; der die Labyrinthe aller Schulweisen vor ihm unverdrossen durchwandelt hat; der mit seinen Betrachtungen Himmel und Erde umfaßt; der an Abgründen der Speculation nicht ungern verweilt; der gewohnt ist, alles Einzelne auf die höchsten Ideen zu beziehen; der dem dialektischen Zuge der Gedanken unerschrocken folgt, sorglos, wohin dieser ihn führen werde; der ohne Zurückhaltung ausspricht, was er findet, unbekümmert ob es dem gemeinen Verstande zusage oder nicht; der in Zerlegung und Verknüpfung, im Binden und Trennen der Begriffe eine Meisterschaft offenbart, die noch von keinem übertroffen worden.

Man fragt: wer von beiden hat ihn treuer geschildert, Xenophon oder Platon? — Ich antwortete unbedenklich: Beide haben ihn gleich treu geschildert; jeder nämlich so, wie Sokrates sich ihm zeigte. Darin ja eben bestand der

Hauptvorzug des unvergleichlichen Mannes, Allen Alles zu werden; eines jeden Eigenthümlichkeit zu schonen, keinem etwas ihm Fremdartiges aufzudrängen.

Was hätte es geholfen, den Xenophon, diesen zum Handeln bestimmten Mann über den Bezirk des gemeinen Lebens emporzuheben in einen andern, wo er nie einheimisch werden konnte? Nicht genützt hätte es, sondern geschadet durch Verworrenheit des Strebens, die es in ihm hervorgebracht haben würde. Was hätte es geholfen, den Flug, den Platons Seele schon in der Jugend nahm, zu hemmen? Der Schwan hätte sich doch durch eigne Kraft in den überirdischen Raum singend emporgehoben, nur weniger melodisch und vielleicht in andern Richtungen.
Indem Sokrates von seinem Innern dem einen enthüllte, was er dem andern mit weiser Zurückhaltung verbarg, ward unter seinem Einflusse jeder von beiden was er werden sollte. Vermessen wäre es zu fragen, wer von beiden der Vortrefflichere sey, da jeder aus den ihm verliehenen Kräften gebildet hat, was ein tüchtiger Karakter daraus bilden konnte, da des einen Leben wie des andern als ein schönes und hohes Muster vor uns steht, deren Betrachtung gleicher Maßen zu dem Ausrufe begeistern kann:

O! Götter' welch ein Liebreiz hat, welch' ein Verlangen diesen ergriffen!

Es ergiebt sich aus dem Gesagten, warum Sokrates so standhaft leugnete, irgend wen etwas gelehrt zu haben, und warum er die für Verläumder erklärte, welche seine Freunde Schüler von ihm nannten. In der That! Eine Philosophie die gelehrt und gelernt werden könnte, wäre keine;

Was die Pfleger derselben, jüngere und ältere, für einander thun können, besteht nur darin, daß sie über die höchsten und würdigsten Gegenstände des Nachdenkens gegenseitig ihrer Wißbegierde immer neue Nahrung geben, daß sie sich zur tapfern und unermüdlichen Bekämpfung der Scheinweisheit in sich selbst, in anderen, in Freuud und Feind brüderlich vereinen, daß sie kein löbliches Mittel ungebraucht lassen, ihrem Geiste jene heilsame Beweglichkeit mitzutheilen, und dabey dem Herzen jene unerschütterliche Festigkeit zu sicheru, welche beide, wenn sie verbunden sind, allein vermögen, der Uebel größte, womit eine philosophische Seele behaftet seyn kann, abzuwehren, Wahnglauben und Grübelei.

Denkt man sich unter solchen Freunden der Wahrheit einen von entschiedener Ueberlegenheit, wissenschaftliche Unterredungen einzuleiten und zu lenken: so hat man ein Bild von des Sokrates gesprächlichem Unterrichte in der Philosophie im Kreise von Freunden und Gegnern.

Zu bemerken ist noch, daß da Platon in mehreren Hauptwerken sich seines Meisters nicht zum Organ bedient, wir vielleicht berechtigt sind; als vorzugsweise sokratisch anzusehn, was er diesem wirklich in den Mund legt. Hirdurch wird die Theilnahme für das Werk vom Staate noch erhöht, da in diesem Sokrates der leitende Genius ist.

Bey Erklärung desselben wird mein Bestreben dahin gehn, zuerst und vor allen Dingen den Hauptgedanken hervorzuheben, stets gegenwärtig zu erhalten und stufenweise so aufzuhellen, daß sich daraus ein immer zunehmendes Licht über das Ganze und die Verbindung seiner

Theile verbreite, und klar mache, wie diese in einander greifen, die späteren durch die früheren vorbereitet werden, jeder steht, wo er stehen mußte, um den beabsichtigten Eindruck zu machen; warum scheinbar Fremdartiges verknüpft, Zusammengehöriges auseinander gehalten wird, warum angesponnene Fäden bisweilen plötzlich abgerissen, und unerwartet wieder aufgenommen werden. Demnächst betrachten wir die einzelnen Theile als kleinere für sich bestehende Ganze, deren jeder Anfang Mitte und Ende hat, und lesen, nachdem wir uns des Inhalts derselben bemächtigt haben, einzelne Abschnitte in Beziehung auf Darstellung und Wortausdruck, wobey ich nicht ermangeln werde, die kritischen Schwierigkeiten anzuzeigen, wenn ich auch nicht immer vermag, sie wegzuräumen, oder dieses sich ohne unverhältnißmäßigen Aufwand an Zeit nicht thun ließe.

Gelingt es mir, durch solche Behandlung des Werks Ihre auf das Schöne Wahre und Gute hingerichtete Wißbegierde für das ganze Leben in viel größerem Maße zu erregen, als zu befriedigen: so wird mein Zweck erreicht.

Ueber ein im Regierungsbezirk Cleve aufgefundenes fossiles Thiergerippe.

(Mit einer Kupfertafel)

Von E. d'Alton.

Im Jahr 1814 wurde am Canal du Nord, bei Loisenburg in der Nähe des dem Grafen von Schaesberg zugehörigem Schlosses Krickenbeck, in einer Torf-Grube 40 Fuß unter der Oberfläche der Erde, das vollständige Gerippe eines 5 Fuß hohen Thieres, das mit einem fremdartigen Geweihe begabt war, aufgefunden. Der Entdecker dieses Gerippes, ein unwissender Landmann, war, als ein Jagdliebhaber, gerade Kenner genug, um in dem Geweihe eine Abweichung von dem ihm bekannten Hirschgeschlechtern zu bemerken, und ohne eine besondere Wichtigkeit auf seine Entdeckung zu legen, doch das Geweih der Aufbewahrung werth zu achten. Er trennte es daher vom Schädel und überließ diesen, wie das übrige Gerippe dem Muthwillen seiner Kinder, die es zerschlugen nnd die Stücke davon so zerstreuten, daß es einer nachherigen sorgfältigen Nachforschung nicht mehr gelungen ist, nur etwas davon wieder aufzufinden.

Ein Jäger des Grafen von Schaesberg, der dieses Gerippe nach seiner Zerstörung gesehen und einen Knochen

davon zu sich genommen, aber wieder weggeworfen hatte, erzählte bei späterer Erkundigung, daß dieser Knochen, den er einige Zeit aufbewahrt, nun aber weder zu nennen, noch genauer zu bezeichnen wußte, wohl noch einmal so stark, als ein gleicher Theil von einem ausgewachsenen Hirsch gewesen sei; auch möchten die Klauen der Füße an Stärke und Größe die einer Kuh bei weitem übertroffen haben.

Im Jahr 1817 rettete endlich Herr Leonard Sardon von Geldern das Geweih selbst von einem ähnlichen Untergang, indem er es kaufte und Herrn Dr. Monheim in Aachen schenkte, der es noch gegenwärtig besitzt, und dem ich diese Nachrichten so wie die Erlaubniß zu einer vielseitigen Zeichnung verdanke, die Herr Wasserbau-Inspector Röseler für mich verfertigen zu lassen, die Güte hatte.

Dieses Geweih, welches in natürlicher Größe, mit allen Merkmalen der sorgfältigsten Treue gezeichnet, vor mir liegt, und welches ich sogleich, wie nach vielfältiger Vergleichung der besten Abbildungen und Beschreibungen, für das Geweih eines Rennthiers (Cervus Tarandus, Rangifer) erkannte, ist in seiner größten Ausdehnung, vom linken zum rechten Vorderast, nur 25 Zoll weit. Der Abstand vom Ende des Vorderastes bis zum Ende des Hinterastes beträgt 7 Zoll. Die hier beigefügten Abbildungen Fig. 1. 2. 3. 4. und 5. sind auf ein Sechstheil der natürlichen Größe gebracht. Die unverhältnißmäßige Stärke des Satmmes gegen die Äste, so wie der geringe Umfang dieses Geweihes, gegen die angegebene Größe und Stärke des Körpers gehalten, überzeugen uns,

daß dieses Thier schon größere Geweihe getragen, und eben im Aufsetzen war, als es verendete. Daher auch die perlenartigen Auswüchse, die sich an ausgebildeten Geweihen der Rennthiere nicht mehr finden.

Das Geweih eines Rennes, wie ich solches Fig. 8. abgebildet, besteht gewöhnlich aus drei Hauptästen, einem Vorder- einem Mittel- und einem Hinterast und diese Hauptäste verzweigen sich nachher in mehrere Enden. Nicht selten aber fehlt nach Campers Bemerkung *) der Mittelast, der sich auch nur auf einer Seite des von ihm gezeichneten Geweihes findet, welches ich zur Vergleichung unter Fig. 6. abgebildet habe. An einem andern über Norwegen an Camper gesandten Renne, fehlte der Mittelast auf beiden Seiten. Dem vorliegenden fehlt derselbe gleichfalls bis auf eine geringe Spur. Ich habe diese Stelle, so wie den Mittelast der beiden andern Geweihe, mit a bezeichnet. Die zwei Hauptäste dieses Geweihs, wovon (nach dem natürlichen Stande derselben) der eine nach vorn, der andere nach hinten gerichtet ist, unterscheiden sich wesentlich von den Geweihen junger Thiere, die, nach der Weidmanssprache, Gabler genannt werden. Ein solches ausgebildetes Geweih mit zwei Enden, von einem Renne habe ich, aus Büffon entlehnt, **) Fig. 8 abgebildet

Die allgemeine Beobachtung, daß an starken Geweihen, wo sowohl die Stämme, wie die Sprossen, in ihrem Grunde tief nach unten gesenkt stehen, sich der untere

*) Naturgeschichte des Rennthiers in dessen Naturkundigen Verhandelungen 1782.

**) Hist. nat. T. XII P. XII Fig. I. Amst.

Bogen in seiner Richtung immer zuerst bildet, und schon ausgewachsene Stangen nicht mehr herab senken, so zwar, daß beim Edelhirsch die Augensprossen, die vollendet, wie alle andere Enden, aufwärts stehen, im Anfange ihres Wachsthums hackenförmig nach unten gerichtet sind, erklärt auch hier die fremdartig scheinende Gestalt der nach unten gesenkten Stangen dieses Geweihes.

Nach Linné, Pontoppidan, Hoffberg, und Klein, die Rennthiere in ihrer Nähe zu beobachten Gelegenheit hatten, wechseln diese, wie die Hirsche, alljährlich nach vollendeter Brunstzeit die Geweihe, die, wie bei jenen um so mehr Enden bekommen, je älter die Thiere werden, und eben so sind die Geweihe in dem Grade weiter auseinander und tiefer herabgesenkt, als das Thier älter und das Geweih stärker ist. Büffon bemerkt, daß dem Renn die Vorderäste oft so weit vorwachsen, als der Kopf lang ist, und daß diese den Thieren beim Weiden eben so hinderlich, als zum Wegscharren des Schnees förderlich seien. Eine gleiche Neigung sich herabzusenken, und nach vornen auszubreiten, zeigen auch die Vorderäste dieses Geweihs, an welchen sich schon deutlich das Hervorsproßen mehrerer Zweige bemerken läßt; und selbst an dem stumpfen Ende des Hinterastes scheint sowohl die gleiche Stärke als wie die besondere Form desselben ein ähnliches Verzweigen anzudeuten.

Die Verschiedenheit, die dennoch zwischen unserm, und anderen, diesem Geschlechte angehörigen Geweihen statt findet, kann uns nicht befremden, da in diesen Theilen überall eine große Verschiedenheit zu erkennen ist, wie elbst an diesem Geweihe die verschiedene Richtung des linken

Vorderastes mit dem rechten verglichen, zeigt, und auch in den Abbildungen von Camper, Büffon, Allamand, Klein und Mellin zu erkennen ist. Diese Verschiedenheit entspringt vielleicht einzig aus dem Geschlechtsunterschied, da die Rennthiere die einzige Gattung der Hirsche sind, in welcher beide Geschlechter Geweihe tragen und alljährlich wechseln. Nach Hoffberg*) läßt das Männchen sein Geweih am Ende des Monats November fallen, das Weibchen schon im Anfange desselben, wo es seine Jungen wirft; ist es aber nicht befruchtet, so verliert es sein Geweih im Winter, welches so regelmäßig zu geschehen pflegt, daß die Lappländer daran erkennen ob ein Weibchen trächtig ist oder nicht. Die Geweihe der Weibchen sollen auch insgemein kleiner und von verschiedener Form sein. Eine solche Geschlechtsverschiedenheit in dem Geweih, zeigt auch das im Jahr 1764 vom König von Schweden an dem Prinzen von Conde geschickte, und von de Seve gezeichnete, weibliche Renn, in Vergleichung mit andern Abbildungen die sämmtlich von männlichen Thieren genommen sind. An dem Geweih dieses weiblichen Thieres, befinden sich, wie an unserem nur zwei Hauptäste und zwei kleine Augensproßen.

Eine andere, nicht minder merkwürdige Eigenschaft der Rennthiere erzählt Linné, und Hoffberg bestätiget solche, daß nemlich nicht nur beide Geschlechter Geweihe tragen, sondern daß auch verschnittene Thiere noch aufsetzen und abwerfen, nur etwas später, als die anderen, aber immer

*) Linnaei Amoen. Acad. Tom. III

) Supplément à l'hist. nat. Tom. III. Pl. XVIII.

desto eher, je stärker sie sind. Scheffern, Hulden und Mellin wiedersprechen dieser Behauptung. Fluden und Mellin aber sagen, daß die Geweihe der Verschnittenen, wie bei den andern Hirschen, nicht mehr abfallen, und daß, wenn diese zur Zeit der Operation rauh sind, auch die Haare derselben beständig im üppigen Wuchse bleiben. Es muß uns billig befremden, daß man hierüber noch zu keiner Gewißheit gelangt ist, da das Renn in Lappland zu den Hausthieren gehört. Erwägen wir aber, daß bei dem Rennthier das Geweih nicht, wie man bei den andern Hirschen annimmt, Geschlechtsbedeutung haben kann, indem es hier beiden Geschlechtern eigen ist; (wiewohlauch manchmal eine alte Hirschkuh die nicht mehr fruchtbar ist, ein Geweih von beträchtlicher Größe aufsetzt) so kannes auch nicht befremden wenn wir finden, daß das Verschneiden in dem einen Fall nicht gleiche Folge wie in demandern hat.

Eben so wenig, wie die scheinbare Verschiedenheit der Bildung dieses Geweihs, die nur in der unvollendeten Entwicklung besteht, (wie hier offenbar der längere und schwächere Vorderast, in Vergleich des kürzern und stärkern Hinterastes zeigt, da auch bei alten Hirschen die starke Geweihe aufsetzen „die Augensprossen schon nach 14 Tagen 6″ betragen, obgleich die Stangen selbst noch keinen Fuß lang sind) zeugt auch der südliche Fundort des Gerippes gegen meine Bestimmung desselben; denn es läßt sich wohl kaum zweifeln, daß dieses Thier auch da gelebt habe, wo sein vollständiges Skelet aufgefunden wurde, und obgleich nach Linne und Pontoppidan gegenwärtig nur die mit ewigem Schnee bedeckten Zonen der Polarkreise von Europa, Asia

und Amerika, als der Wohnort dieser Thiere angegeben werden; so sind nicht nur nach neueren Erfahrungen diese Gränzen zu beschränkt angenommen, da sich das Renn nach Gmelin im Tungutschen Gebiete unter 56°. und nach Pallas in der Tartarei untern 50°, ja nach Allamand sogar in Canada, wo das Renn Caribou genannt wird, unter dem 40 Grade vorfindet, und einige dieser Thiere, welche nach England gebracht wurden, in dem Park des Herzogs von Richmond neun bis zehn Monat lebend auszudauren vermochten, sondern es ist auch gewiß, daß die Gränzen, wie solche gegenwärtig bestehen, nicht immer gewesen sind, da die allmählige Verbreitung südlicher Thiere nach Norden (wie z. B. des Esels von dem, Aristoteles sagt, daß er weder in Scythien noch in Gallien zu leben vermag, und der sich jetzt, obschon nur als Hausthier, in Schweden verbreitet) sicher auf ein gleiches Zurückziehen nördlicher Thiere hindeutet, und Cäsars*) Zeugniß unwidersprechlich beweist, das, noch zur Römerzeit, Rennthiere in Deutschland lebten. Mag man also auch dieses fossile Skelet für die Ueberreste eines in der Gegend seiner Auffindung verlaufenen Thieres halten, so muß doch der Wohnort desselben in Deutschland angenommen werden.

Dennoch scheinen in jener Zeit und Gegend Rennthiere schon sehr selten gewesen und von den Römern nur aus der Ferne beobachtet worden zu seyn, da Cäsar (dessen Beschreibung einzig auf des Renn zu deuten ist) sagt, daß im Hercynischen Walde, unter vielen Gattungen wilder Thiere,

*) De bello gallico Lib VI. §. 25 Ed. Gracv.

sich eines befinde, das in der Mitte der Stirn, zwischen den Ohren, ein einziges Horn habe, welches höher und mehr ausgebreitet, als alle damals bekannten Hörner sei; und von dessen Spitze sich die Aeste, wie die Finger aus der Handfläche, weit auseinander breiten. Die von Camper vorgeschlagene Leseart, statt inter aures unum cornu, wie es in der angeführten Ausgabe des Cäsars heißt, inter aures geminum cornu zu setzen, scheint mir zu willkührlich, da bei einem so flüchtigen und in seiner Wildheit scheuen Thiere ein Irrthum in der Beobachtung eben so möglich wie im Abschreiben ist, und dieß um so mehr, als diese Thiere sich nur im Winter, wo sie sehr lange, selbst bis über die Nase hinaus, laufende Haare haben, in der Ebne verbreiten, im Sommer aber die höchsten mit ewigen Schnee bedeckten Gebürge aufsuchen. Auch scheinen diese Geweihe, die gegen ihre große Ausbreitung und gesenkte Richtung im Grunde sehr enge stehen, von Ferne betrachtet, wirklich aus einem Stamm entsprossen. Aus einem ähnlichen Grunde bezeichnet auch Plinius,*) der das Renn sogar in Aethiopien einheimisch glaubt, dieses als ein Thier von der Größe eines Ochsen, mit gespaltenen Klauen, ästigen Geweih, dem Kopfe eines Hirsches, an Farbe aber und durch die gleichlangen Haare einem Bären zu vergleichen. Ueberhaupt aber giebt Plinius das unbegränzte Scythien, worunter alle nördlichen Gegenden Europas verstanden wurden, als das eigentliche Vaterland der Rennthiere an.

Wenn Cluver,**) in der Verlegenheit, die Gränzen des Hercynischen Waldes zu bestimmen, der sich an dem Harz anschließend noch Rennthiere hegen soll, Cäsars Beschreibung,

*) Lib VI. c. 14. **) Germania antiqua.

der das Renn einen Ochsen von der Gestalt eines Hirsches nennt, (est bos cervi figura) unbegreiflich findet, wie hierunter ein Rennthier zu verstehen sei, so bemerkt dagegegen Camper,*) daß Ochse bei den Römern die allgemeine Benennung großer Thiere gewesen sei, wornach sie das Nashorn einen Aethiopischen, den Elephanten einem Lucanischen Ochsen genannt haben, so wie wir andere Thiere wegen geringer Aehnlichkeiten Seekühe und Seelöwen nennen. Auch ist Cäsars Beschreibung schon darum auf kein anderes Thier zu deuten, weil er das besondere Merkmal desselben, daß die Weibchen auch Geweihe tragen (Eadem est feminae marisque natura, eadem forma, magnitudoque cornuum) bestimmt und richtig angegeben. Diese Schwierigkeit, die Gränzen des Hercynischen Waldes zu bestimmen, dessen Größe Mela **) auf 60 Tagreisen angibt, und den daher Cluver, der zu großen Werth auf diese Angabe zu legen scheint, da nicht abzusehen ist, wie, und in welcher Richtung dieser Wald damals gemessen worden seyn soll, vom Harze an über ganz Preußen und Pohlen bis Moskau aus dehnt, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen, und Rennthiere in das Gebiet desselben hinein zu ziehen, verschwindet nun, da wir wissen, daß sich diese Thiere auch noch diesseits des Rheins verbreitet gefund.n: und so verdankt auch die Geographie des alten Germaniens der Auffindung dieses Gerippes eine kleine Bereicherung.

Sollte aber gleich das Vorgeben Büffons, daß auch in späterer Zeit sich noch auf den Pyrenäischen Gebirgen Renne aufgehalten, welches sich einzig auf die Erzählung des Gaston de Fo genannt Poebus, gründet, der diese Thiere Ranglier nennt,

*) A. a. O. **) Lib. III c. 3.

unwahrscheinlich sein, da diese Nachricht ohne alle naturhistorische Beweise ist; so finden sich doch noch Spuren ihrer Verbreitung bis an die Gränzen der Schweitz. In der Schweitz selbst, haben sich dagegen keine Merkmale ihres Aufenhalts gefunden, obgleich die hohen Berge dieses Landes, ein der Natur dieser Thiere angemeßenes Klima darzubieten scheinen: daher die Höhen allein zu ihrer Erhaltung nicht für sie hinreichend zu achten und der Mangel entsprechender Nahrung, wie die klimatischen Veränderungen unserer Zone die Vernichtung oder Vertreibung dieser Thiere aus unseren Gegenden bewirkt haben mögen. In welche Zeit aber das Verschwinden dieser Thiere zu setzen ist, vermögen wir eben so wenig auszumitteln, wie das eigentliche Alter dieses Geweihes zu bestimmen. — Es dürfte sich aber wohl nach der natürlichen Verwandschaft des Renn mit dem Elennthier (Cervus palmatus), das von den Deutschen ursprünglich Elch oder Elk genannt wurde, und von dem sich in unserer Umgegend nicht selten fossile Reste auffinden, zu Folge dieser Verwandschaft, unter dem Schelk der Nibelungen, das Renn vermuthen lassen: wornach sich diese Thiere, wenn unsere Vermuthung gegründet wäre, noch zu Carls des Großen Zeiten in Deutschland aufgehalten hätten, ohne daß darum anzunehmen ist, daß in dieser Zeit das Klima desselben, dem gleich gewesen, wo diese Thiere gegenwärtig leben; da die Veränderungen wie die Folgen des Klimas sich nur allmählig ereigneten, und die höhern Thiergattungen vermöge der Biegsamkeit ihrer Natur dabei länger auszudauern vermögen, als dieß bei plötzlicher Versetzung in andere Zonen möglich ist.

Erklärung der Kupfertafel.

Fig. 1. Das fossile Geweih von der linken Seite, Fig. 2 von der rechten Seite; Fig. 3. von vornen, Fig. 4. von hinten, und Fig. 5. von oben angesehen. Fig. 6. Das Geweih eines jungen Renn, wie solches Camper abgebildet Fig. 7. Die Stange eines Gabler. Fig. 8. Das vollkommen ausgewachsene Geweih eines alten Renn.

Ueber die Musik der Griechen,

vom

Prof. K. D. v. Münchow.

Aus keinem Gebiete der griechischen Kunst sind so wenig Darstellungen bis auf unsere Zeiten gekommen, als aus dem der Musik. Vier Hymnen, von denen der eine (den Anfang einer Pindarischen Ode enthaltend) bloß durch Abschrift und Mittheilung Kirchers bekannt geworden, also von noch zweifelhafter Autorität ist, machen in diesem Kunstzweige die ganze Verlassenschaft des Alterthums aus. Obgleich es uns nun daneben nicht an einer fast mehr als hinreichenden Anzahl alter, unsern Gegenstand besonders behandelnder, Schriften mangelt, die sich über Theorie und allgemeine Einrichtung der Musik nnd ihrer Kunstmittel ausführlich genug verbreiten; obgleich uns ferner Plutarch sogar eine Geschichte der alten Musik hinterlassen hat; so ist der Stoff, der einem, einigermaßen sichern, Urtheil über die Art der alten Musik zur Grundlage dienen könnte, damit doch nur um Weniges vermehrt. Zu diesem Wenigen möchte etwa zu rechnen seyn, daß wir aus jenen Schriften erfahren: welche Töne die Griechen als wohllautend aufeinander bezogen und welche nicht; auf wie viel Arten sie in unmittelbarer Stufenfolge von einem Ton zum ander gehen konnten; und endlich, wie sie die Töne dem Auge bezeichneten (auf welcher Angabe nämlich

die Deutung der vorerwähnten Hymnen beruht). Unter Umständen, die der Vermuthung und dem Zweifel, ein so weites Feld eröffnen, wird man sich nicht wundern, wenn die Urtheile über die Beschaffenheit und den Werth der alten Musik viel weiter auseinander gehen, als es bei andern Zweigen der Griechischen Kunst möglich war. Denn wo es auf das geringe Uebergewicht einiger Wahrscheinlichkeiten ankommt, da wird der kleine Ausschlag, den sie bewirken können, meistens durch unvermerkte Einmischung vorgefaßter Meinungen verdeckt. Zu dieser Behandlungsweise bot aber insbesondere unser Gegenstand die bequemste Gelegenheit. Es ist nämlich bekannt genug, daß den Griechen ihre Musik ein Gegenstand der höchsten Bewunderung war, daß sie ihr die außerordentlichster Wirkungen auf das menschliche Gemüth, ja sogar auf den Sinn der Thiere zuschrieben, Wirkungen, welche die neuere Musik von sich allerdings nicht rühmen kann. Hat man nun einmal bei sich festgesetzt, daß alles dasjenige, was dem, in vieler Hinsicht unläugbar höchst ausgebildetem, Schönheitssinn der Griechen als bewundernswürdig erschien, dem höchsten Gipfel der Kunst sehr nahe gewesen seyn müße, so ist die Sache der alten Musik sehr bald entschieden. Man hat ja nunmehr ein inneres Princip der Beurtheilung, dem alle äußeren historischen Zeugniße stets untergeordnet bleiben. Kommen dann etwa Zeugniße dieser Art vor, deren Aussage der festgesetzten Meinung nicht entspricht, so ist die Aufgabe zu lösen: diejenigen Umstände aufzufinden, unter deren Voraussetzung jene Zeugniße zweifelhaft, unzureichend oder wohl gar der auszuführenden Behauptung günstig werden. Und da sich am Ende fast jedes historische Zeugniß bezweifeln und unter veränderten Voraussetzungen bald so,

halb anders deuten läßt, so gelangt man auf diesem Wege immer ganz sicher zu demjenigen Ziel, welches man der Untersuchung vorgesteckt hatte, schon ehe sie begann. In der That haben schon in frühern Zeiten viele treffliche Gelehrte auf diese Art herausgebracht, daß die alte Musik alles, was in der neuern von wirklichem Kunstwerth seyn mögte, in sich vereinigt, und daß sie außerdem noch so viele andere, der letztern entweder gar nicht, oder doch nicht in demselben Grade zukommende, Eigenschaften besessen habe, daß an ihrem Vorzuge durchaus nicht zu zweifeln stehe. Diese Meinung blieb jedoch nicht unbestritten. Immer mehrere, und, wenn wir auf vollständige Kenntniß des Gegenstandes sehen wollen, höchst bedeutende Gegner erhoben sich wider dieselbe, und so wurde die entgegengesetzte, besonders als gegen Ende des letzten Jahrhunderts die neuere Musik zu einer höhern Stufe der Entwickelung gelangt war, endlich fast allgemein die obsiegende. Kürzlich kamen mir indessen einige neuere Schriften in die Hände, deren Aeußerungen anzuzeigen schienen, daß man sich gegenwärtig in diesen Sachen wiederum auf der Umkehr befinde. Da mich der Gegenstand interessirt, so fand ich hierin Veranlaßung zu der, in den nachfolgenden Blätttern enthaltenen, zunächst zu meiner eigenen Befriedigung angestellten, Untersuchung. Bei derselben schienen mir die sonst schon bekannten Entscheidungsgründe, theils durch eine anders geordnete Aneinanderreihung, theils durch neue Erwägung der vorhandenen Zeugniße, theils endlich durch Beziehung auf allgemeinere Betrachtungen so viel an Stärke zu gewinnen, daß ich es der Mühe nicht unwerth hielt, meine Untersuchungen zur Mittheilung aufzusetzen. Indem ich gegenwärtig die Gelegenheit des Jahrbuchs zu ihrer Bekannt-

machung benutze, wünsche ich mich in jener Meinung nicht betrogen zu haben.

Von den Hülfsmitteln, die mir bei meiner Arbeit zur Hand waren, scheint es mir nützlich folgende hier ausdrücklich anzuführen.

Antiquae Musices auctores septem rest. etc. Marc Meibomius. Amstelod. 1652.

Claud. Ptolemaei Harmonicorum ibri III ex rec. Ioh. Wallisii Oxon. 1682.

Storia della Musica da Fra Giambatt. Martin Tom. I. Bologna 1757.

Dr. Karl Burney's Abhandlung über die Musick der Alten, übers. v. Eschenburg. Leipz. 1781.

Scriptores ecclesiast. de Musica etc. a Mart. Gerberto, Typis San-Blas. 1784.

Forkels allgemeine Geschichte der Musik. Leipzig, 1. Bd, 1788, 2. Bd. 1801.

Der Gebrauch, den ich von andern Büchern gemacht habe, wird sich gelegentlich ergeben.

Die Opera Wallisii und die Memoires de l'Academie des Inscriptions. etc. sind für unsere Bibliothek noch unterweges. Dieß war mir in Ansehung der Abhandlungen, die Bürette über meinen Gegenstand zu jenen Memoires geliefert hat, besonders unangenehm, theils weil von ihm vielleicht noch manches, das Burney und Forkel in ihre Schriften nicht aufnahmen, zu lernen gewesen wäre, theils weil ich nun nicht weiß, ob nicht einige meiner Ausführungen für seine Leser völlig überflüßig sind.

Was nun endlich den Gang meiner Untersuchung betrifft, so werde ich zunächst einige Bemerkungen über-

die Töne der alten Musik und deren Anwendung machen; dann werde ich mich mit der Frage beschäftigen: ob die Alten eine vielstimmige Musik (einen Contrapunkt) besaßen; hierauf werde ich den Charakter der neueren und alten Musik zu bezeichnen bemüht seyn; und endlich werde ich mit der Vergleichung beider Musiken in Hinsicht auf ihren verhältnißmäßigen Kunstwerth die ganze Verhandlung zum Schluß führen. Wenn ich in diesen Abtheilungen nicht vermeiden kann häufig besprochene Dinge zu wiederholen, so hoffe ich doch dabei auch einige Gelegenheit zur Anknüpfung neuer Betrachtungen zu erhalten.

Bemerkungen über die Töne, deren die alte Musik sich bediente, und ihre Anwendungsart.

Es ist bekannt genug wie sich die Verhältniße der Töne, mittelst der Längen, der, diese Töne angebenden, gleich dicken und gleichgespannten Saiten von gleicher Materie durch Zahlenverhältniße ausdrücken laßen. Diese, von den Griechen, wie es scheint, schon seit den ältesten Zeiten in Anwendung gebrachte, Bestimmungsart *) setzt uns in den Stand, die ihnen gebräuchlichen Tonreihen, was die beabsichtigte Stufenfolge der Töne anlangt, mit völliger Sicherheit her zu stellen. Allerdings bleibt hiebei noch die Frage übrig,

*) Eine andere, ihnen ebenfalls gebräuchliche, sich auf Gewichtverhältniße beziehende, ist nur deswegen merkwürdig, weil sie zeigt, wie lange ein, durch ein leicht anzustellendes Experiment wiederlegbarer, Irrthum, in der griechischen Physik Platz behalten konten.

in wie fern die, von den Griechischen Theoretikern beabsichtigte, Tonfolge mit der gebräuchlichen übereingestimmt habe, doch auch über diesen Zweifel beruhigt uns Ptolemäus, der an einigen Orten seines Werkes (Harmon. p. 79, 218) ausdrücklich versichert, daß die von ihm entworfene, auf einem (wie die Beschreibung zeigt) seiner Absicht genügenden Instrumente streng ausgeführte, Tonfolge die Ohren der geübtesten Musiker befriedigt hätte.

Die Art nun wie die Griechen ihre Tongänge aus ganzen Tönen (Verhältniß $^9/_8$), halben (Verhältniß $^{256}/_{243}$ Limma genannt) und noch kleinern Intervallen (Diësen bis zum Verhältniß $^{56}/_{55}$ herab) bildeten, darf, als bekannt, hier voraus gesetzt werden.

Eben so werde ich hier auch nicht nöthig haben von den Tonsystemen nach Tetrachorden, deren Verbindung und Trennung; von den Tongeschlechtern nach der verschiedenen Höhe und Tiefe der mittlern Saiten in den Tetrachorden; von den Benennungen der Saiten nach ihrer Nebeneinanderstellung u. s. w. zu sprechen.*) Nur das möchte bei dieser Gelegenheit zu erinnern seyn, daß die im Absteigen mit unserer heutigen Molltonleiter nahe übereinstimmende Tonfolge der funfzehnsaitigen Lyra noch nicht hinreichend ist, der griechischen Musik lauter molltonartige Gänge zuzuschreiben.

Eine nähere Betrachtung erfordert dagegen die Lehre von

---

*) Hinlängliche Auskunft über diese Dingen giebt der 1. Bd. von Forkels obengenanntem Buche.

den Tonarten der Alten, weil über diesen Gegenstand die Meinungen noch getheilt sind.

Ein großer Theil der neueren Schriftsteller versteht nämlich das, was die Alten in dieser Hinsicht sagen, so, daß sie die Veränderung n der Tonart in einer durchgängigen, um das nämliche Interhall erhöheten oder vertieften Stimmung aller Töne der anfanglichen Tonreihe bestehen lassen, und für diese Deutung scheinen die bezüglichen Stellen der alten Musiker mit vollkommener Klarheit zu sprechen.*) Die Sache wurde demnach entschieden seyn, wenn nicht leider an anderen Stellen die verschiedenen Arten von Oktaven, die sich aus den Tönen einer und derselben Tonleiter bilden laßen, je nachdem man andere Töne zu Gränzen erwählt, zugleich unter den Namen einiger von jenen Tonarten zum Vorschein kämen.**) Der hieraus entstehende Zweifel wird noch dadurch gesteigert, daß Ptolemäus die auf ihn gekommenen funfzehn Tonarten deswegen auf sieben glaubt beschränken zu dürfen, weil es in derselben Tonfolge nur sieben verschiedene Octavengattungen geben könne,***) und daß zugleich sein, von diesen sieben Tonarten mitgetheilter, Entwurf nach Maaßgabe jener Octavengattungen eingerichtet ist. Nimmt man endlich hiezu noch, daß auch die alten, wohl nicht mit Unrecht als Ueberlieferung angesehenen, Kirchentonarten, nichts anders als Octavengattungen sind, so wird man kaum umhin können die Tonarten der griechischen Musik ebenfalls auf Octavengattungen zu beziehen. Man

*) Aristoxenus p. 37. Euclides p. 19, 20. Bachius sen. p. 12, 13. Aristides Quintil p 23. Ptolemaeus p. 117.

**) Euclides 15, 16. Gaudentius p. 19, 20. Bachius sen p. 18. 19. Aristides Quintil p. 17 18.

***) Ptolemaeus c. IX.

darf es daher nicht unerwartet finden, wenn dieß die Meinung eines andern Theils der neuern, unsern Gegenstand abhandelnden, Schriftsteller geworden ist.

Es giebt inzwischen außer diesen Meinungen noch eine dritte, jene beiden, und die verschiedenen Aussagen der Schriftsteller, wie es scheint, vereinigende. Um die Erläuterung derselben aber sogleich auf den Gegenstand selbst zu beziehen, wollen wir von der mit unsern Tonnamen bezeichneten Reihe.

A H C D E F G a h c d e f g $\bar{a}$

ausgehen, die, wenn man die Intervallen der halben und ganzen Töne den Zahlen der Alten gemäß bestimmt, nach Ueberlieferungen die Tonfolge der Hypodorischen Tonart des diatonischen Geschlechts darstellt. Wird nun jeder Ton dieser Reihe um das Intervall eines ganzen Tons höher genommen, so erhält man folgende, die Hypophrygische Tonart darstellende, Reihe:

H Cis D E Fis G a h cis d e fis g $\bar{a}$ $\bar{h}$.

Man vergleiche jetzt die Octaven, die in beiden Reihen zwischen denselben Tönen z. B. zwischen a und $\bar{a}$ liegen, und man wird veränderte Octavengattungen finden. Betrachtet man den Gang der Töne von a zu $\bar{a}$ in der ersten Reihe als eine Melodie, so wird dieser Gang in der zweiten eine Veränderung erleiden und diese Veränderung wird nun nach derjenigen Meinung, die hier dargestellt werden sollte, dasjenige ausmachen, was die Alten V e r ä n d e r u n g d e r T o n a r t nannten.

Diese Meinung vereinigt, was Ptolemäus S. 124 seiner Harmonik sagt, mit der zuvor angeführten Stelle desselben; indem das Anfangen von t i e f e r n (h ö h e r n) O r t e n

(ἀπὸ τῶν βαρυτέρων [ὀξυτέρων] τόπων) nicht grade auf ein Anfangen von tieferen (höhern) Tönen zu deuten ist.

Aus eben dieser Meinung ergiebt sich auch sogleich der Grund zur Benennung der verschiedenen Octavengattungen, indem dieselben, in denjenigen Tonarten, deren Namen sie tragen, zwischen einerley Gränztöne, nämlich zwischen die Gränztöne der obersten Octave der Hypodorischen, also derjenigen Tonart fallen, die, weil sie mit dem tiefsten Tone der griechischen Tonleiter anhebt, auch als die erste betrachtet zu werden pflegt.

Da eine weitere Ausführung jedoch nicht dieses Orts ist, so wollen wir uns mit dem Ergebniß begnügen, daß die Verschiedenheit der Tonarten wenigstens einen verschiedenen Inbegriff von Tönen voraussetzte.

Welchen Gebrauch machte man nun aber in der griechischen Musik von den verschiedenen Tonarten zur Bildung der Melodie? Um den Sinn dieser, für unsere Untersuchung sehr bedeutenden, Frage so genau wie möglich zu bestimmen, wollen wir das Verfahren, nach welchem die neuere Musik ihre Tonarten zu Melodien anwendet, etwas näher betrachten. Die Tonarten der neuern Musik sind, zwar nicht in Hinsicht der Ausdehnung, doch aber in Ansehung der Intervallen, ebenfalls auf einen gewissen Inbegriff von Tönen in so fern beschränkt, daß jeder über diesen Inbegriff hinausliegende Ton innerhalb desselben seine Octave antreffen muß. Aus diesen Tönen entwickelt sich nun die Melodie nach dem Gefühl gewisser, wiederum durch jene Töne darstellbarer, nach den Foderungen des Ohres zusammengehöriger, Accorde (Zusammenklänge mehrerer Töne.) Derjenige von jenen Tönen, von welchem man bis zu seiner Octave nach dem Gefühl der nämlichen Accorde durch immer höhere oder tiefere Tonstufen fortschreiten kann, giebt der Tonart (als ihr Grundton) den

Namen. Der eben erwähnte Tongang selbst macht dann die Tonleiter der Tonart aus, und die in ihm verknüpften Töne bestimmen, in dem vorherangegebenen Sinne, den Inbegriff der zur Tonart gehörigen Töne. Alle Melodien der Tonart sind demnach, was ihre Art anlangt, in der Tonleiter gewißermaßen vorgebildet. Das Princip aber, nach welchem die Töne der Tonart zur Anwendung kommen, ist ein Princip des sinnlich bedingten Zusammenklangs, nach welchem die einzelnen Töne einander fordern.

Hieraus muß nun sogleich klar seyn, daß ohne die Kenntniß eines solchen Princips der Anwendung durch die bloße Angabe des, zu einem gewissen Tonstük gebrauchten, Inbegriffs von Tönen für die Bestimmung der melodischen Gänge desselben noch sehr wenig gewonnen ist. Fragen wir aber für die alten Tonarten nach einem ähnlichen Princip, so bleiben uns die Schriftsteller die Antwort schuldig. Hier kommen uns demnach die oben erwähnten vier alten Melodien sehr erwünscht zu Statten, die, welchen Kunstwerth sie auch in den Augen des Griechen haben mogten, doch für die alte Musik dasselbe müßen leisten können, was für die neuere selbst das unbedeutendste Lied kann, nämlich über die Verbindungsart der Töne zu Melodien eine hinreichende Auskunft zu geben.

Nehmen wir diese Melodien nun zur Hand, so finden wir nur in der von Kircher bekannt gemachten eine schwach gebundene Tonfolge, in der die Andeutung eines Gefühls von Tonart im ungefähr demselben Sinne liegt, wie in den alten Kirchenmelodien, weshalb auch Burney (jedoch nicht ohne Zuziehung des Subsemitonii modi aus e moll) eine harmonische Begleitung zu demselben finden konnte. Die

anderen drei (deren eine sich zur Probe in der Anmerkung findet.*) haten in ihrer Tonfolge fast durchaus kein

*) Ich will diese drei, die man nach den Umständen ihrer Auffindung alle Ursach hat für wirkliche Proben alter Composition zu halten, mit dem Namen der drei ältesten bezeichnen, jedoch bloß Kürze halber. Die vierte, die mehrere Anfangsverse vom ersten Pythischen Gesang des Pindarus enthält, wollte Kircher in der Bibliotheck des Klosters St. Salvator bei Messina gefunden haben. Bei dem, zum Theil gerechten, Mistrauen gegen Kirchers Mittheilungen war Bestätigung wünschenswerth. Diejenige die Bürette erhalten konnte, bestand in der bloßen Anzeige, daß es in jener Bibliotheck mehrere, den Chor (Kirchengesang) betreffende, Schriften gegeben habe.

Die Noten dieser alten Gesänge ließen sich aus dem Alypius ohne alle Voraussetzung deuten. Hiebei ergab sich, daß die drei ältesten der Lydischen Tonart angehörten. Der Kirchersche enthält keine ganz entscheidenden Notenzeichen. Er kann dieserhalb zur Lydischen bei verbundenem Tetrachord, sonst aber auch zur Hyperlydischen oder Hypophrygischen Tonart gerechnet werden.

In Beziehung auf die nachfolgende Probe (die wahrscheinlich ein Präludium, wie deren Plutarch (de Musica VI.) erwähnt, ausmachte, erinnere ich, daß die über den Sylben stehenden Buchstaben die, zu diesen Sylben gehörigen, Töne nach unsern Tonnamen bezeichnen. Drunter stehen die Quantitäten, die der griechische Rhythmus fordert. Will man dabei die griechischen Intervallen beobachten, so muß man eine Harfe so anwenden, daß die ganzen Töne das Verhältniß 9/8 die halben das Verhältniß 256/243 darstellen.

Uebrigens wird man bemerken, daß in dieser Melodie nur sehr einfache Brechungen einiger Längen in zwei Kürzen vorkommen.

auf der Natur der Töne beruhendes Band; sie sind daher

'Εις Μοῦσαν.

cis gis gis h h h cis cis
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
Ἄ — ει — δε — Μοῦ—σά — μοι φί — λη

cis cis cis fis h e e
— — ⏑ — ⏑ — —
Μολ — πῆς, δ' ἐ — μῆς κατ — άρ — χου,

gis gis gis ā gis gis fis fis
— — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
Αὔ — ρη δὲ σῶν ἀπ' ἀλ — σέ — ων

e gis ā fis h cis d e h cis
⏑ — ⏑ — ⏑ — —
Ἐ — μὰς φρέ — νας δο — νεί — τω

cis d e d cis h d
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
Καλ — λι — ό — πει — α σο — φά,

h ā cis cis cis cis cis ā a h
— — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — —
Μου — σῶν προ — κα — τα — γέ — τι τερ — πνῶν,

a h cis d e fis e
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
Καὶ σο — φὲ μυ — ςο — δό — τα

e is ā gis e ā d f cis e
— — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — —
Λα—τοῦς γό — νε, Δή — λι — ε, Παι — άν

e fis gis e h cis cis
— ⏑ — ⏑ — ⌢ —
Ἐυ — με — νεῖς παρ — έ — στε μοι

auch kaum theilweis einer harmonischen Begleitung fähig, und wenn man ihre Tongänge auf die heutigen Tonarten beziehen wollte, würde man sagen müßen, daß ihre Theile sprungweise und häufig ohne Veranlaßung des Periodenbaues durch mehrere Tonarten moduliren.

Das Ergebniß unserer Untersuchung ist demnach, daß das griechische Ohr Melodien ertragen konnte, deren einzelne Töne fast ohne Beziehung auf die Art, wie verschiedene Tonstufen einander sinnlich bedingen, zusammengestellt waren, und man kann deshalb für die Tonarten der alten Musik kaum ein anderes, als ein bloßes Kombinationsprincip vermuthen. Die vorhandenen Tonstücke sind jedoch zur Ausmittelung desselben nicht zulänglich, theils weil nur eines von ihnen (das mitgetheilte) ganz auf uns gekommen ist, theils weil wir nicht wissen, ob in diesem Stücke nicht auch Veränderungen der Tonart vorkommen sollen. *)

Uebrigens findet dieß Ergebniß in den enharmonischen und und chromatischen Tonleitern der Alten sowohl, als auch in den alten Kirchentonarten gewißermaaßen eine Bestätigung, indem jene, welche Gränztöne sie auch haben mochten, in ihren Tongängen durchaus derjenigen Bindung entbehren, die unsere Tonleitern zu einer strengen, sich im Sinn unmittelbar ankündigenden, Einheit machen; diese aber ein offenbares Bestreben zeigen durch Kombination zu der oben erwähnten strengern Einheit zu gelangen; weshalb sie auch nicht bloß als

---

*) Die äußersten Töne des mitgetheilten enthalten die Lydische Octave.

Mittelglied der Ueberlieferung, sondern zugleich des Bildungsganges ihre Stelle zwischen den Tonarten der alten und der neuen Musik einnehmen.

Es bliebe hienach noch übrig einige den rhythmischen Bau der Melodie betreffende Fragen in nähere Erwägung zu ziehen, unter andern auch die, für meinen Zweck besonders wichtige: ob der griechische Rhythmus einen Takt gehabt, oder streng das bey der Beschaffenheit des griechischen Verses mit dem Takt nicht verträgliche Gesetz durchgeführt habe, die Längen und Kürzen bezüglich untereinander gleich zu machen. Ich muß jedoch bekennen über diesen Gegenstand noch nicht unterrichtet genug zur Aufstellung einer, nach allen Seiten erwogenen, Meinung zu seyn. So weit ich indessen die Sache zu beurtheilen im Stande bin, kommt es mir am wahrscheinlichsten vor, dem griechischen Vers einen Takt beizulegen. Bei den nicht grade ausdrücklich sprechenden Andeutungen, die sich für diese Meinung aus den alten Schriftstellern anführen lassen, möchte es aber schwer seyn, die Gegner derselben zu überzeugen.

Ich schließe diese Abtheilung mit noch einigen Bemerkungen über die vorher besprochenen griechischen Melodien. Unter diesen zeigt die Kirchersche fast keine Spur von rhetorischer Declamatoin, nnd ich finde sowohl in diesem Umstande als darin, daß sie nicht enharmonisch ist, einen Wahrscheinlichkeitsgrund, ihre Verfertigung nicht in die Zeiten der blühenden griechischen Musik zu setzen. Ja wenn man auf die große Aehnlichkeit ihrer Tonfolge mit dem Gange der alten Kirchenmelodien sieht, könnte man sogar geneigt werden, sie für ein Uebungsstück eines

christlichen Musikers zu halten. Und diese Meinung würde von der Art der Schriften, unter denen Kircher jene Melodie gefunden haben soll, noch eine Bestätigung hernehmen können. Dagegen findet in den übrigen Melodien nicht allein eine, meistens passende, rhetorische Deklamation, sondern auch nicht selten eine Beziehung auf den Sylbenaccent der griechischen Sprache in der Art Statt, daß zu demselben eine Erhöhung oder eine auf ihn folgende Vertiefung der Stimme sich gesellt.

Haben die Griechen eine vielstimmige Musik gehabt?

Zur Abhandlung dieser vielfach besprochenen Frage, mache ich den Anfang mit zwei Erinnerungen. Erstens werde ich die mehrstimmige von der vielstimmigen Musik stets so unterscheiden, daß ich zur letztern eine gleichzeitige Verbindung mehrerer, in denselben Tönen, oder in Octaven neben einander fortgehenden, Melodien nicht rechne. Zweitens nehme ich als hinlänglich ausgemacht an, daß das Wort Harmonie bei den Alten eine weitere Bestimmung hatte, als ihm die Neueren zu geben gewohnt sind. Diese denken dabei stets an eine vielstimmige Musik, jene meinten damit jede schickliche Verbindung der Töne. (*)

(*) Man sehe statt, vieler andern, hier anzuführenden, Stellen nur, was Meibom in den Noten zum Euclides p.42 aus Glossen und aus dem Hesychius und Suidas beibringt.

Um mich nun zur Sache zu wenden, muß ich zuerst derjenigen Intervalle erwähnen, in welchen die Griechen einen wohllautenden Zusammenklang (συμφωνία), eine Zusammenstimmung, vernahmen, denn bekanntlich machen Consonanzen, wie wir sagen, ein Element der vielstimmigen Musik aus. In dieser Hinsicht darf man als ausgemacht annehmen, daß die griechischen Musiker außer den Intervallen der Quarte, Quint und Octave, und denjenigen, die man aus diesen durch Hinzufügung einer Octave erhält, keines für consonirend ansahen. Zwar meint man zufolge einer Stelle des Gaudentius (p. 11.) behaupten zu können, daß der Ditonus (worin man nicht ganz mit Recht die große Terz sieht, *) von ihnen unter dem Namen einer Paraphonie, den consonirenden Intervallen beigezählt worden sey, bei näherer Erwägung dieser Stelle in ihrem Zusammenhange zeigt sich aber, daß hier ein Misverstand obwalte. Nachdem nämlich Gaudentius, die (in Verbindung) wohllautenden Töne (ἐμμελεῖς) in gleichtönende (ὁμόφωνοι), zusammenstimmende (σύμφωνοι) und neben- oder beistimmende (παράφωνοι) eingetheilt und die beiden ersten Arten näher bestimmt hat, erklärt er die para-

---

*) Das Zahlverhältniß der großen Terz ist bekanntlich 5/4 oder 80/64, das des Ditonus aber 81/64, also um das Intervall 81/80 größer als jenes, eine Abweichung, die um 1/21 der kleinen Dieësis über dasjenige Maaß (10/21 der kleinen Dieësis) hinaus geht, das die praktischen und theoretischen Musiker, wenn sie nicht wie Kirnberger irgend eine ungleichschwebende Temperatur zu vertheidigen haben, als den äußersten, noch eben erträglichen Abstand der temperirten von den reinen Terzen gestatten. Der Ditonus der Alten war daher eine unreine Terz.

phonischen als diejenigen, „welche die Mitte zwischen den wohl- und übellautenden halten und beim Spiel als zusamenstimende erscheinen“ (παράφωνοι δὲ οἱ μέσοι μὲν σύμφώνου καὶ διαφώνου· ἐν δὲ τῇ κρούσει *) φαινόμενοι σύμφωνοι). Hiemit soll offenbar dasselbe gemeint seyn, was Ptolemäus Harm. Cap. VII. p. 29. sagt. Dieser theilt dort ebenfalls die zur Musik anwendbaren Töne in drei Arten, die er gleichtönende, zusammenstimmende (beides wie Gaudentius) und wohlklingende (ἐμμελεῖς) nennt; er beschreibt die letztern als den zusammenstimmenden zunächst stehende, und die andern Erwähnungen, die er von ihnen macht, zeigen, daß er bei denselben nur den Wohllaut in der Aufeinanderfolge gemeint hat, was Gaudentius durch Wohllaut beim Spiel (der Instrumente) bezeichnet. Die παράφωνοι des Gaudentius sind demnach Töne, die nebeneinander gehört, gut klingen. Diese Erklärung wird bestätigt: erstens durch die übereinstimmende ausdrückliche Aussage aller übrigen Musiker, welche die Quart das kleinste aller consonirenden Intervalle nennen, von dem Wohllaut des Ditonus in der Mischung aber nichts wissen; zweitens dadurch, daß Gaudentius nur beispielsweise (mit einem ὥσπερ) den Ditonus und Tritonus als paraphonische Intervalle anführt; er hätte nämlich in dem eben erläuterten Sinne auch mit gleichem Recht das διάςημα τονιαῖον das ἡμιτόνιον u. s. w. nennen können; drittens dadurch,

---

*) Die Veränderung des Wortes κρούσει in κράσει ist von Meibom in den Noten mit einem bloßen malim, keinesweges aber auf Veranlassuug irgend einer Handschrift gemacht.

daß der zugleich namhaft gemachte Tritonus ein so offenbar dissonirendes Intervall ist, daß ihn selbst die neuere Musik bei einer viel größeren Freiheit in der Melodie nur zuweilen und unter besondern Bestimmungen erlaubt, in der Harmonie aber nur im sogenannten verminderten Dreiklang, wo er wegen der Temperatur die verminderte Quint vorstellt, als Consonanz zu behandeln verstattet *).

In Ansehung der, aus den Quarten, Quinten und Octaven durch hinzugefügte Octaven entstehenden, Intervalle hatten die Musiker aus der Pythagorischen Schule die Meinung, daß die Verbindung der Octave und Quart, weil sie einer gewissen arithmetischen Vollkommenheit nicht entspreche, von den Consonanzen auszuschließen sey, nnd es verdient bemerkt zu werden, daß Plutarch sogar meint (Plut. de ει apud Delphos X.) man müsse in dieser Hinsicht dem Zahlenverhältniß mehr als den Sinnen trauen. Ptolomäus bestreitet diesen Irrthum siegreich Harm. cap. VI.

Obgleich nun die Griechen die Beziehung des Consonirens in den Terzen und ihren Repliken, den Sexten, niemals, selbst zu der Zeit nicht anerkannten, als sich diese Intervalle schon auf ihren Instrumenten befanden, so konnte in diesem Umstande doch in so fern kein Hinderniß zur Einführung einer vielstimmigen Musik liegen, als dieselbe neben den

*) Wären die oben besprochenen Paraphonien wirklich in der griechischen Musik als Wohllaute des Zusammenklanges vorgekommen, so möchte Sextus Empirikus diesen Widerspruch der Theorie und Praxis wohl schwerlich in seiner Skepsis gegen die Musik unbenutzt gelassen haben.

Consonanzen auch Dissonanzen in Anwendung bringen muß. Wir dürfen daher sagen, daß dessen ungeachtet die griechischen Musiker schon Stoff genug zum Versuch der Vielstimmigkeit besaßen, vorausgesetzt daß sie sich entschließen konnten, die Terzen und Sexten, wenn auch unter dem Namen der Dissonanzen, in die begleitenden Stimmen einzuführen. Ob jedoch diese Möglichkeit einer vielstimmigen Musik zur Wirklichkeit geworden sey? darüber müssen wir die geschichtlich überlieferten Thatsachen vernehmen. Hier werden nun zum Beweise, daß bei den Griechen die Vielstimmigkeit in Ausübung gekommen sey, gewöhnlich folgende Stellen angeführt.

1. Plato de legg. lib. VII., p. 812.
2. Ptolemaei Harm. lib. II., p. 158.
3. Cicero de Rep. lib. II. apud Augustinum lib. 2, c. 21.
4. Senecae ep. 84.
5. Macrobius in Saturn. prooemio.
6. Horatius epod. 9.

Bei denselben kommt es zunächst darauf an: ob sie nicht auch auf Umstände einer nicht vielstimmigen Musik gedeutet werden können?

Der ersten unter ihnen geht die Bestimmung voran, daß die Knaben, welche Plato in der Musik unterrichtet wissen will, lernen sollen, die Melodieen Ton für Ton wiederzugeben. Dann heißt es:

„was aber die Verschiedentönigkeit und Mannichfaltigkeit
„der Leyer betrifft, wo die Melodie der Saiten anders
„lautet, anders die des Componisten; so daß man sogar
„enge Intervalle den weiten, das Schnelle dem Langsa-
„men, das Hohe dem Tiefen symphonisch und antiphonisch

„gegenüberstellt, und daß man eben so allerhand Verzie-
„rungen der Rhythmen den Tönen der Leyer hinzufügt;
„dieses alles muß man nicht aufbürden demjenigen
„u. s. w. *).

Behufs der richtigen Deutung dieser Stelle ist zuvörderst zu bemerken, daß das Wort *ποικιλία* (Mannichfaltigkeit) in Plutarchs Geschichte der Musik mit *πολυχορδία* verbunden, der *ὀλιγοχορδία* entgegengesetzt (Plut. de Mus. XVIII.) und im Allgemeinen auf den Gebrauch mehrerer Töne bezogen wird. Im Besondern bedeutet es aber in jener Schrift auch eine Brechung der Töne, oder nach unserer Art zu reden, einen figurirten mit Manieren des Spielers ausgeschmückten Gesang. Er will nämlich an einer andern Stelle (l. l. XXI.) zeigen, daß die *ποικιλία* auch den alten griechischen Musikern bekannt gewesen sey, und erinnert deshalb zuerst an die *ποικιλία* ihrer Rhythmopoie. Seinen Beweis schließt er mit den Worten: „es sey demnach offenbar, daß die Alten sich nicht „aus Unkunde, sondern mit Vorbedacht der gebrochenen „Melodien (*κεκλασμένων μελῶν*) enthalten hätten. Diese

---

*) *Τὴν δ' ἑτεροφωνίαν καὶ ποικιλίαν τῆς λύρας, ἄλλα μὲν μέλη τῶν χορδῶν ἱεισῶν, ἄλλα δὲ τοῦ τὴν μελοδίαν ξυνθέντος ποιητοῦ· καὶ δὴ καὶ πυκνότητα μανότητι, καὶ τάχος βραδυτῆτι, καὶ ὀξύτητα βαρύτητι, σύμφωνον και αντίφωνον παρεχομένους, καὶ τῶν ῥυθμῶν ὡσαύτως παντοδαπά ποικίλματα προσαρμόττοντας τοῖσι φθόγγοις τῆς λύρας· παντα οὖν τ. λ.*

vollständige Erklärung der ποικιλία τῆς λύρας, die allerdings mit einer ποικιλία der Rhythmen zusammenhing, weil ihrentwegen manche Sylbenzeit in mehrere Zeiten aufgelöset werden mußte, zeigt, daß Plato in der in Rede stehenden Stelle den verzierten Gesang vom Unterricht ausschließen wollte. Und hierauf läßt sich ohne allen Zwang auch die ganze Stelle deuten. Denn er stellt in derselben nicht (wie einige gemeint haben) den Gesang des Lehrlings dem gleichzeitigen des Componisten (ξυνθέντος ποιητοῦ) sondern bloß der (mit Noten bezeichneten) Composition die Ausführung entgegen. Und allerdings konnte sich hier der, mit Brechungen, Figuren, Melismen und andern Manieren ausgeschmückte, Gesang von dem vorgeschriebenen durch Verschiedentönigkeit, so wie auch dadurch unterscheiden, daß enge Intervallen den weiten, das Hohe dem Tiefen u. s. w. in consonirenden Intervallen (symphonisch) und in Octaven (antiphonisch) *) entgegengestellt wurde. Diese Erklärung paßt vollkommen zu dem Vorangehenden, wo es hieß: der Kitharist solle den Lehrling anleiten, die Melodieen Ton für Ton wiederzugeben; sie wird selbst noch bestätigt durch das, was Plato von einer analogen Behandlung der Rhytmen hinzufügt. Unsere Stelle erfordert demnach zu ihrem Verständniß keinesweges das Vorhandenseyn einer vielstimmigen Musik.

In Ansehung der zweiten Stelle ist nöthig zu bemerken, daß Ptolemäus in derselben von einem Monochord redet, auf welchem man durch Verschiebung eines Steges zwischen vorbezeichneten Oertern die verschiedenen Töne einer Melodie

---

*) Gandentius p. 21.

hervorbringen kann. Den Tadel, den er in unserer Stelle über dies Instrument ausspricht, gründet er darauf, daß, da eine Hand mit der Verschiebung des Steges zu thun habe, und nur eine zum Spiel übrig bleibe, so werde man der größten Schönheiten der Handhabung beraubt *), z. B. des επιψάλμος u. s. w. Unter den Namen dieser Schönheiten kommen nun Wörter vor, die unleugbar eine bloße Verflechtung und Verbindung der Töne, wie sie in der Melodie etwa beim Triller, beim Doppelschlage, beim Schleifen u. s. w. Statt finden, bezeichnen. Da nun ferner in der ganzen Stelle blos von Schönheiten der Handhabung die Rede seyn soll, so scheint man der Folgerichtigkeit gemäß auch die übrigen Wörter auf solche Verzierungen des Spiels beziehen zu müssen, als etwa auf Vorschläge u. dgl. Wenigstens kann mit diesen Worten keine Vielstimmigkeit angedeutet seyn, die nämlich auf dem in Rede stehenden Instrument, nicht etwa aus den von Ptolemäus angegebenen Gründen, sondern überhaupt nicht statt finden konnte, weil ein Monochord die dazu erforderliche Verbindung von Zusammenklängen nicht verstattet.

Was nun endlich die noch übrigen, in der untenstehenden Anmerkung vollständig, bis auf eine, mitgetheilten Stel-

---

*) ὥς τε ἀπεστερῆσθαι τῶν ἐν τῇ χειρουργίᾳ καλλίστων, λέγω δὲ, οἷον ἐπιψαλμοῦ, συγκρούσεως, ἀναπλοκῆς, καταπλοκῆς, σύρματος, καὶ ὅλως τῆς διὰ τῶν ὑπερβατῶν φθόγγων συμπλοκῆς· διὰ τὸ τὴν κρούουσαν χεῖρα μίαν οὖσαν, μήτε τὰς μείζους διαστάσεις ὑπερβαίνειν δύνασθαι ῥαδίως, μήτε δύο διαφερόντων ἅμα ἅπτεσθαι τόπων.

len *) betrifft, so springt die Möglichkeit ihrer Deutung auf eine blos einstimmige, oder in Oktaven vielstimmige Musik fast von selbst in die Augen. Das Wort concentus, dessen sich Cicero bedient, soll nicht die Uebersetzung von συμφωνία, sondern, wie sich am Schluß der Stelle ergiebt, von ἁρμονία seyn. Von diesem Wort ist aber bekannt, daß es die Griechen vorzüglich auf den Wohlklang der Melodie bezogen, in welcher ja ebenfalls eine concordia der tiefen, mittlern und hohen Töne vorhanden seyn muß. Unterstützt wird diese Beziehung noch dadurch, daß Cicero mit der Bemerkung anfängt, es müsse ein jedes der von ihm nahmhaft gemachten Tonwerkzeuge für sich den concentus beobachten.

---

*) Ut in fidibus, ac tibiis, atque cantu ipso, ac vocibus concentus est quidam tenendus ex distinctis sonis, quem immutatum, ac discrepantem aures eruditae ferre non possunt, isque concentus ex dissimillimarum vocum moderatione concors tamen efficitur et congruens: sic ex summis, et infimis, et mediis interjectis ordinibus, ut sonis, moderata ratione civitas consensu dissimillimorum concinit, et quae harmonia dicitur in cantu, ea est in civitate concordia. Fragment. Cic. de Rep. lib. II.

Non vides, quam multorum vocibus chorus constet? unus tamen ex omnibus sonus redditur. Aliqua illic acuta est, aliqua gravis, aliqua media. Accedunt viris feminae, interponuntur tibiae: singulorum illic latent voces, omnium apparent. Senec. ep. 84.

Sonante mixtum tibiis carmen lyra
Hac Dorium, illis Barbarum.

Horat. epod. 9 ad Maecenat.

Die Stelle beim Seneca behält ihre Richtigkeit, auch wenn die verschiedenen Stimmen des Chors und seiner Flötenbegleitung in Octaven mit einander gehen. Man wendet gegen eine solche Erklärung ein, daß Aristoxenus (p. 20) das größte Intervall auf den Abstand zweier Octaven nebst einer Quint beschränke, und daß sonach drei in Octaven mit einander gehende Stimmen nur einen Spielraum von fünf Tönen gehabt haben würden. Aber erstens spricht Aristoxenus dort nur von der größten Consonanz, die er auf erwähnte Weise festsetzt „weil wir uns nicht bis zu drei Octaven ausdehnen können." Dann ergiebt sich zweitens aus dem Verfolg der Stelle (p. 21), daß er dabei nur eine Stimme (nicht verschiedene) berücksichtiget habe, indem er bemerkt: „er habe aus Beobachtung der verschiedenen Alter und der verschiedenen Maaßen (verstehe: der Flöten) gefunden, daß auch eine Zusammensetzung von drei Octaven, vier Octaven und darüber hinaus noch consonire." Die griechischen Stimmen müßten übrigens, wenn man die vorher nahmhaft gemachte Gränze (zweier Octaven und einer Quint) auf den Umfang aller Stimmen eines Chors beziehen sollte, viel beschränkter als die unsern gewesen seyn, die dem Setzer einen Spielraum von vier Octaven, als etwas Gewöhnliches, erlauben.

Die Stelle beim Macrobius ist wörtlich mit der des Seneca übereinstimmend, also höchst wahrscheinlich ausgeschrieben, und dieß mit so großer Unkunde, daß ein, von Seneca im Verfolg seines Briefes hinzugefügter, Satz, mit welchem er die, zu seiner Zeit in den Theatern erschallende, Musik, der, in der angezogenen Stelle von ihm beschriebenen, tadelnd entgegenstellt, mit dieser Stelle verbun-

den worden ist; dieß sind nämlich die Worte: fit concentus ex dissonis.

Die Horazische Stelle läßt sich nur durch Voraussetzungen auf eine (aber wahrlich nicht wohlklingende) vielstimmige Musik deuten. Bezieht man indessen die Worte Dorium und Barbarum, jenes auf ein zur Lyra, dieses auf ein zur Flöte gesungenes, Carmen, und bemerkt man, daß diese Musik abwechselnd ausgeführt werden konnte *), so bedarf es jener Voraussetzung nicht.

Alle angeführten Stellen lassen sich demnach auch von einer einstimmigen Musik verstehen, ja für die hauptsächlichen ist diese Auslegungsart sogar die wahrscheinlichere. Bleiben wir jedoch, weil es hinlänglich ist, nur bei dem erstbemerkten stehen, so ist klar, daß die Entscheidung, wie man jene Stellen verstehen müsse? noch anders woher zu holen sey. Hier erklärt sich nun alles, was die Geschichte bietet, zu Gunsten der Meinung, daß die Griechen wohl eine in Octaven mehrstimmige, aber keine vielstimmige Musik gekannt haben, also zu Gunsten der eben beendeten Auslegung unserer Stellen.

Dem zunächst muß es höchst auffallend seyn, daß in sämmtlichen alten Schriftstellern über die Musik, die doch in allem, was sich nur einigermaßen auf Begriffe bringen läßt, meistens so ausführlich sind, dennoch auf keine Art die Aufgabe nur berührt wird, zu einer gegebenen Melodie eine harmonische Begleitung zu finden, eine Aufgabe, die bei dem Mangel an mannichfaltigen Intervallen in den Tonleitern der

*) Etwa wie der dreitheilige Nomos des Sakadas, den Plutarch (de Musica VIII.) anführt.

Griechen, und bei der Beschaffenheit ihrer enharmonischen und chromatischen Tonfolgen etwas schwerer zu lösen war, als in unserer Musik. Will man, um diese Bedenklichkeit zu beseitigen, annehmen, jene Schriftsteller hätten das Nachdenken über solche Gegenstände gänzlich dem ausübenden Musiker überlassen, so wird man es doch immer auffallend finden müssen, daß die erwähnten Schriftsteller bei Anführung der im abgesonderten Zusammenschlage diaphonischen Töne nicht mindestens die Bemerkung machen, daß einige von diesen dennoch in der vielstimmigen Musik auch im Zusammenschlage als wohllautend gebraucht werden könnten. Wenigstens stand eine solche Bemerkung vom Ptolemäus zu erwarten, der bei der Eintheilung der Töne ausdrücklich erwähnt, daß einige, nicht zu den Consonanzen gehörende, doch in der Aufeinanderfolge wohllauten. Oder sollte man, um auch der Stärke dieses Einwurfes zu entgehen, die griechische Vielstimmigkeit auf den Gebrauch der Quinten oder Quarten beschränken wollen? Abgesehen davon, daß man in diesem Fall die griechische Musik mehr herabsetzte als erhöbe, indem kein nur einigermaßen feinfühlendes Ohr eine solche Vielstimmigkeit aushalten kann, so würde man auch den graden Ausspruch einer Stelle in den, unter Aristoteles Namen bekannten, Problemen gegen sich haben, wo im 17ten Probleme gefragt wird: Warum in der Quint und Quart nie Antiphonien (welches sich hier auf Begleitung, Gegengesang, bezieht) gesungen würden?

Eine noch größere Bestätigung erhält aber die hier behauptete Meinung, wenn man auch in Plutarchs Geschichte der Musik, in welcher doch unwichtigere Veränderungen, mochte man sie nun als Verbesserungen oder Ausartungen

ansehen, nicht verschwiegen sind, sich vergebens nach einer Nachricht von der Entstehung oder Einführung der vielstimmigen Harmonie umsieht.

Ich gestehe, daß ich diesen Umstand allein schon für hinlänglich beweisend halte, und ich wundere mich deshalb sehr, ihn bei den frühern Untersuchungen so wenig beachtet zu finden. Wie konnte man doch wegen einiger, einzeln vorkommenden, und nicht einmal unzweideutig sprechenden Stellen der griechischen Musik eine Beschaffenheit beilegen, von deren Vorhandenseyn eine griechische Geschichte dieser Musik auch keine Spur enthält?

Demnach glaube ich als ausgemacht annehmen zu dürfen, daß den Griechen die Kenntniß der vielstimmigen Musik abging. Um indessen von dem Hierhergehörigen so wenig als möglich zu übergehen, lenke ich die Aufmerksamkeit des Lesers noch auf Folgendes:

Erstens auf eine Stelle in Plutarchs schon vielerwähnter Geschichte der Musik (XXXV.) in welcher von den Schwierigkeiten die Rede ist, die der Beurtheilung daraus erwachsen, daß das Ohr in der Musik von drei Dingen zugleich berührt werde, die doch alle, auch einzeln genommen, nach ihrem Zusammenhange erwogen seyn wollten. Hier war nun der Ort auch des Zusammenklangs der Vielstimmigkeit als einer besondern Schwierigkeit zu gedenken. Statt dessen ist blos von dem Gange in Betreff des Tones (*πορεία κατὰ τὸν φθόγγον*) die Rede, aus welchem das Harmonische (*τὸ ἡρμοσμένον*) erkannt werde.

Zweitens war doch, wenn die Griechen eine Vielstimmigkeit besaßen, bei ausgeführten Vergleichungen, z. B. bei derjenigen Uebertragung der musikalischen Verhältnisse

auf das Planetensystem, die Ptolemäus im dritten Buche seiner Harmonik anstellt, auch eine Erwähnung jenes Verhältnisses zu erwarten, aber nirgendwo kommt etwas der Art bei solchen Veranlassungen zum Vorschein *).

Drittens sind, wie schon bemerkt wurde, drei von den uns zugekommenen griechischen Melodieen sogar von der Art, daß sie einer harmonischen Begleitung fast durchaus widerstreben.

Daß der griechische Chor indessen sich der Octaven bedient habe, ergiebt sich aus dem 17ten, und noch mehr

*) Auch bei den andern Veranlassungen der Vergleichung bleibt die Rücksicht auf vielstimmige Musik gerade da aus, wo man sie erwarten mußte, wenn den Griechen eine solche Musik bekannt war. So kommt z. B. im vierten Buche der Tischgespräche des Plutarch gleich Anfangs die Frage vor: ob eine vielfache oder einfache Speise verdaulicher sey? der Vertheidiger der einfachen bemerkt rnter andern, daß jede Veränderung nnd Abweichung den Menschen aus seinem natürlichen Zustande versetze, und daß darum auch wohl die Tonkünstler ein vielsaitiges Instrument mit so vieler Bedächtigkeit hehandelten, obgleich dabei kein anderes Uebel, als Mischung und Mannichfaltigkeit entstehen könne (ὅθεν που καὶ τὰς πολυχορδίας μετὰ πολλῆς οἱ μουσικοὶ κινοῦσιν εὐλαβείας, αἷς οὐδὲν ἄλλο κακὸν, ἢ τὸ μικτόν ἐστι καὶ ποικίλον). Derselbe kommt im Verfolg noch einmal auf die Vielsaitigkeit in der Musik znrück. Man mußte erwarten, daß der Gegner, wenn die Griechen eine wohllautende Vielstimmigkeit ausübten, die in jenen Anführungen gebotene günstige Gelegenheit zur Vertheidigung einer der Natur gemäßen Mannichfaltigkeit ergreifen, und das Beispiel der, durch jene Vielsaitigkeit möglichen, vielstimmigen Harmonie für sich benutzen würde; dieß geschieht aber keineswegs.

aus dem darauf folgenden 18ten der oben angeführten Probleme des Aristoteles. Aus dem letztern bestätigt sich, wenn man anders nicht an Worten künsteln will, zugleich, daß man bei jener Mehrstimmigkeit sich nur der Octaven bedient habe.

Charakter der neuern Musik.

Die neuere Musik knüpft sich an die ältere bekanntlich durch den Gregorianischen Kirchengesang an, das heißt durch einen in diatonischen Folgen langsam fortschreitenden Gesang, den sein Urheber, vielleicht um ihn der Fassungskraft ungebildeter Ohren und der Geschicklichkeit ungeübter Stimmen anzupassen, mit Bedacht, wie es scheint, von allem Rhythmus entblößt hatte. Solch ein Gesang, der die Abschnitte des Periodenbaues nur durch Tongänge, die zu einem, durch die Tonfolge selbst gegebenen, Schluß führten, darstellen konnte, mußte auch vorzugsweise die durch die Natur des Ohres sich leicht zur Einheit verbindenden Gänge aufsuchen, also diejenigen Gänge, mit welchen, zumal in der diatonischen Tonfolge, sich auch immer das Gefühl solcher Accorde verknüpft, deren verschiedene Töne den Stoff der vielstimmigen Musik ausmachen. Wir dürfen daher den Gebrauch des Gregorianischen Kirchengesanges als die erste Veranlassung zur Entstehung der neuern Musik betrachten. Eine zweite noch

nähere bot sich, als man bei der zu jenem Gesang sich bald gesellenden Begleitung der Orgel auf den Gedanken gerieth, vielleicht bloß zur Verstärkung der Töne die es Instruments, jedem derselben neben seiner Octave auch noch Quinten oder Quarten hinzuzufügen. Die bald darauf folgende Uebertragung solcher Nebentöne auf den Chorgesang erzeugte zwar zunächst eine Vielstimmigkeit, die wir jetzt größtentheils mißtönend nennen würden; durch dieselbe war jedoch das Ziel der neuern Musik, nämlich die gleichzeitige Verschlingung verschiedener Melodieen zu einem wohllautenden, einerlei Charakter tragenden, Ganzen, als Aufgabe wenigstens festgestellt. Wie sich dieser Keim nun ferner ausbildete, und was die Erfindung einer bequemern Tonbezeichnung dazu beitrug, braucht hier nicht ausgeführt zu werden. Nur das ist noch zu erwähnen, daß durch das gereimte Lied die neuere Musik zugleich mit dem neuern Tanze eine andere, als die den Alten gebräuchliche, Art des Rhythmus erhielt; daß die stärkere Bezüglichkeit des Reims eine nachgebildete Bezüglichkeit der Tonfiguren zur Folge haben mußte; daß die Accentbeweglichkeit der neuern Sprachen, verbunden mit der häufigen Mittelzeiligkeit ihrer Sylben, den Tönen des Gesanges größere Freiheit ließ, sich durch bloß musikalisch bedingte Gänge zu verknüpfen; daß endlich die häufige unvermischte Ausübung der Musik, bei welcher man sich auf Anwendung der, dem Gebiete dieser Kunst eigenthümlichen, Mittel beschränken mußte, Gelegenheit ward, alle diese Mittel auf eine ihrer Natur gemäße Art ins Spiel zu setzen.

Auf einem solchen Bildungsgange bestimmte sich der Charakter der neuern Musik, der sich kurz etwa so bezeichnen läßt:

daß sie Einheit der Empfindung durch einen dergestalt rhythmisch gegliederten Inbegriff von Tönen darzustellen suche, in welchem jede Verbindung (selbst die schon metrisch und nach Zeitfiguren bedingte der Rhythmen) zugleich eine nach dem Gefühl gewisser Tonaccorde rein musikalisch bedingte ist, so daß überall, in den Theilen wie in dem Ganzen, jede Einheit sich unmittelbar an den Tönen selbst durch die Art, wie sie einander fordern, im Sinn des Gehörs kund gebe.

Um die Wahrheit dieser Bezeichnung einzusehen, reicht fast schon eine nähere Erwägung derjenigen Forderung hin, welche in der neuern Tonkunst auch jede einstimmige Melodie erfüllen muß; nämlich die: zur Möglichkeit einer Begleitung, wenn auch nicht von harmonischen Melodieen, doch wenigstens von harmonischen Tönen eingerichtet zu seyn. Zergliedert man diese Forderung gehörig, so wird sich finden, daß ihr nur Genüge zu leisten sey, wenn die Tonfolge jener Melodieen, nach dem Gefühl gewisser Accorde verbunden und gegliedert ist.

Bei der vielstimmigen Musik, wo die Hauptstimme (die übrigens auf verschiedene Tonwerkzeuge vertheilt seyn kann) ebenfalls unter den Bedingungen der einstimmigen Melodie steht, müssen die Nebenstimmen auf eine, für sich sangbare, Weise nach Tönen derjenigen Accorde fortschreiten, deren Gefühl sich in den Gängen der Hauptstimme ankündigt *). Auch hier bestätigt sich also die obige Bezeichnung.

*) Die strenge Erfüllung dieser Bedingung schließt, wie mir scheint, auch die Vermeidung verbotener Quinten und unharmonischer Querstände in sich. Eine durchgeführte Ab-

Daß aber hiernächst die bezeichnete Eigenschaft zugleich eine charakteristische sey, giebt sich dadurch kund, daß sie die Forderung des, nach Accorden harmonischen, Zusammenklangs in der Verbindung mehrerer Stimmen in sich schließt, und daß diese Vielstimmigkeit zugleich das auszeichnendste äußere Merkmal der neuern (versteht sich europäischen) Musik ausmacht.

Charakter der alten Musik.

Die neuere Musik fand, wie eben bemerkt wurde, bei ihrem Beginn glücklicherweise nichts, als den, gewissermaßen rhythmisch und poetisch leeren, Raum des Gregorianischen Chorgesangs und seiner oft wiederholten kurzen Anrufungsformeln vor, in dessen, also fast bloß musikalisch bedingter, Ausfüllung sich derselben eine günstige Gelegenheit bot, alle ihrem Gebiete eigenthümlichen Kunstmittel

---

leitung der hierher gehörigen grammatischen Regeln von jener Bedingung, die mir bei dem gegenwärtigen Zustande der Akustik sehr schwierig vorkommt, würde jedoch auf eine andere Weise geschehen müssen, als Rameau versucht hat. Beiläufig verdient bemerkt zu werden, daß die Wörter Consonanz und Dissonanz bei der vielstimmigen Musik nicht schlechterdings durch Wohl- und Uebellaut zu übertragen sind. Wo in derselben die Dissonanz gefordert wird, bedingt sie auch den Wohllaut.

aufs vollständigste zu entwickeln. Die alte Musik fand dagegen, wie uns berichtet wird, ihre Entstehung mit dem sichtbaren Rhytmus der alten Chortänze und dem hörbaren der begleitenden Gesänge. Sie bearbeitete demnach einen schon stark gebundenen Stoff, und hatte also weniger Veranlassung, die, in den Tönen selbst liegenden, Bindungen zum Vorschein zu bringen. Dessenungeachtet hätte diese Musik doch wohl mit der Zeit eine, der neuern näherkommende, Gestalt annehmen mögen, wenn nicht in der strengen Beobachtung der Sylbenzeiten, in der Einwirkung der unbeweglichen Accente, vor Allem aber in der geringen Fähigkeit griechischer Ohren, melodische Gänge auf harmonische Zusammenstimmung zu beziehen, sich bedeutende, ja fast unüberwindliche, Hindernisse gezeigt hätten. In Ansehung des letztern Umstandes dürften die geschwornen Vertheidiger alles Griechischen zu rascher Abläugnung geneigt seyn. Wenn sie inzwischen zugleich Kenner der Musik sind, so werden sie sich dem ganz entscheidenden Ausspruch der Documente nicht entziehen können.

Erstlich zeugen für den Mangel jener Fähigkeit die verschiedenen Arten, wie die Griechen von irgend einem Ton zu seiner Quarte, Quint und Octave aufsteigen konnten. Sind diese, größtentheils so gut als willkührlich gewählten, Tonfolgen, von denen, was die enharmonischen und chromatischen Gänge betrifft, einige ihrer Musiklehrer selbst bemerken, daß sie kein Werk der Natur *) (d. h. doch wohl

*) Vom enharmonischen Geschlecht sagt z. B. Aristoxenus (p. 19) „daß sich der Sinn nur mit vieler Mühe an dasselbe „gewöhne.“ Eben so sagt Aristides Quintilianus (p. 19)

des Tongefühls) sondern der Kunst seyen, nicht fast allein schon zu dem Beweise hinreichend, daß ihnen das Gefühl dessen, was jeden Tongang in sich bindet, das Gefühl der Art, wie die Töne einander zur Vollendung einer sinnlichen Einheit fordern, in hohem Grade abging? Dieß bestätigt sich aber zweitens noch dadurch, daß sie, wie mit aller geschichtlichen Gewißheit feststeht, den Wohllaut der kleinen und großen Terzen und ihrer Repliken der großen und kleinen Sexten nicht kannten, obgleich diese Intervalle sich zuletzt auf ihren Instrumenten befanden. Hiezu kommt nun endlich noch drittens die Beschaffenheit ihrer mehrstimmigen Musik, die, wie ich hinlänglich dargethan zu haben glaube, in den verschiedenen Stimmen aufs höchste Octaven zum Vorschein kommen ließ. Eine solche, bloß durch Einerleiheit hervorgebrachte, Einheit in der Verbindung mehrerer Stimmen, die, weil die individuellen Mitgaben denn doch nicht zu beseitigen sind, niemals als unzusammengesetzte Einheit ins Gehör fallen kann, ist meistens sogar dem Ohr unserer Landleute zu eintönig, unsern Musikern aber unerträglich.

Nach diesen Erörterungen glaube ich eine wahrscheinliche Vermuthnng zu machen, wenn ich den hervorstechenden Charakter der alten Musik in Darstellung der rhythmischen Einheit, als der höchsten äußern, setze, der die, in dem Beschaffenheitsverhältniß der Töne sich darbietende, stets so

---

nachdem er das diatonische Geschlecht das natürlichere genannt hat, das chromatische sey das künstlichste, und werde nur von Unterrichteten gesungen, das enharmonische sey aber nur den geübtesten Musikern ausführbar, und vielen sogar unmöglich.

untergeordnet blieb, wie es ein nur schwaches Gefühl dieser Einheit erlaubte. Die Melodieen der Alten mochten daher meistens nur eine Ausfüllung von Versrhythmen durch Töne darstellen, deren relative Höhe und Tiefe, neben dem Einfluß, den hierin Natur, Gewöhnung und fester Sylbenaccent ausübten, vielleicht vornehmlich nach rhetorischer Declamation ihre Bestimmung empfing. Und diese Vermuthungen werden durch die drei ältesten unter den noch vorhandenen griechischen Melodieen vollkommen bestätigt, durch manche andere Thatsachen, z. B. durch die Anwendung eines ungeheuern Lärms von Cymbeln, Sistern uud andern (trommelartigen) Taktinstrumenten, (der gewaltigen Taktschuhe des Koryphäus nicht zu vergessen) unterstützt, durch keinen genau bekannt gewordenen Umstand aber widerlegt.

Vergleichung der alten und neuen Musik.

Ich komme jetzt zu dem mißlichsten Theil meiner Untersuchung, nämlich zur Entscheidung der Frage: ob die alte oder die neue Musik in Absicht auf die höchsten Kunstzwecke die vollkommnere genannt werden müsse?

Wollten wir die Sache bloß vom Standpunkt der neuern Musik betrachten, so wird der urtheilsfähige, ausübende Musiker, wenn anders keine vorgefaßte Meinung ihn befangen macht, nicht lange anstehen, gegen die alte Musik zu entscheiden. Dagegen werden Freunde des Alterthums sehr leicht glaub-

lich zu machen im Stande seyn, daß dem griechischen Musiker die heutige Art der Kunstübung unmöglich hätte gefallen können. Wenn man nun hierin auch jeder von beiden Partheien ihr Recht einräumt, daß nämlich die, ihrer (gleichviel ob ursprünglichen oder angebildeten) Sinnesart gemäßere, Vollkommenheit nicht so leicht auf dem Wege der andern konnte gefunden werden, so ist damit der Anlaß zur Aufstellung unserer Frage noch immer nicht beseitigt Denn das wird man doch nicht behaupten wollen, daß es in der Kunst nur eine beziehungsweise für gewisse Sinnesarten gültige, keine Vollkommenheit von allgemeiner Bedeutung gebe? Dann würde man sich freilich entschließen müssen, auch dem Geschmack jenes ostindischen Fürsten sein Recht widerfahren zu lassen, der, nachdem er eine gutbesetzte europäische Instrumentalmusik mit einigem Mißbehagen gehört hatte, die Wiederholung des vorangehenden Stücks, womit er den Wirrwarr der Instrumentenstimmung meinte, als eines ihm wohllautenden verlangte. Und wie viel andere, noch gräßlichere, Musiken würden wir bei dieser Betrachtungsart nicht genöthigt seyn, als vollkommene anzuerkennen.

Wenn eine solche Ansicht nun aber, weil sie eigentlich jedes Kennzeichen des Richtigen und Falschen in der Kunst aufhebt, offenbar zu verwerfen ist, so scheint zur Entscheidung unserer Frage fast nur der Weg der Theorie offen zu stehen. Wir müßten uns demnach in die Schulen der Philosophen begeben, um uns dort über das Wesen des Schönen und der schönen Kunst, insbesondere aber über das Ideal der Musik zu belehren. Ich gestehe indessen, daß mir dieser Weg, theils wegen des Zwiespalts der Schulen, theils wegen der Beschaffenheit aller unserer Kunsttheorieen (in

welchen das bloß Hypothetische, das Wahrscheinliche und Gewisse mit gleicher Sicherheit vorgebracht und untereinander gemischt wird) viel zu bedenklich vorkommt. Glücklicherweise läßt sich jedoch unsere Frage schon auf einem niedriger genommenen Standpunkt und unter einigen Voraussetzungen zur Entscheidung bringen, über welche, wie ich hoffe, sich auch manche Freunde dieser oder jener schon vorhandenen Kunsttheorie mit mir vereinigen sollen.

Ich glaube nämlich zuvörderst darin auf ziemlich allgemeine Bestimmung rechnen zu dürfen: daß die Ausübung jeder schönen Kunst mannichfache Verbindungen eines sinnlichen Stoffes erfordere (das Wort sinnlich hier in derjenigen Bedeutung genommen, nach welcher auch die Entwürfe der Phantasie unter den Begriff desselben gehören); daß ferner diese Verbindungen selbst wiederum sinnlich bezeichnet, und deshalb von der Natur des Stoffes und derjenigen Formen, die er anzunehmen fähig ist, bedingt seyn müssen; daß endlich eine Kunst, welche ihren Stoff in Ansehung dieser Verbindungsarten noch nicht erschöpft hat, zu ihrer naturgemäßen Entwickelung auch noch fernere Schritte zu machen habe, und daß diejenige Ausübung die vollkommnere sey, welche in dieser Hinsicht um einige Schritte voraus ist.

Wenden wir uns nun mit diesen Voraussetzungen zur Tonkunst, so begegnen wir zunächst zweien, von der alten wie von der neuern Musik anerkannten und aufgenommenen Verbindungsarten ihres Stoffes, dem Rhythmus und der Harmonie, die sich beide im Gefühl zu den gegebenen Empfindungen auf sinnliche Weise (also ohne alle Begriffsbeziehung) gesellen. Unter diesen ist die Verbindungsart des Rhythmus durch die sinnliche Form bedingt, und die

Tonkunst hat dieselbe mit einigen andern Künsten gemein. Die Verbindungsart der Harmonie dagegen, die durch die Natur des Stoffes selbst, d. h. durch die Art, wie gewisse Töne gleichzeitig und in der Folge einander fordern, bedingt ist, dürfen wir unstreitig als ein der Musik ganz eigenthümliches Kunstmittel betrachten. Daß nun die ältere Musik in Ansehung dieser Verbindungsart noch ziemlich weit hinter der Fähigkeit des Stoffes zurückgeblieben sey, muß nach den vorangeschickten Ausführungen jedem in die Augen springen. Dagegen beherrscht jene Verbindungsart in der neuern Musik jede Gliederung derselben, und man kann von dieser Musik wohl sagen, daß sie alles, was der Stoff in jener Art nur bot, auch wirklich zu Tage gebracht habe. Ihr Vorzug vor der ältern scheint demnach, von dieser Seite genommen, unzweifelhaft zu seyn.

Mag nun auch von Seiten der rhythmischen Ausbildung die alte Musik einen hohen Grad der Vollendung erreicht haben, so steht ja der neuern kein Hinderniß im Wege, sich jede, mit der Harmonie verträgliche, Vollkommenheit dieser Art ebenfalls anzueignen, und sie brauchte sonach auch in dieser Beziehung vor der ältern Musik mindestens nicht zurückzutreten, man müßte denn gesonnen seyn, die rhythmische Vollkommenheit so hoch anzuschlagen, daß man einer Musik höhere Ansprüche, selbst wegen solcher Vollkommenheiten dieser Art einräumen wollte, die nur auf Kosten der harmonischen Beziehungen erlangt werden können, das heißt mit andern Worten: man müßte im Gesange diejenigen Vortrefflichkeiten, die er mit dem Versbaue gemein hat, höher als die ihm ganz eigenthümlichen, schätzen wollen.

Wenn ich nach diesen Erörterungen mir nun erlaube, unsere Frage im Allgemeinen schon als entschieden zu Gunsten der neuern Musik anzusehen, so bleiben doch noch einige besondere Betrachtungen derjenigen Vorzüge übrig, die man hie und da der alten Musik vor derselben hat einräumen und nachrühmen wollen.

Der erste ist ein Vorzug an charakteristischem Ausdruck, weil ihr der Gebrauch mehrerer Tonarten und, wie man meint, eines taktfreien Rhythmus zu Gebote gestanden haben soll; der andere ist der Vorzug an Einfachheit.

Was nun zuerst die alten Tonarten anlangt, über deren Beschaffenheit man noch nicht ganz einig ist, so wollen wir, um unnöthigen Streit zu vermeiden, sogleich das (wie man meint) Günstigste für die alte Musik voraussetzen, und annehmen, daß die Tonarten derselben, die sieben verschiedenen Octavenfolgen dargestellt hätten. Bleiben wir dann zunächst bei der diatonischen Stufenfolge stehen, so würden aus den Tönen

$c \quad d \quad e \quad f \quad g \quad a \quad h \quad \overline{c}$

und ihren Octaven, sich im Sinne der Octavengattungen außer der Folge, in der sie eben aufgeführt sind, noch folgende sechs verschiedene bilden lassen:

$d \quad e \quad f \quad g \quad a \quad h \quad \overline{c} \quad \overline{d}$

$e \quad f \quad g \quad a \quad h \quad \overline{c} \quad \overline{d} \quad \overline{e}$

$f \quad g \quad a \quad h \quad \overline{c} \quad \overline{d} \quad \overline{e} \quad \overline{f}$

$g \quad a \quad h \quad \overline{c} \quad \overline{d} \quad \overline{e} \quad \overline{f} \quad \overline{g}$

$a \quad h \quad \overline{c} \quad \overline{d} \quad \overline{e} \quad \overline{f} \quad \overline{g} \quad \overline{a}$

$h \quad \overline{c} \quad \overline{d} \quad \overline{e} \quad \overline{f} \quad \overline{g} \quad \overline{a} \quad \overline{h}$

deren jede, als Tonleiter der auf sie bezüglichen Tonart, die Art derjenigen Melodieen, die in dieser Tonart Statt finden konnten, darstellen soll.

Die Neuern bilden dagegen aus dem ganzen Inbegriff dieser Töne nur zwei Tonleitern, nämlich wenn man von der Höhe zur Tiefe geht, diese

c h a g f e d c und a g f e d c h a

von welchen die erste den Gang der Melodie im sogenannten Durton, die letztere den des Molltons *) darstellt.

Hier scheint nun der Reichthum der alten Musik, so wie die Armuth der neuern völlig entschieden zu seyn. Will man indessen bemerken, daß der letztern in Ansehung der diatonischen Folge, alle Mittel zur Erzeugung eines gleichen Reichthums völlig bereit stehen, so muß ihre Bescheidenheit auffallen, und zunächst wenigstens die Frage nach dem Grunde einer solchen Beschränkung veranlassen. Stellen wir nun in dieser Beziehung eine nähere Untersuchung an, so findet sich bald, ein wichtiger Unterschied zwischen den von der neuern Musik gewählten beiden Octavengattungen und den übrigen. Die Tonfolge jener beiden weiset nämlich auf das Gefühl eines und desselben, keine Beziehung auf andere enthaltenden, Accordes durchweg dadurch hin, daß sie in und zwischen den Tönen dieses Accordes auf eine Weise fortschreitet, bei welcher das Gefühl desselben entweder stets von neuem angeregt, oder als

*) Bekanntlich vertauscht der Mollton im Aufsteigen die beiden Töne f und g mit den um einen halben Ton höhern fis und gis.

Ziel des Fortgangs gefordert wird. Soll nun die Tonleiter einer Tonart das Vorbild aller derselben zugehörigen Melodieen seyn, d. h. aller derjenigen, in sich geschlossenen, unabhängigen, zur Einheit eines Ganzen schon im Gefühl verbundenen, Tonfolgen, die sich aus den einzelnen in der Tonart enthaltenen Tönen zusammensetzen lassen, so genügen diesem Begriffe für alle Töne der obigen sieben Octavengattungen, nach dem was eben bemerkt wurde, wirklich nur die zwei Tonleitern der Neuern. Die übrigen können nur, wenn andere Musik vorangeht und folgt, eine durch das Gefühl gebundene Tonfolge darstellen *), und wenn die alte Musik sie als unabhängige Tonleitern in Anwendung gebracht hat, wie aus Betrachtung der Kirchenmelodieen allerdings glaublich wird, so darf man ihr diese Beseitigung der Forderungen des Ohrs nicht als Vollkommenheit nachrühmen. Denn wohin sollte es mit der Kunst kommen, wenn sie zum Behuf der Charakterisirung Mittel

---

*) Um diesen Unterschied zwischen abhängigen und unabhängigen Tonleitern an einem Beispiel zu verdeutlichen, setze ich folgende, in der neuern Musik mögliche Tonverbindung aus c dur her, in welcher, die Trennungsstriche den Takt, die einzelnen Tonzeichen aber insgesammt Achtel oder Sechszehntel bedeuten sollen.

c d e f g a h c | h c d e f g a h |

a h c d e f g a | g a h c d e d c |

Hier wird man finden, daß die Octavengattungen des zweiten und dritten Taktes, und das Stückchen Tonleiter

zu Hülfe rufen dürfte, die aus der Natur ihres Stoffes sich nicht entwickeln lassen oder derselben wohl gar widerstreben? Dann mag der Bildhauer seinen Gestalten nur immerhin auch Farbe geben, der Maler dem Munde seiner Personen Schriftzeichen anheften, und der Componist vom ausübenden Musiker passende Gebärden verlangen. Man führe bei dieser Gelegenheit nicht zu eilig das Beispiel der eben genannten alten Kirchenmelodieen gegen mich an. Diese werden erstens von unsern Tonkünstlern in neuere Tonarten dadurch übersetzt, daß man bei ihnen das sogenannte subsemitonium modi, wo es nöthig wird, einschiebt; dann beziehen sich zweitens auch die Melodieen ihrer Glieder auf verschiedene Tonarten so, daß sie sich den Gesetzen unserer Modulation noch nahe genug anschmiegen. Man kann von diesen Gesängen also mit Recht behaupten, daß in ihnen sich wohl Fragmente mehrerer Tonarten, die Octavengattungen aber nicht rein darstellen.

---

g a h c des vierten Taktes im Zusammenhange eine ganz andere Bindung erhalten, als wenn man jede einzeln durchläuft. Auf ähnliche Art ließe sich leicht ein Tonstück zusammensetzen, das, ohne Verletzung der, von der neuern Musik stets geforderten, harmonischen Einheit, sämmtliche zu einer und derselben (im Sinne der Neuern genommenen) Tonart gehörigen, Octavengattungen enthielte. Und da sich hiebei die ganzen Tonleitern auch durch Tonfiguren von ähnlich lautender Tonfolge, so wie umgekehrt manche Tonfiguren der neuern Musik durch die Leitern jener Octavengattungen ersetzen lassen, so wird der Musikkundige leicht einsehen, in welchem Sinne man auch der heutigen Musik einen Gebrauch der Octavengattungen zuschreiben dürfe.

Um nun hiernächst zu den Tonarten des enharmonischen und chromatischen Geschlechts zu kommen, so deutet der Gebrauch derselben nur noch stärker auf den nämlichen Mangel an Gefühl für harmonische Bindung, der sich, wie ich mich eben zu zeigen bestrebte, in dem unabhängigen Gebrauch einer jeden der sieben diatonischen Oktavengattungen kund giebt. Jeder Musikkundige wird sich dieß bestätigen können, wenn er die Tonleitern jener Tonarten auf einem geeigneten Instrumente streng ausführt. Hier reicht es jedoch hin, nur daran zu erinnern, daß, wie schon früher bemerkt wurde, die griechischen Musiker selbst, diese Tonarten, als schwer zu singende Werke der Kunst, den natürlichen diatonischen, die jeder ohne besondere Anweisung ausführen könne, entgegen setzen; ja endlich einige derselben, als unangenehm klingend, sogar tadeln und zu beseitigen suchen *). Wenn Plutarch (mit vielleicht vielen anderen Gelehrten) in diesem Umstande den Verfall der Kunst sieht, so darf man nicht vergessen, daß eben dieser Plutarch (mit den Pythagorischen Musikern), wegen einer eingebildeten Zahlenvollkommenheit, der Undecime die Consonanz abspricht, die er der Quarte doch zugesteht **).

Betrachteu wir jetzt auch den andern Vorzug ein wenig näher, dessentwegen die alte Musik von einigen ihrer Freunde, vor der neuern gepriesen worden ist, nämlich den Vorzug der Takt-

*) Ptolemaeus p. 80. Plutarch de Musica XXXVIII.

**) Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß auch die neuere Musik zuweilen von enharmonischen und chromatischen Tongängen Gebrauch macht, nur bildet sie keine Tonarten dieses Geschlechts.

freiheit. In Ansehung dieser Freiheit muß nun zunächst erinnert werden: erstens, daß dieselbe noch streitig ist; zweitens, daß ihrer auch die neuere Musik hie und da zum Behufe des Ausdrucks in Solostimmen genießt. Dann aber, daß diese Freiheit, durchgängig vorausgesetzt, der griechischen Musik wohl zum Tadel, nicht aber zum Ruhme gereichen würde. Denn wenn man die Behauptung gemacht hat, daß durch den Zwang des Taktes die Musik einförmig, ihr Rhythmus aber fast aller seiner Kraft beraubt werde, so scheinet dabei derselbe Irrthum obzuwalten, der in unserem Vaterlande vor mehreren Jahrzehenden dem Ausdruck der Rede mit größerer Freiheit auch größere Stärke zu verschaffen glaubte, indem er in der sogenannten poetischen Prosa, die Fesseln des Reims und der sich entsprechenden Rhythmen abwarf. Diese vermeinten Fesseln machen ja eben die Verbindungsmittel der Kunst aus, und der sinnliche Stoff wird nur in sofern ihr Gegenstand, als er solcher Fesseln fähig ist. Ohne den Zwang des Metrums, oder des mit dem Reime verbundenen Metrums, unter welchem die poetische Rede sich entwickeln muß, würden die Kühnheiten ihrer Wortverbindungen uns als eine Art von Ziererei unerträglich werden. Und so möchte sich wohl in allen Gebieten der Kunst zeigen lassen, daß dieselbe, wenn sie diejenigen Schranken verläßt, in denen ihre Gestalten Umriß und Bindung erlangen, an Einfluß auf das menschliche Gemüth nothwendig durch den, auch im Gefühl sich ankündigenden, Zwiespalt verlieren müsse, in welchen sie dabei mit den Bedingnngen ihres Daseyns geräth. Wenigstens würde eine überall taktfreie Musik uns nicht sowohl den Reiz des Ausdrucks, als vielmehr das unangenehme Gefühl eines beständigen Bestre-

bens nach Ausdruck erregen, und dadurch (wie auch von andern schon bemerkt ist) auf dieselbe Weise, wie die frühere, fast alle Augenblicke den Takt verändernde, französische Opernmusik, widerlich werden.

Endlich komme ich auf den der alten Musik beigelegten Vorzug an Einfachheit. Bei der Erörterung desselben wird man sich nun zunächst wohl darüber leicht vereinigen, daß die Einfachheit eines Kunstwerkes mit der Anwendung eines Reichthums von Mitteln keinesweges im Widerspruch stehe, denn sonst würde man, was die Musik anlangt, bald dahin geführt werden können, einem Tonstück von nur einem Ton den Preis der Einfachheit zuerkennen zu müssen. Sonach werden wir diejenige Einfachheit, die in der Kunst als Vorzug gerühmt werden soll, nur in dem Gebrauch der Mittel zu suchen haben. Irre ich mich nun nicht, so wird dieselbe in einer solchen Anwendung der Mittel bestehn, daß dieselbe Kunstwirkung mit wenigern nicht zu erreichen war. Da wir jedoch das Urtheil über die Einfachheit eines Kunstwerkes nicht nach einer, hier nicht einmal für Jedermann möglichen, Art von Berechnung aussprechen, so bleibt die Frage übrig: wodurch sich die Annäherung zu jenem Begriff sowohl dem sinnlichen Gefühl als auch der sich demselben unmittelbar zugesellenden Betrachtung ankündige? Dieß scheint mir nun, was das sinnliche Gefühl betrifft, durch eine leicht faßlich nnd scharf ausgesprochene, daher auch behältliche, Gliederung; was aber die Betrachtung anlangt, dadurch zu geschehen, daß man die angewandten Mittel auf die vielfachste und eine, zum Theil unerwartete, Weise für den Kunstzweck der Darstellung in Anspruch genommen findet.

Sollte man diesen, allerdings noch mancher Ausführung bedürftigen, Gedanken einigen Beifall zu schenken geneigt seyn, so wird man einräumen müssen, daß die neuere Musik eine größere Einfachheit, als der alten zu erreichen möglich war, erlangen kann. Denn man erwäge nur, welche Mittel die schon mehrmals erwähnte, strenge harmonische, Bindung, die sie vor der alten voraus hat, noch neben den rhythmischen Figuren zur faßlichsten und schärfsten Gliederung bietet, und daß die Vielstimmigkeit in den Chören der neuern Musik schon einen vielfachern Gebrauch der Kunstmittel in sich schließt, als die in den Chören der Alten herrschende Einerleiheit vieler Stimmen. Sollte man indessen diese Betrachtungen ganz, oder zum Theil zweifelhaft oder gar verwerflich finden, so wird man wenigstens doch nicht abläugnen können, daß in der Natur der neuern Musik, man sehe nun auf die Zahl der Kunstmittel die sie, oder auf die Art, wie sie dieselben in Bewegung setzen kann, nichts liegt, das sie zwänge, der alten Musik an Einfachheit nachzustehen, und hiemit mag ich für meinen Zweck schon zufrieden seyn. Denn unzweifelhaft auszumachen, wie es sich in Ansehung dieses Vorzuges wirklich verhalten habe? ist aus Mangel an Zeugnissen nicht wohl thunlich. Soviel ist jedoch gewiß, daß man den mehrerwähnten, drei ältesten der noch vorhandenen griechischen Gesänge, Einfachheit gerade nicht nachrühmen kann, und daß die neuere Musik in vielen ihrer Meisterstücke vernehmlich genug beurkundet, daß Einfachheit der Darstellung keinesweges mit der Armuth in unzertrennlichem Bunde stehe.

Die Summe aller dieser Erörterungen über die der alten Musik nachgerühmten besondern Vorzüge vor der neuen

wäre demnach, zum Theil nur eine Bestätigung, zum Theil wenigstens keine Widerlegung des vorher aus allgemeinern Gründen zu Gunsten der letztern gezogenen Urtheils.

S ch l u ß.

Neben manchen andern Fragen, welche die voranstehenden Untersuchungen noch übrig lassen, ist auch eine mehrmals abgehandelte, nämlich die:

Wie sich bei der hier behaupteten Beschaffenheit der der griechischen Musik die hohe Bewunderung erkläre, welche dieselbe zu ihrer Zeit erregte?

Die Ausdehnung, zu welcher dieser Aufsatz schon angewachsen ist, erlaubt mir jedoch, statt der durchgeführten Antwort, nur einige flüchtige Bemerkungen.

Erstens würde es vielmehr wunderbar seyn, wenn ein Volk die Gipfel einer Knnstübungsweise, die bei demselben Entstehung, Art und Pflege erhielt, nicht bewunderte.

Zweitens zeigt das Beispiel der Lullyschen Musik und des französischen Trauerspiels, daß eine solche Bewunderung auch da noch Statt finden könne, wo eine in falscher Theorie und Uebereinkunft entsprungene, durch Gewöhnung befestigte, und durch das Ansehen der Ueberlieferung gewissermaaßen geheiligte Verknüpfungsart, wenigstens zum Theil, die Stelle, der stoffgemäßen einnimmt.

Drittens giebt ein diesem Aufsatz näher liegendes Beispiel klar zu erkennen, wie wenig Unterlage an unmittelbarer Empfindung eine solche Bewunderung oft bedürfe, indem die alte Musik auch jetzt noch, wo sie nicht mehr vernommen werden kann, enthusiastische Verehrer findet.

Aug. Ferd. Naekii

Diſſertatio critica,

qua Tzetzae ad Heſiodum locus reſtituitur et Callimachus aliquoties illuſtratur, emendatur ſuppletur.

Veterum librariorum peccata, ut hodie ſcribarum et in officinis typographicis operarum, qui veteribus librariis ita ſimiles ſunt, ut plerumque illos imperitia atque negligentia ſuperent, duos maxime fontes habent et in duo genera dividi poſſunt. Unum idque uſitatiſſimum, de quo accuſandum corporis membrorum, quibus ad ſcribendum utimur, oculorum, aurium, dextrae, non ſatis fidum miniſterium: oculorum, quum aliud legunt, quam legendum erat; vel aurium, quae, dum alius nobis dictat, vel nobismet, ut fieri ſolet, dictamus ipſi, dictata male accipiunt et male accepta manui tradunt; denique ipſius manus, invito ſcriba eas lit-

teras pingentis, quae non pingendae erant. Conſtat etiam hos errores ſaepe cum aliquo mentis uſu vel potius abuſu coniunctos eſſe. Quum enim hac quam dixi via multa naſcantur prorſus vitioſa, enormia, portentoſa, ſunt rurſus alia, quae quantumvis ſive a ſcriptoris ſenſu aliena, ſive grammaticae legibus repugnantia, ſive metricis rationibus pernicioſa, per ſe tamen, ſi ſingula ſpectes, ſana ſunt et recte formata et ſenſum praebent. Nimirum ſcribae, etiamſi unice illud agere videatur, ut exemplum, quod ante manus eſt, ſcribendo exprimat, tamen vanae quaedam imagines et priſtinae eorum, quae alibi legerit aut audiverit, recordationes ante animum volitant et nolentis oculis auribusve calamoque ſeſe obtrudunt. Sed magis fallax eſt ac maiorem ut difficultatem, ita, ubi feliciter inveſtigatum et ſcite emendatum fuerit, delectationem habet alterum peccatorum genus, quod et ipſum mentis abuſui debetur, ſed mentis liberae ſibique conſciae. Interpolationem dico, qua librarii pro ſua ſapientia mutarunt, deleverunt, addiderunt, quod ipſis mutandum, delendum vel addendum videretur.

Utrum huic an illi generi annumerem dubito, ſed alterutri annumero et certa emendatione reſtituturus ſum Tzetzae locum propter Homeri mentionem, valde adhuc obſcuram, et propter ipſam vitii ſpeciem admodum memorabilem. Verſus eſt in Scuto Herculis 397.

Ἴδει ἐν αἰνοτάτῳ, ὁπότε (vel *ὅτὲ τε*) *χρόα Σεί-*
ριος ἄζει:

ad quem haec vulgantur ab Ioanne Tzetze ſcripta: ἴδει ἐν αἰνοτάτῳ. τὸν καιρὸν λέγει τῆς μάχης. ἴδει ἐν αἰνοτάτῳ, ἐν τῷ θέρει τῷ καυματώδει, ὅτε τὰ σώματα ἴδονται καὶ κατεσθίονται τοῖς ἱδρῶσι· παρὰ τὸ ἰδεῖν, ὅ ἐστι ἱδροῦν. καὶ Ὅμηρος· ἴδει αἰνοτάτῳ. Quid vero? Nusquam in Homeri carminibus haec verba legi olim obſervatum eſt, quum Heſiodi Scutum edebat, Heinrichio, viro celeberrimo mihique amiciſſimo, cum quo nunc mihi συμφιλολογεῖν et opus una facere in novis hisce Muſarum hortis ſuave eſt. An fragmentum eſſe iudicabimus deperditi carminis Homerici? Mirum, ſi hoc ſolus noverit Tzetzes: ac bene factum, quamquam caſu magis atque ignoratione huius loci quam conſilio factum puto, quod tam praeclarum hemiſtichium, ἴδει αἰνοτάτῳ, praetermiserunt viri docti ii, qui fragmenta Homeri collegerunt. Quod quidem hemiſtichium etiam propter hiatum parum ſuavem et, quod gravius: nam hiatus iſte facile tolli poſſet: propter ipſam vocem ἴδος ſuſpectum eſt. Si enim Heſiodus καῦμα ἰδάλιμον et Heſiodi de ſchola poeta ἴδει ἐν αἰνοτάτῳ dixit, non ſequitur inde, eamdem dictionem etiam decere Homerum. Equidem quum dudum apud me compertum haberem, quid fieri deberet tam obſcuro loco, intervenit Gaisfordii editio Poetarum Minorum Graecorum. Quem librum ea primum animi affectione evolvere coepi, qua ſolemus librum a viro fama noto ea ſuper re ſcriptum, in qua ipſi antea aliquantum operae poſuerimus. Tum enim antea omnia hoc quaerimus curioſius, an quid

ille eorum, quae nos olim qualicumque acumine nostro observata memoriae futurum in usum mandata, vel etiam in chartis reposita habemus, occupaverit: quod sicubi factum videmus, curiositatem mixtus quidam ex laetitia et dolore sensus excipit, quandoquidem paullulum dolet, qui alicuius inventionis laudem praereptam sibi ab alio intelligit, sed mox laetitia dolorem mutat, quicumque inventa sua non numerat et in litteris magis litterarum commodum quam suam gloriam quaerit. Verum hoc quod dico γλυκύπικρον vellem saepius moveret Gaisfordius iis, qui librum illum adeunt: quod sine invidia moneo in virum optimum, qui quid exspectari a se iuberet, id satis modeste in praefatione indicavit atque promissis suis ita stetit, ut et utilem et nitidum librum ediderit. Ad Tzetzae locum Gaisfordius nihil quam Heynii in Il. VIII. 476. observationem commemoravit. Sane eam observationem ego quoque dudum annotatam habebam: quod Tzetzen illustraret, exsculpere inde potueram nihil. Heynius enim ibi Homericum στείνει ἐν αἰνοτάτῳ monet convenire cum Hesiodeo ἴδει ἐν αἰνοτάτῳ, et cum eo comparari a grammaticis. Non dixit, quibus grammaticis; sed Tzetzen haud dubie intelligebat: nam Eustathius et Veneta scholia nihil eiusmodi, neque in scholiis, quae Heynius habebat, ineditis ea de re monitum esse credo. Iam igitur Heynii, quantum video, ea sententia fuit, ut censeret, Tzetzen scripsisse: καὶ Ὅμηρος· στείνει ἐν αἰνοτάτῳ. Similitudinem autem horum locorum

in eo ponebat Heynius, quod in utroque esset: *ἐν αἰνοτάτῳ*. At, emendationem ut mittam parum illam probabilem, quantilla, quaeso, ista similitudo est? Istamne tam admirabilem visam esse Tzetzae, ut sic commemoraret? Alius credat. Ego certe, si quid in tota hac disputatione sani esset, hoc mihi mallem persuadere, Tzetzae, quum Homeri locum ex Iliadis octavo recordaretur, aberrantem memoriam pro *στείνει* subministravisse *ἴδει*. Verum longe aliud Tzetzae verba monstrant, Tzetzae disputatio suadet. Ac primo ille non scripsit, quod vulgo legitur, *ἰδεῖν*, sed *ἰδίειν*. Iam videat aliquis. Post haec: *ἴδει — παρὰ τὸ ἰδίειν, ὅ ἐστι ἱδροῦν· καὶ Ὅμηρος*: quid exspectamus aliud, nisi ut exemplum sequatur, quo *ἰδίειν* idem esse quod *ἱδροῦν* probetur? Atque ita est. Eiiciendum est Homericum hemistichium, quale numquam, ac nè Tzetzae quidem in cerebro exstitit, et reponendum, quod scripserat grammaticus:

— παρὰ τὸ ἰδίειν, ὅ ἐστι ἱδροῦν. καὶ Ὅμηρος· ἴδιον ὡς ἐνόησα.

Ex Odyss. XX. 204. Quod apud Homerum unicum huius verbi exemplum est, celebratum propterea a grammaticis: v. Suidam in v. *ἰδίειν*, et reliquos, Etymologica maxime, Gudianum in v. *ἰδαλίμον*, et Magnum in v. *ἶδος*, ex quo vel solo emendari poterat Tzetzes. Etymologum enim qui inspexerit, habebit fontem, ex quo sua derivavit Tzetzes. Post Homerum verbum frequentat Aristophanes, veluti Ran. v. 237. quem locum, quod

obiter dico, respicere videtur Hesychius v. ἰδίει. Cf. si placet, Ruhnk. ad Timaeum p. 147. Tzetzae quomodo pro genuina scriptura hac: ἴδιον ὡς ἐνόησα obtrusa fuerint tam dissimilia: ἴδει αἰνοτάτῳ, fortasse demonstrare supervacaneum est: quae enim per se certa emendatio est, non eget ea commendatione, quae artificiosa demonstratione repetitur ab inexhausta librariorum libidine: sed propter ea, quae supra dicta sunt, monstrabitur, quum non una detur huius perturbationis explicatio, nullam tamen tam certam dari, ut prae ea necessario respuenda sit altera. Ac fuit quum nihil aliud mihi verba ista ἴδει αἰνοτάτῳ videbantur esse, quam lemma sive, ut recentiores quidam loquuntur, signatura eius ipsius scholii, in quo versati sumus, repetitum ab aberrante librario, qui prae eo omiserit verba a Tzetze scripta ἴδιον ὡς ἐνόησα. Nunc tamen de alio corruptionis modo, quamquam et hoc satis memorabili cogito. Ex ἴδιον quomodo fieri potuerit ἴδει, facile intelligitur. Itaque quum ἴδει scripsisset pro ἴδιον, librarius vel consulto, quod nesciret, quid faceret verbis ὡς ἐνόησα, ex Hesiodo reposuit αἰνοτάτῳ, vel, quod malim, oscitans et in recordationem versus Hesiodei delapsus, verba ὡς ἐνόησα praetermisit et pro iis αἰνοτάτῳ scripsit.

Campum attigimus latissimum et uberrimum innumerorum errorum fontem, in quo quid nos paullulum immorari vetat, praesertim quum eo degressio nostra nos reductura sit, unde initium disputandi sumpsimus? Eum errorem dico, quo

vel librarii vel noſtrae aetatis critici antiquiorum ſcriptorum fragmenta a grammaticis aliisque ſcriptoribus recentioribus conſervata nunc decurtaverunt, nunc iuſto longiora fecerunt eo, quod antiqui auctoris verba a verbis eius, qui illa affert, non ſatis accurate diſtinguerent; nunc etiam, cuius rei inſigne exemplum propoſiturus ſum, traiectione verborum corruperunt.

Ac primo quidem, quum de eo agitur, quam multa vel quam pauca antiquioris ſcriptoris verba apponere ſoleant ii, qui aliorum verba laudant, quaeremus, an poſſit conſuetudo aliqua aut lex inveniri atque detegi, quam illi ſequuti nunc pauca nunc appoſuerint plura. Habuerunt utique legem eamque legem, quam ferebat natura rei. Memores enim illi neceſſitatis, quam duplicem impoſitam habet, quicumque alius ſcriptoris verba appoſiturus eſt, ut et brevitatem et perſpicuitatem ſectetur, plerumque, ut breves eſſent, non plus appoſuerunt, quam ad ſuam rem neceſſarium eſſe exiſtimarent, ſed tamen, perſpicuitatis cauſſa, tantum, quantum requirebatur, ut ne alterius ſcriptoris verba per ſe ſeorſum prorſus obſcura et ſenſu caſſa eſſent. Gradus quosdam haec res habet, quos breviter percurram. Sic quum ex poetis verba afferunt, grammatici ſaepiſſime integrum verſum, qui abſolutum ſenſum habet, vel integrum diſtichon apponunt. Eratque hoc profecto commodiſſimum. At non ſemper integro verſu ſenſus abſolvitur; at ſaepe ſententiae initium in medio verſu, finis in ſequente

verſu eſt. *Sane:* ſed tum quam normam poetae in ſcribendo, eam grammatici in laudando obſervare, et ad membra orationis poeticae caeſurasque attenti, quum omnis verſus ſuos quosdam locos habeat, in quibus interpunctionem novaeque ſententiae inceptionem admittit, hos locos arripere, ab his inde locis exordiri, vel ad hos usque pergere conſueverunt. Sic nihil frequentius in verſibus elegiacis, quam laudari duos pedes heroici verſus poſtremos cum pentametro. Contra ſaepe afferuntur quatuor verſus heroici pedes priores. Nimirum in nulla hexametri ſede frequentius poetae interpunctionem admiſerunt et novae ſententiae initium fecerunt, quam ea, in quam cadit caeſura bucolica. Non minorem vim apud poetas et hinc apud illos, qui poetarum verba afferunt, penthemimeres ſive caeſura ſemiquinaria habet, et ea, quae tertia trochaica appellatnr. Callimachi fragmentum CCLXXXVII. ex Ammonio depromptum, ita ſe habet: *εἵνεκεν οὐχ ἓν ἄεισμα.* Rurſus poſteriorem verſus partem inde a tertia caeſura trochaica praebet fragm. CCLXXIX. *νόθοι δ' ἤνθησαν ἀοιδαί.* Quae duo fragmenta in unum verſum coniunxit Valkenarius in Callim. eleg. fragm. p. 297. probabili coniectura: quam qui acceperit, clariſſimo exemplo videbit, quomodo in eiusmodi locis verſati ſint grammatici. Ammonius, ut qui unice curaret vocem *εἵνεκεν*, prius hemiſtichium apponere ſatis habuit, ac ſufficiebat hoc, quum ſenſum abſolutum habeat. Alterum, quod et ipſum ſuum per ſe ſenſum habet, in ſuam rem appoſuit

interpres Ariſtophanis. Atque haec quidem uſitatiſſima exempla ſunt. Verum ut poetae etiam in alia verſus ſede interpunctionem ponere potuerunt et vero poſuerunt, veluti poſt primum hexametri pedem, ita fieri potuit ac factum eſt, ut grammatici verſum caetera integrum, ſed primo pede reciſo, afferrent. Callimachus, nam conſiſtam in Callimacho, fragm. CCLXXX.

— *Λιμναίῳ δὲ χοροστάδας ἦγον ἑορτάς.*

Sic hoc interpres Ariſtophanis ad Ran. 216. niſi quod antiqui libri, veluti Aldina, *χοραστάδας*, iam correctum tacite a Favorino in v. *Λίμναι.* At quod eumdem poetae locum Stephanus Byz. v. Λίμναι his verbis tangit: *ἔνθα ὁ Διόνυσος ἐτιμᾶτο καὶ οἱ Λιμναῖοι χοροστάδας ἦγον ἑορτάς*, id tantum valebat apud Hemſterhuſium, ut integrum inde ſenarium effingeret hunc: *καί οἱ Λιμναῖοι δὲ χ. ἦγον ἑ.* Indigna tanto viro opinatio: nusquam particula *δέ* hoc modo ponitur a Callimacho. Ego, etſi percommodum eſt *Λιμναίῳ*, quod interpres Ariſtophanis habet, tamen et Stephano Byzantio aliquid dandum eſſe cenſeo, ita ut ex comparatione utriusque teſtis hoc emergat:

— *Λιμναῖοι δὲ χοροστάδας ἦγον ἑορτάς.*

Quod apud Stephanum eſt, *καὶ οἱ*, a Stephano eſt, Callimachi verba, ut interdum fit, ſuae orationi intexente: unde et particulam *δέ* omiſit.

Nolo in his diutius morari, quae facile quisque ulterius perſequi poterit. Illud gravius eſt atque errori magis obnoxium, quod interdum gramma-

tici, contra eum morem, de quo modo disputatum est, verba sensu carentia apponere, quam versum aliqua sui parte truncatum exhibere maluerunt. Id quum Hephaestio facit, ubi Callimachi pentametrum profert:

ἱερά, νῦν δὲ Διοσκουρίδεω γενεή:

nihil mirum. Integro versu opus erat, quo caesurae neglectio quam clarissime demonstraretur; integro sensu non opus erat in demonstratione rei metricae. Sed aliud exemplum videbimus. Callimachi distichon apud graecum Sophoclis interpretem ad Oed. Col. 489. ed. Brunk. exstat, quod in prima Callimachi fragmentorum collectione est XV. p. 237. ed. Graev. vel p. 343. ed. Ern. et apud Bentleium CXXIII.

νηφάλιαι καὶ τῇσιν ἀεὶ μελιηδέας ὄμπνας
λήτειραι καίειν ἔλλαχον Ἡσυχίδες.

Primo ὄμπνας scripsi cum Brunkio. Ex editione scholiorum Sophoclis Romana Reisigius nuper protulit ὄπας: unde ὠπάς est in priore illa Callimachi fragmentorum collectione p. 237. ed. Graev. quod ibi iure miratur Anna Fabri. Alii inde rectius fecerunt ὄμπας. Ego ὄμπνας malim, maxime propter eiusdem Callimachi fr. CCLXVIII. quod schol. Nicandri Alexiph. v. 450. conservavit: ἐν δὲ θεοῖσιν ἐπὶ φλογὶ καιέμεν ὄμπνας: ibi enim, etsi in Nicandri versu et in scholiastae verbis vacillet lectio, at in Callimachi tamen versu Aldus, quantum memini, in utrisque scholiis: nam duplex in Alexipharmaca scholiorum genus est: constanter praebet ὄμπνας.

Sed propterea hanc formam ubique restituere non audeam; veluti improbo, quod Hesychio, ubi nunc ὄμπαι est, ὄμπναι restitui iubet Toupius Emend. in Hes. p. III. pag. 86. vol. IV. Deinde in versu breviore vulgo apud schol. Sophoclis et hinc in Callimachi fragmentis legitur Ἡσυχίδαι. Scripsi Ἡσυχίδες ex emendatione Bentleii, quam egregie confirmat quod ex editione illa Romana prolatum est a Reisigio, Ἡσυχίδαις. Quam scripturam quum in priore fragmentorum collectione p. 237. bene retinuisset editio Graevii, ibi quoque Ernestina editio vulgatum Ἡσυχίδαι recepit et sic viam veri omnino praeclusit. Praeterea Bentleius, ut alibi saepius, Callimacheam vocem λήτειραι Hesychii auctoritate confirmare neglexit. Attulit eius verba Anna Fabri: λήτειραι· ἱέρειαι τῶν σεμνῶν θεῶν. Haud dubie Callimachum respexit. Neque alio retulerim eiusdem Hesychii haec: λείτειραι. ἱέρειαι. Aliud, λίτειραι, utrobique latere suspicabatur H. Stephanus Thes. Ind. p. 1375. Callimachi tum non memor et deceptus Hesychii nterpretamento ἱέρειαι. Nimirum λήτειραι: nam sic scribendum putaverim ex eiusdem Stephani in v. λητὸν observatione: non sunt sacerdotes proprie, sed quasi publicanae. Verum aliud erat, propter quod apposui Callimachi versus. Non una obscuritate laborat quod in priore versu legitur νηφάλιαι. Vertit Bentleius, si is Bentleius est, qua de re v. Ruhnkenii et aliorum ad Io. A. Ernestum epistolas a Tittmanno editas p. 27. 28. abstemiae etiam illis semper mellitas fruges facer-

dotes adolere fortitae funt Hefychides Mirum: non illud quaerebatur in his facris, ut facerdotes abftemiae five fobriae, fed hoc, ut facra fobria effent, id eft *ἄοινα*. Quod quum perfpexiffet Hemfterhuifus, fic legendum effe pronunciavit:

νηφάλιας καὶ τῆσιν ἀ. μ. ὀ.

ut iungantur *νηφάλιας μελιηδέας ὄμπας* vel *ὄμπνας*. Sic unum vitium fuftulit; alterum, gravius illud, reliquit. Non fatis enim obfervaverat coniunctionum *καί* et *δέ* ufum, et quemadmodum in fragm. CCLXXX. particulam *δέ*, ita hic coniunctionem *καί* ea collocatione pofuit, quae quum in omni poefi antiqua, tum in epico fermone, quem hac quidem in re ftudiofe colit Callimachus, infolens eft. Atque apud Callimachum non nifi unum exemplum novi, quo fecundum locum coniunctio *καί* tenere videatur. Eft illud in hymno Deli verfu 12. Valkenarii dubitationibus celebrato. Quippe conftat, Valkenarium in eleg. Callim. fragm. p. 272. feqq. de illo ipfo verfu, an non genuinus fit, magnam fufpicionem moviffe, argumentatione non inexpugnabili quidem, ut ego iudico, fed multo tamen graviore ac fortiore iis argumentis, quibus alios Callimachi verfus impugnavit Ruhnkenius. Nam Ruhnkenius quotcumque Callimachi hymnorum verfus, funt autem non pauci, fuo Marte fuaeque fagacitati confifus contra librorum auctoritatem fpurios declaravit: quod vereor ne opinioni cuidam magni magiftri fui, Hemfterhufii, obfequutus fecerit, de qua in Epiftolis illis valde laudabili confilio

a Tittmanno editis p. 6. et in Epist. cr. II. p. 165. relatum est: in iis omnibus nullus est, de quo praeter hoc unum, si abesset versus, neminem desideraturum fore, aliquid demonstraverit amplius. At hac fiducia si quis antiquos poetas castigare et purgare aggrediatur, vide quam hoc periculosum futurum sit quum omni poetae, etiam ei, qui vel maxime praecise et breviter scripserit, tum vero magis ei, qui non omnibus absolutus sit numeris, vel adeo non fugerit, sed in laude posuerit ultroque quaesiverit artificiosam quamdam ubertatem et amabilem loquacitatem. Haec loquacitas, quae nunc in sententiis subtili ratiocinatione et argumentatione amplificandis, explicandis, concludendis, nunc, quod rhetor dicat, in conduplicatione et reversione, id est, in repetitione verborum, membrorum, hemistichiorum, idem vel cum aliqua varietate simile sonantium, ludit et placet sibi; haec loquacitas, inquam, tam propria Callimacho, quod latuit atque effugit Ruhnkenium, et eo usque effugit, ut interdum ex Callimacho ipsum Callimachum expelli iusserit: id paene irascor ac vellem aliud accidisset viro elegantissimo. Parum est, ut unum addam in eorum gratiam, qui forte in Epistola crit. II. p. 139. ad hymnum Apoll. 64. scripta meminerint; parum est, quod *βραχυλογίαν* Callimachi subsidio sibi advocat vir prae cupiditate praeter solitum negligens. Fuit sane sua Callimacho *βραχυλογία*, eaque gloriatur ipse: scio qui loci obversati sint Ruhnkenio ista scribenti: verum ea breviloquentia longe

alia est, quam opinabatur Ruhnkenius. Non verborum enim, sed poematum brevitatem sectatus est et laudavit Callimachus. Cautior Ruhnkenio Valkenarius, quum versum Callimachi in suspicionem adducturus esset, eum sibi sumpsit, in quo re vera aliquid reprehendi potest. Quamquam neque versum spurium esse pervicit Valkenarius; nam genuinus est; et omnino iusto studiosius atque ita disputavit, ut totius loci nexum Callimachique sententiam non perspexisse videatur. Certe ego numquam intelligere potui, qui factum sit, ut hoc sibi persuaserit Valkenarius, versu illius hymni undecimo et proxime sequentibus laudes Deli insulae, easque magnificas, canere poetam. Immo mala omnia de Delo insula praedicant hi versus, quo grave magis atque admirabile sit, quod deinde subiicit, inter principes insulas vel principum omnium numerari insulam vilem per se, sed Apollinis natalibus claram. Sic recte hunc locum accepit et vertit Ernestus, qui ut graecarum litterarum peritia longe longeque inferior Valkenario fuit et corruptis Callimachi locis non multum profuit, ita in vi verborum et sententiarum ex cogitationum ordine nexuque declaranda, quo erat sensu natura recto acutoque et optimorum scriptorum lectione probe exercitato, non male interpretis officio functus est. Singula nunc persequi non vacat. Unum commemorabo hoc, ne illo quidem in versu particulam *καὶ* esse coniunctionem simpliciter: hanc enim non potuisset secundo loco ponere Callimachus: sed illa e t i a m significat

et cum v. *μᾶλλον* coniungenda eſt. *καὶ μᾶλλον*, ut nos noch mehr non ſolum de eo dicimus, quod plus quam multum, ſed etiam de eo, quod plus quam parum eſt. Ut hoc dicat poeta, mergis quidem non multum celebratam eſſe inſulam, ſed tamen mergis magis, quam equis. Reſtat ut fragmentum illud percuremus, in quo conſtiteramus. In eo particula *καί* loco non ſuo poſita iam illum male habuiſſe videtur, qui primam Callimachi fragmentorum collectionem fecit: repoſuit enim tacite *γάρ*. Immo ſcribendum ſine ulla mutatione:

νηφάλιαι· καὶ τῇσιν —

Praeceſſerat vocabulum, a quo pendebat *νηφάλιαι*, tale quale *θυσίαι*; vel, quod malim, ipſas Eumenides ſobrias, *νηφαλίας*, eſſe dixit poeta. Ego, fateor, non haereo in forma inſolentiore *νηφάλιαι*; vulgo quidem eſt *οἱ* et *αἱ νηφάλιοι*. Quodſi cui vehementer diſpliceat *νηφάλιαι*, ac ſane ſimile exemplum non habeo, is ultra viderit, an *νηφάλεαι* placeat, rara forma et propterea in Callimacho commendabilis, quae teſtes habet Etymologum, Suidam, Zonaram, Arcadium. Sed genuinum eſt *νηφάλιαι*. Iam hoc, puto, nemo quaeret, quo vetus Sophoclis interpres conſilio addere vocem ad praecedentia pertinentem quam omittere maluerit: nempe ut ne capite truncatum diſtichon apponeret; tum praeterea vox *νηφάλιαι* obſcurum quidem ſed tamen eum ſenſum praebebat, quem aliquis divinaret, ea quae ſequuntur conſiderans.

Multum olim operae in Callimachi fragmentis posui, ac nunc quoque neque quod in fragmentis, neque quod in Callimachi fragmentis posuerim, poenitet. Illud quidem nostris temporibus haud eget excusatione. Quod vero in Callimacho aliquantum operae collocavi, in re critica non multum, neque ad eius utilitatem, qui suum ipse ingenium exercere et iudicium acuere cupiat, neque ad illorum commodum, quos postea docere et quibus scribere propositum habeat, interesse existimabam, in quonam scriptorum genere laboret ille, modo strenue laboret et accurate. Tum gravis auctor graecae linguae Callimachus. Fragmenta autem eius et permulta sunt, collecta iam maximam partem a magno viro praeclara diligentia, quae ipsa dum ulterius pergentis studium egregie adiuvat, simul aemulationem provocat; et pleraque omnia ex iis operibus desumpta, quae sine controversia praestantiora erant his, quos habemus, Callimachi hymnis; et ita se habent, ut qui curam adhibuerit, imaginem deperditorum operum satis certam delineare, et quod fecimus damnum, quodammodo sarcire possit. Nunc unum adiiciam supra observatis in Callimachi fragmenta, pristinum, ut illa, inventum meum, idque apprime idoneum, quo illustretur illud corruptionis genus, de quo disputare institui. Fragmentum CXXIV. sic edi passus est Bentleius:

εἴδεος. ἀμφὶ δέ οἱ κεφαλῇ νέον Αἱμονίηθεν
μεμβλωκὸς πίλημά τι πέτρου ἄλκαρ ἔκειτο.

Horum versuum secundum, nam de priore dicere

differo, statim apparet elumbem esse: habet enim caesuram in ultimo pede tertio, qualem perhorrescit Callimachus. Scribendum erat certe: μ. πίλημα τὶ πέτρου ἄλκαρ, quo τι connecteretur cum v. ἄλκαρ, qua re et versui consulitur et dictioni: πίλημά τι intolerabili modo languet, minus languet ἄλκαρ τι. Dico hoc contra virum eruditissimum et praestantissimum, qui si hunc locum vel similem ante oculos habuisset, fortasse non damnaturus fuisset nuper in Grammatica graeca maiore pag. 63. eorum sententiam, qui in Theocr. I. 32. sic scribi iubent: γυνὰ, τὶ θεῶν δαίδαλμα. Nimirum arctissima *illa*, cuius inclinatio indicium est, duarum vocum coniunctio quominus in Callimachi loco facta esse putetur, impediunt eae caussae, quas dixi; in Theocriti loco versus quidem non impedit, sed impedit altera caussa. Neque novitium hoc est apud Theocritum et recentiorum editorum commentum, quod edi solet γυνὰ, τὶ θεῶν δαίδαλμα: sed dudum sic ediderat H. Stephanus. Est tamen hac quoque in re prudentia opus, ne quis bonam observationem corrumpat abutendo vel ad eos locos adhibeat, in quibus nullum illa usum habet. Veluti qui in Homerico loco, μή τοί τι θεῶν μήνιμα γένωμαι, cuius prorsus diversa ratio est, sic legi iusserunt: μή τοι τὶ θεῶν μήνιμα γένωμαι: quod et ab Homeri editoribus nonnullis factum est, et apud graecum Aeschyli interpretem ad Eumenid. 229. ubi Homericum illud latet sine nomine, sic vulgatum est inde ab H. Stephano. In Callimachi fragmento πέτρον fuerunt

qui solem interpretarentur, recte refutati a Bentleio; memini, qui sic interpretati sint, Annam Fabri pag. 366. Ern. et ante Annam Hadr. Iunium Animadvers. II. VI. pag. 83. ed. Basil. 1556. Bentleius, quo sententiae succurreret et metro, puto, prospiciens, quum parum suavem hiatum in πέτρον ἄλκαρ sentiret, coniecit ὑετοῦ: τι ὑετοῦ, pro uno hiatu alterum, suaviorem quidem sane, sed in Callimacho non minus insolentem. Suum honorem vindicemus poetae in re metrica religiosissimo. Ab hac parte tutum est Callimachoque satis dignum foret, sed a vulgata scriptura nimium quantum differt, quod aliquando ad Hesychium adscripserat Toupius, Σειρίου: Emend. in Hesych. part. II. vol. III. pag. 470. Sed iusto diutius moror in somniis: somnia enim ista sunt, si quidem τι illud et supra modum languet, etiam si cum v. ἄλκαρ construatur, et omni auctoritate caret. Hoc primus monuit Valkenarius ad Eur. Phoen. 786. Scholiorum Sophoclis, in quibus hoc fragmentum prostat ad Oed. Col. 314. Br. antiquissima exemplaria non habent τι; in Romano quidem, quem librum non contuli, sed exscripsit nuper Reisigius, lacuna inter πίλημα et πέτρον. Asteriscum habet, ubi versum profert, Iunius. Qui idem haud dubie animadverterat, Ios. Scaliger, referente Valkenario, lectionem inde effingebat vel propterea falsam, quod versum fecit pentametrum, quum manifesto epicum sit fragmentum. Aegre usque ad hunc locum Toupii laudes distuli, qui felicissima sagacitate novum desperato

Callimacho teſtem excitavit. Suidam, et Callimachone dicam ex Suida, an ex Callimacho Suidae, ſed utrique una opera opitulatus eſt Emend. in Suid. p. III. pag. 77. vol. II. ed. Oxon. vel pag. 359. v. I. Lipſ. Scribe cum Toupio:

ἀμφὶ δέ οἱ κεφαλῇ νέον Αἱμονίηθεν

μεμβλωκὸς πίλημα περίτροχον ἄλκαρ ἔκειτο —

Callimachum reſpexit Suidas: πίλημα περίτροχον. περιφερὲς σκίπασμα. Sic primum Toupius: vulgo legitur: πίλημα· περίτροχον, περιφερὲς σκέπασμα. Exempla vocis περίτροχον qui quaerat idonea, inveniet apud Merrick. in Tryphiod. 518. vel ad Heſych. v. περίτροχον. Praeterea quandoquidem praeclaras emendationes interdum ab omni parte, etiam levioribus argumentis, munire iuvat, palaeographicis rationibus obſerva ſuſtentari Toupii inventionem. Itaque omnia egregie Toupius. Verum vel ſic deſideramus Colophona: quippe eam vir ſagaciſſimus dubitationem reliquit, quae omnium fortaſſe graviſſima. In priore verſu legitur: εἴδεος. ἀμφὶ etc. vel, ut in plerisque ſcholiorum Sophoclis exemplaribus: εἴδεος ἀμφὶ ſine diſtinctione. Iam quid hoc rei eſt? Anna Fabri diſtinctionem ponendam eſſe ait: vocem εἴδεος ad verſus qui praeceſſerant, pertinuiſſe. In eadem ſententia Iunius verſabatur, qui ubi hoc fragmentum apponit, ab ἀμφί initium capeſſit, εἴδεος omittit. Atque hoc ita fieri potuiſſe quis neget? ſimile eſt, quod modo videbamus, Callim. fr. CXXIII. Verum tamen aliam viam ingreſſi ſunt alii, ut qui recte, quamvis obſcurius, ſentirent,

vocis εἴδεος aliquem uſum eſſe ad ſententiam Callimachi. Bentleius quidem, qui ὑετοῦ legebat, minore diſtinctione poſt v. εἴδεος poſita: Illud autem εἴδεος, inquit, huc pertinere coniicio: ut novum pileum iſte induerit, et formae cauſa, et ad defendendam pluviam. Eique coniecturae aliquam ſpeciem, ut erat ingenioſus, Apollonii verſu II. 1075. appoſito conciliavit. Ferrem dictum, modo declaraviſſet Bentleius hoc, quod vult, ſic dici potuiſſe a poeta; id vero non declaravit ac nemo declarabit unquam. Melius Toupius ille praeclare vidit, vocem εἴδεος ab eo, quo legitur, loco removendam et in fine fragmenti ponendam eſſe, ſed in explicatione multum aberravit ab eo, quod veri ſimile. Nam ſic legit: πίλημα περίτροχον ἄλκαρ ἔκειτο εἴδεος: et callide vertit: Circum autem caput erat nuper ex Haemonia perlatus pileus rotundus, tegumentum atque tutamen faciei contra ſolem. Callide. Etenim quum perſpexiſſet propter Sophoclis locum et propter interpretis graeci, qui Callimachum in teſtimonium vocat, diſputationem, non tam faciei mentione opus eſſe, quam, quod etiam Iunius et Anna Fabri ſenſerunt, eius rei, contra quam ἄλκαρ ſit pileus, id eſt ſolis: hoc, quo opus erat, vertendo ſupplevit: contra ſolem. At prorſus ſuperflua eſt haec faciei commemoratio. Addo, vix bene graeca. Εἶδος, ſi a paucis quibusdam ſcriptorum locis, veluti Apollonii IV. 1193. diſceſſeris, qui tamen ipſi magis videntur refragari ſententiae

noſtrae, quam refragantur re vera, formam ſpeciemque faciei ſignificat, non faciem ipſam; neque aptius graeco ſermone ἄλκαρ εἴδεος dixeris pileum, quam germanico ſchutz des ausſehens, vel ut hoc dici poſſit: ac poterit dici ea conditione, ut εἶδος idem quod pulcritudo ſit: in puellam pulcram atque delicatam apte dicetur, non in eam feminam, femina eſt enim, quae hic deſcribitur; quamquam ne Iſmene quidem illa Sophoclea, quantumvis pulcra, illud egiſſe, quum pileum induebat, putanda eſt, ut pulcritudinem ſuam et nativum nitorem ab iniuria ſolis ſervaret incorruptum: ſed, de pulcritudine ſecura, ut aeſtum moleſtosque ſibi ſolis ardores in longinquo itinere defenderet, Theſſalicum pileum induerat. Itaque nos unum tenebimus hoc, quod bene vidit Toupius, εἴδεος ultimo loco ponendum eſſe. Dignum memoria flagitium librarii, qui quum priorem verſum uno pede carentem et in fine unum pedem abundantem videret, illum defectum hac abundantia ſupplevit, de ſenſu eo minus ſollicitus, quo ille minus, quid ſibi vellet εἴδεος, capiebat. Iam pro ſuſpecta voce εἴδεος poſt Toupium viri docti, qui ſole opus eſſe intelligerent, Valkenarius ad Theocr. Adoniaz. p. 344. B. Tyrwhittus Not. brev. in Toupii Emendat. vol. IV. pag. 421. Brunkius in ſchol. Sophoclis, Iacobſius Anim. in Anthol. Brunk. v. II. p. I. pag. 294. certatim omnes εἵλης legendum eſſe coniecerunt et affirmaverunt: nunc ita, ut εἵλης ἀμφὶ δέ οἱ ſcriberent, intolerabili hyperbato et quod vitioſum pro-

pter particulam δέ perverse collocatam, qua de re v. supra ad fragm. CCLXXX. dicta, et fragm. CCCII. quod eodem vitio laborat, cum Porsono sic lege: δύην ἀπόθεστον ἀλάλκοι; nunc, quod melius, ita ut scriberent: π. περίτροχον ἄλκαρ ἔκειτο εἴλης. Coniectura, ut videtur, non nimis infelix, sed cui deest illud, quod bonae emendationi proprium, ut persuasionem secum afferat et repente incutiat audienti. εἴλης et εἴδεος, si litteras spectes, multum inter se distant; adde quod ne aptum quidem huic loco videtur esse εἴλης. Εἴλη sive εἵλη cum cognatis non fervorem, aestum, quo uruntur, sed teporem, quo illustrantur et quo apricantur vel homines vel loca, significat: αὐγήν et θερμασίαν, ut loquuntur grammatici. "Ελη et εἴλη est calor solis modicus ac tepidior: verba sunt Salmasii Plin. Exercit. pag. 696. B. In quam rem quae afferri possunt grammaticorum testimonia, tam multa sunt et tam inter se convenientia, ut prae illis spernendus esse videatur, si quis diversa doceat grammaticus. Ac nunc quidem unum locum memini, quo docentur diversa, Hesychii: ἔλα—ἥλιος, αὐγή, (vel ἡλίου αὐγή) καῦμα. Sed hic fortasse per festinationem καῦμα scripsit, quum non recordabatur aptiorem interpretationem, θερμασία. Itaque si nihil amplius, saltem hoc constabit, non satis accurate Callimachum scripturum fuisse, si εἴλης ibi scripsisset, ubi exspectabatur καῦμα, πνῖγος vel aliquid simile. Quare hoc iam pro certo habemus, tale quoddam vocabulum, non aliud, restitu-

endum esse. Ego aliquando αἴθεος coniiciebam: verum neque hoc illam, quae requiritur in emendatione, veritatis notam habet. Scilicet peritiores et qui supra a me disputata memoria tenent, iam dudum, quid agitem, norunt. Nec tamen omnia, ut puto, norunt. Callimachum ita emendabo, ut quemadmodum Toupius novum Suidae testimonium, sic et ego novum testem admoveam, Hesychium, qui non solum integritatem sed inexspectatum incrementum afferat Callimacho et a Callimacho lucem accipiat mutuo. Igitur haec scripserat Callimachus:

> ἀμφὶ δέ οἱ κεφαλῇ νέον Αἱμονίηθεν
> μεμβλωκὸς πίλημα περίτροχον ἄλκαρ ἔκειτο
> ἴδεος ἐνδίοιο.

Hesychius: εἴδεος ἐνδίοιο· καύματος μεσημβρινοῦ. Sic recte Musurus; liber msf. Schowio observante, ἐν δήοιο. Glossam ex aliquo poeta desumptam esse intellexerat Albertus: iam tenemus poetam. Praecedit haec glossa: εἴδεος· θάλπους, καύματος, quam cum illa in unam conflavit, omisso v. ἐνδίοιο, Favorinus: εἴδεος· θάλπους, καύματος μεσημβρινοῦ. Male quod omisit ἐνδίοιο, caetera non male: nam profecto ad unum eundemque Callimachi locum utraque glossa pertinet. Sed etiam genuinam scripturam conservavit Hesychius: ἴδεος· πνίγους, ex eodem Callimachi loco; neque alio spectat, quod Suidas in v. ἰδίειν habet: ἴδεος· καύματος, ἱδρῶτος. Hesychio ut alibi, ita in hac voce sollemne est pro littera ι longa scribere ει, unde mira duarum vocum

valde diverſarum, εἶδος et ἴδος, confuſio. Veluti in hoc loco: εἶδος· καῦμα, σῶμα, χρῶμα. Impeditiora haec ſunt eiusdem Heſychii: εἴδη· εἶδος, καῦμα, χρῶμα, σῶμα, ὄψις, πρόσωπον. Quae in duas fortaſſe gloſſas dividenda, ut fuerit olim: εἴδη· εἶδος; et deinde ſuo loco: εἶδος· καῦμα, χρῶμα, σῶμα, ὄψις, πρόσωπον. Prioris gloſſae fides interea ſit penes Heſychium: nam Fulgentii, inepti hominis, quem laudat Albertus, etiamſi certa ibi eſſet lectio ποιοῦντα εἴδην, non magna auctoritas foret: at apud Heſychium tamen ſatis ſe ipſa tuetur illa gloſſa: idem eſt enim, quod alio loco Heſychius habet: ἴδη—δηλοῖ—καὶ μορφήν; cf. Etymol. Gud. p. 163. 38. Quum ſemel εἶδος et ἶδος confudiſſet, longius progreſſus eſt Heſychius, apud quem etiam hoc legitur: ἠεῖδος· πνῖγος. Ibi quoque ἶδος latet; animadverterunt viri docti.

Grammaticorum locos, in quibus ἴδεος vel pro eo exhibetur εἴδεος, ut ad Callimachum referrem, quotquot ſunt, omnes, cauſſam habui hanc, quod rarioris uſus vocabulum eſt. Sic, ſi qui ἴδει habent grammatici ſine auctoris nomine, ut Etymol. mſ. apud Iſ. Voſſ. ad Heſych. v. ἴδεος, omnes ad Heſiodi locum in Scuto Herculis ſpectare credo. Ab Heſiodo acceptum uſurpavit Callimachus, et poſt Heſiodum Callimachumque unus, quem noverim, Dionyſius Periegetes v. 966.

ἴδεϊ θαλπομένοισι μελαίνεται ἀναλέος χρώς.

De ſede fragmenti Callimachei quid ſentiam, non obſcure ſignificatum eſt ſupra. Diu eſt quum Val-

kenarius ad Theocr. Adoniaz. p. 344. coniectura perquam probabili, Hecales hoc fragmentum esse opinatus est atque ex eadem Hecale, quod proxime sequitur, fragm. CXXV. desumptum esse coniecit. Maiorem dubitationem Eldikii Suspicionum spec. c. IV. p. 22. opinio habet, cum fragmento CXXV. coniungentis illud, quod nunc est CLXXXI. Sed hoc longioris disputationis est. Unum, ne quis forte haereat, reliquum est, de quo admoneatur: in Callimachi hemistichio a nobis restituto legitime esse *ἐνδίοιο* producta *ι* littera. Sic ipse Callimachus fr. CLXVII. Cf. ignoti poetae apud Suidam in v. *ἔνδιος* versus:

> *ὄφρα μὲν οὖν ἔνδιος ἔην ἔτι, θέρμετο δὲ χθών,*
> *τόφρα δ' ἔην ὑέλοιο φαάντερος οὐρανὸς ἤνοψ.*

in quibus *ἔνδιος* non meridianus, *μεσημβρινός*, ut negligentius interpretatur Suidas, sed meridies est, *μεσημβρία, μεσημβρινὸς καιρός*. Nisi Suidas nomen *ἔνδιος* masculino genere sic tantum meridiem significare putaverit, ut cogitando suppleatur *καιρός*. Cf. Etym. M. et Zonarae lex. v. *ἔνδιος*, ex quibus Etymologico Gud. p. 186. 39. restituendum videtur: *ὁ μεσημβρ. καιρός*, et scholia, sed Parisina, Apollonii Rhodii ad lib. I. v. 603. Vel sic ista iungebat Suidas: *ἔνδιος ἔην — χθών*; quod parum placet. Imitationem eamque elegantem, Homericorum versuum: *ὄφρα μὲν ἠὼς ἦν καὶ ἀέξετο ἱερὸν ἦμαρ* et *ὄφρα μὲν Ἠέλιος μέσον οὐρανὸν ἀμφιβεβήκει*, facile agnoverit, qui aliquem Homeri usum habet. Ego olim Choerili versus esse suspicabar.

Ac profecto nihil inest, quod a Choerileo dicendi genere abhorreat. Scripsi autem τόφρα δ' ἔην; vulgo apud Suidam τόφρα δὲ ἦν legitur.

Scr. Bonnae, extremo Martio, CIƆIƆCCCXXI.

Cartons für die im Text befindliche

Chronik der Universität
von Michaelis 1819 bis zu Ostern 1821.

Am 18ten Oktober 1819, mit welchem das zweite Jahr der neugestifteten Universität begann, erfolgte die feierliche Uebergabe des Rektorats, welches von dem Herrn Prof. Dr. Hüllmann überging auf den Consistorialrath und Professor der Theologie, Herrn Dr. Augusti. Angekündigt hatte dieselbe der abgehende Rektor durch ein im Druck erschienenes lateinisches Programm, welches handelt de Consualibus.

Wenige Wochen darauf traf eine Verfügung des vorgeordneten Königl. Ministeriums vom 20ten November 1819 ein, wodurch die Universität amtlich in Kenntniß gesetzt wurde von der Suspension des bisherigen Curatoriums und der Ernennung eines außerordentlichen Regierungs-Bevollmächtigten bei der hiesigen Universität in der Person des vormaligen Kreisdirektors und dermaligen Localcommissarius, Königlichen Geheimen Regierungsraths, Herrn Rehfues. Die Königl. Verordnungen vom 18ten November 1819 über den Geschäftskreis des Regierungsbevollmächtigten und über die Verwaltung der akademischen Disciplin und Polizeigewalt bei den Universitäten kamen sofort zur Vollziehung, mit Ausnahme des auf Anstellung eines Universitätsrichters Bezüglichen, da diese nicht früher als im Julius 1820 erfolgte, in der Person des Königl. Geheimen Regierungsraths, Herrn Bergmann.

Die Feyer des Geburtstages Sr. Majestät wurde dieses Jahr schön ausgezeichnet, dadurch, daß mit derselben die auch auf andern Universitäten bestehende Einrichtung in Wirksamkeit trat, durch jährliche Preisfragen den Eifer der Studirenden zu beleben und ehrenvoll zu belohnen.

Als Preisfragen wurden aufgestellt von Seiten:

1) der katholisch-theologischen Facultät:

Quaeritur: num Evangelium quartum in tradendis Jesu sermonibus sit fide indignum, cum inter hos, et illos in tribus prioribus narratos, maxima intercedat differentia.

2) Der evangelisch-theologischen:

Qualis fuerit ecclesiae christianae sub imperio Theodosii Magni eonditio externa, ex ipsis fontibus breviter enarretur.

3) Der juristischen

Exponatur doctrina juris Romani de usucapione et praescriptione adversus pupillos et minores.

4) Der medicinischen

Indagetur atque extricetur tam e rationibus generalibus physiologicis, quam potissimum via observationum atque experimentorum curatissimorum, in animalibus vivis institutorum, an in foetu dum in utero vivit, et involucris suis adhuc circumclusus est, aliqua functio respirationis vicaria sive hujus locum aliquo modo tenens, intercedat? In quibus porro organis talis functio respirationis vicaria vel analoga locum habere possit? Et qualis denique pulmonum functio et usus in foetubus utero ovique tunicis inclusis esse possit debeatve?

5) Der philosophischen

a) Expositione philosophica declaretur, quid discriminis sit inter Platonis Socratem et Xenophontis; disputetur, an et qua ratione conciliari in eo scriptores hi inter se possint; deinde, quae natura et ad philosophiam conformatio vera ac propria illius Socratis fuerit, cujus discipuli et familiares alii aliam speciem sibi effictam retulerunt.

b) Demonstretur ex historiae fontibus, quae sacerdotiorum apud Athenienses et Romanos mutationes et quomodo eae ex mutata reipublicae forma processerint.

Diese Preisfragen wurden in einem von dem Herrn Prof. Dr. Gratz, damaligem Decan der katholisch-theologischen Fakultät, abgefaßten Einladungsprogramm bekannt gemacht, in welchem eine disquisitio in Pastorem Hermae enthalten ist. Die Feyer des Geburtstages Seiner Majestät des Königs bestand darin, daß sich die Universität am 3ten August Vormittags gegen 11 Uhr in dem großen Hörsaale versammelte, zur Anhörung einer auf die ernste Würde des Festes sich beziehenden Rede, welche der damalige Decan der philosophischen Fakultät, Herr Professor Delbrück, in lateinischer Sprache hielt, und welche, wie das eben erwähnte Programm, im Drucke erschienen ist.

Als neue Lehrer wurden im Laufe des zweyten Jahres angestellt und verpflichtet:

1) Der Herr Professor Dr. Hermes, in der katholisch-theologischen Fakultät als Prof. ord.

2) Der Herr Professor Dr. Nasse, in der medicinischen Facultät als Prof. ord. und Director des medicinischen Klinikums.

3) Der Herr Hofrath und Prof. Dr. Sturm, in der philosophischen Fakultät als Prof. ord. der Cameralwissenschaften, und Direktor des ökonomischen Instituts.

4) Der Herr Professor Dr. Ennemoser, als Prof. extraord. in der medicinischen Fakultät.

5) Der Herr Dr. Weber als Prosector und Privatdocent, in der medicinischen Fakultät.

6) In der katholisch-theologischen Fakultät wurde zum außerordentlichen Professor berufen der Herr Dr. Scholz, lehnte aber diesen Ruf wegen einer anzutretenden Reise nach Aegypten ab.

Als Privatdocenten habilitirten sich nach erfolgten vorschriftsmäßigen Leistungen durch öffentliche Vorlesungen:

In der juristischen Fakultät, den 30. Oct., der Herr Dr. Vermuth aus Würzburg, der aber die Universität bald wieder verließ.

In der medicinischen Falkutät: der Herr Dr. Krimer, den 10 November.

In der philosophischen, den 13. Novbr., der Herr Dr. Nees, durch eine Vorlesung über die Zahlenverhältnisse im Pflanzenreiche.

Der Herr Dr. Kapp, den 11. Dec., durch eine Vorlesung über einen pädagogischen Ausspruch Lessings.

Letzterer hat die Universität wieder verlassen, in Folge eines Rufes als Lehrer an das Gymnasium zu Hamm.

Oeffentlich promovirt wurden in der Juristen-Fakultät:

1) Herr Carl Wilhelm Ascher aus Hamburg, den 17. Junius, die Inaugural-Dissertation war überschrieben: Observationes quaedam in doctrinam juris Germanici de investitura Allodiorum.

2) Herr Justin Tom. Balthasar Linde aus Brilon, den 30. September, die Inaugural-Dissertation enthält Observationes quasdam de successione Germanica imprimis pactitia.

In der medicinischen:

1) Herr Joh. Bapt. Kyll aus Bonn, den 14. März, Inaug. Dissert.: De induratione et extirpatione Glandulae Parotidis.

2) Herr Friedr. Gerecke aus Groningen im Halberstädtischen, den 24. März. Inaug. Diss.; De ratione tam asphyxiae quam mortis animantium in aquis submersorum experimentis illustrata.

3) Herr Hugo Kleudgen aus Münstermayfeld, den 5. Aug. Inaug. Dissert. Phthiseos ventriculi pathologia.

4) Herr Friedrich Forstmann aus Werden, 9. den März Inaug Dissert : De Jejnnio salutari.

5) Herr Gottlieb Kramer aus der Grafschaft Mark, den 2. August. Inaug. Dissert : Strychnii vis ac effiemia. in corpus animale.

6) Herr Adolph Hanekroth aus Siegen, den 11. August. Inaug. Dissert.: De viribus et usu forcipis in partu.

Die philosophische Doctorwürde erhielt durch ein Ehrendiplom der Prof. extr. Herr D'Alton.

Noch ist zu bemerken, daß die Universität sich der Wirksamkeit des Herrn Kirchenraths Dr. Schwarz aus Coblenz erfreuete, welcher, ohne angestellt zu seyn, höhern Orts erhaltenem Auftrage gemäß, drei Halbjahre hindurch sich der katholisch-theologischen Fakultät anschließend, Vorlesungen über Kirchenrecht und Kirchengeschichte hielt, nunmehr aber zu seiner frühern Bestimmung zurückzukehren im Begriffe steht. Auch der Architect, Herr Dr. Hundeshagen, ist seit Ostern 1820 für theoretische und praktische Baukunst als Lehrer bei uns auf getreten.

Die Zahl der Studirenden belief sich am Schlusse des zweiten Jahres auf etwa 550, unter denen sich 80 Ausländer befanden.

Als erfreuliche Beweise der Theilnahme der Königlichen Rheinprovinzen an dem Flor unserer Universität, dürfen hier nicht übergangen werden die Stiftungen zu Gunsten solcher Studirenden, die der Unterstützung würdig und bedürftig sind, dahin gehören:

1) Die Schenkung eines Capitals von 241 Rthlr., zur Vermehrung des Stipendienfonds, von der Gemeinde Sinzig.

2) Die Stiftung eines jährlichen Stipendiums von 100 Rthl. von dem Gemeinderathe zu Andernach.

3) Ein deßgleichen von 100 Rthlr., von der Freimaurerloge zu Elberfeld.

4) Die Stiftung zweier Stipendien, jedes von 100 Rthlr., von dem Stadtrathe zu Coblenz.

Die Unterstützungsmittel aus der Universitätscasse bestehen in einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Geldstipendien und 45 Freitischbeneficien, welche mit der steigenden Frequenz vermehrt werden sollen. In den Ansprüchen auf Theilnahme an diesen Königlichen Unterstützungen stehen die Auswärtigen den Innländern zwar nach, sind aber keinesweges von dem Genusse derselben ausgeschlossen.

Unabhängig hiervon sind dürftigen und würdigen Studirenden der katholisch-theologischen Fakultät besondere Geldunterstützungen bewilligt worden.

Indem wir nun schließlich wegen der im Laufe des zweiten Jahres gehaltenen Vorlesungen auf den Anhang verweisen, gehn wir über zum dritten, um von dem, was in der ersten Hälfte desselben geschehen, einiges Merkwürdige beizubringen.

Dieses dritte Jahr begann den 18ten October mit feierlicher Uebergabe des Rektorats, welches von dem Consistorialrath und Professor der Theologie, Herrn Dr. Augusti übergieng auf den Professor der Rechte, Herrn Dr. Mittermaier. Angekündigt war dieselbe worden von dem Erstgenannten durch ein Programm, welches unter folgendem Titel im Druck erschienen ist:

Seminarii regii theologici in universitate rhenana ab ordine theologorum evangelicorum instituti Exordia simul et magistratus academici abdicationem indicit etc,

Praemissa est:

Eusebii Emeseni oratio in sacrum Parasceves diem e duobus codicibus Vindobonensibus nunc primum in lucem edita.

Zu beklagen hat am Schlusse des jetzo endenden Winterhalbjahrs die Universität den Abgang eines ihrer sehr würdigen Lehrer, des Herrn Professors Dr. Kastner, welcher von Seiten der Königl. Baierschen Regierung einen ehrenvollen Ruf auf die Universität zu Erlangen erhalten und angenommen hat. Die Verrichtungen der von ihm versehenen Professur sind vorläufig unter die Professoren, Herrn von Münchow, Herrn Gustav Bischoff und Herrn Dr. Nees von Esenbeck in der Art vertheilt worden, daß der erste die physikalischen, der andere die chemischen, und der dritte die pharmaceutischen Vorlesungen übernehmen wird.

Ein anderer großer Verlust, welcher die Universität bedrohete durch den Ruf, den der jetzige verehrte Rektor derselben nach Heidelberg erhalten hat, wird, wie sich hoffen läßt, abgewendet werden.

Drey außerordentliche Professoren wurden zu ordentlichen befördert: in der philosophischen Fakultät der Herr Professor Dr. Näke, in der juristischen die Herren Professoren Dr. Walter und Dr. Burchardi.

In eben dieser Fakultät habilitirten sich nach erfolgten vorschriftsmäßigen Leistungen als Privatdocenten, den 19. Februar, Herr Er. Euler, durch eine Vorlesung über das Verhältniß des lex Voconia zum Intestat-Erbrechte der Weiber; den 20. Februar, Hr. Dr. Linde, durch eine Vorlesung über die Aufnahme des römischen Rechts in Deutschland.

Oeffenlich promovirt wurde in der medizinischn Fakultät: Herr Caspar Theodor Reinarz aus Neus, den 24ten März.

Die Zahl der Studirenden belief sich zum Neujahr 1821 auf 626, unter welchen waren 58 evangelische Teologen; 80 katholische; 241 Juristen; 147 Mediciner; 23 Kameralisten; 67 Philosophen und Philologen.

Als eine besonders wichtige und der dankbarsten Anerkennuug würdige Angelegenheit darf die Stiftung einer akademischen Wittwenkasse nicht uuerwähnt bleiben, deren endliche Einrichtung und Regulirung zur höchsten Zufriedenheit der dabey Betheiligten nahe hervorsicht. Hiemit ende die chronologisch Uebersicht der zuletzt verflossenen anderthalbjährigen Zeitraums. Bei der nun folgenden Schilderung der einzelnen akademischen Anstalten, sind die von den Vorstehern derselben eingereichten Benachrichtigungen zum Grnnde gelegt, und großen Theils wörtlich beibehalten worden.

I.) Die Universitäts-Bibliothek, unter Aufsicht und Leitung des Oberbibliothekars Herrn Professor Dr. Welcker d. ält.

Die Bibliothek ist im April des vorigen Jahres in das ihr von Anfang an bestimmt gewesene Gelaß versetzt worden. Sie befindet sich hier vorerst allein in dem vorderen langen Saal aufgestellt und geordnet. Für den Unterbau und die Einrichtung des zweiten noch schöneren Saals, die schon jetzo dringlich zu werden beginnt, indem der erste bereits angefüllt ist, sind die Plane entworfen. Seit dem October 1819 bis zum März 1821 sind mindestens 14000 Bände hinzugekommen, so daß ihr itziger Bestand über 44000 Bände beträgt. Aus Auctionen wurden über 7000, und neu aus den Buchläden über 3000 angeschafft; dazu die ganze medicinische Bibliothek des verstorbenen Leibarztes D. Scherff in Detmold von ungefähr 3000 Bänden. Ausserdem hat die Bibliothek durch Geschenke einen Zuwachs von beinahe 1700 Bänden erhalten. Einbegriffen hierin ist, was ihr das Königl. Ministerium und die Regierungen in Aachen, Düsseldorf und andere zuzuwenden die Geneigtheit gehabt haben; die letzteren nämlich die innerhalb ihres Bezirkes erschienenen Druckschriften. Der unmittelbaren Vorsorge des ersteren verdankt sie als unerwartete Geschenke z. B. Viscontis Werke und die Description de l'Egypte. Der Oberpräsident von Westphalen, Freiherr von Vincke, fuhr fort, sich auf mehrfache Weise, besonders durch die verschaffte Auswahl aus einigen verlassenen Klosterbibliotheken, um die werdende Anstalt verdient zu machen. Unter den übrigen Gönnern hat die Bibliothek vorzüglich die Freigebigkeit des Hn. Geh. Raths Nose in Endenich nochmals zu preisen, der zu seiner ihr früher einverleibten', meist medicinischen und mineralogischen Bücher:

sammlung noch einen Nachtrag von mehr als 600 Bänden geliefert hat, so daß nun beide Schenkungen zwischen drei und vier tausend Bänden betragen. Der Raum erlaubt nicht, alle einzeln nahmhaft zu machen, welche theils hier und in der Nachbarschaft, theils auch aus der Entfernung mehr oder weniger schätzbare Geschenke gespendet haben, wobei es sich von selbst versteht, daß der Grad der Erkenntlichkeit keinesweges immer und allein nach der Größe der Gabe zu bemessen ist. Am bändereichsten waren die Geschenke des Hn. Notar D. Hamm in Wermolskirchen, der Herren Pastoren Michelis in Ottmansbochold und Vogt in Dortmund, vornehmlich das von der hiesigen Lesegesellschaft herrührende, bestehend in der Encyclopédie methodique. Herr Bädeker in Essen schenkte seinen ganzen Verlag. Unter den aus dem Auslande der Bibliothek zu Theil gewordenen Geschenken zeichnet sich eines von Sr. Majestät dem König von Dänemark aus, welcher durch Hn. Bischof Münter das auf königliche Kosten herausgegebene Prachtwerk über die Dänischen Medaillen und Münzen und den von Prof. Ramus bearbeiteten Catalogus numorum veterum des k. Dänischen Museums zu verleihen geruht hat. Die Bibelgesellschaft zu London hat durch Prof. Sack eine Auswahl von Uebersetzungen, worunter das Chinesische N. T. am merkwürdigsten ist, und die zu Petersburg eine Anzahl Bibeln in verschiedenen im weiten Russischen Reiche geredeten Sprachen mitgetheilt. Der Russische Gesandte Hr. von Alopäus schenkte Stritters Memor. popul. olim ad Danub. incolentium, das seltene 1787 in Petersburg erschienene vergleichende Wörterbuch und einiges andere.

Eine sehr schätzbare Erwerbung ist ferner eine von Hn. D. Kloß in Frankfurth am Main gemachte und mit einem wohleingerichteten Realkatalog in vier Foliobänden versehene Sammlung von ungefähr 17000 medicinischen Dissertationen. Auch zu der von Hr. Prof. Wahlkampf in Wetzlar veranstalteten großen juristischen Dissertationssammlung ist noch eine Nachlese in 140 Kapseln hinzugekommen, ausgesucht von ihm aus großen zusammengekauften und getauschten Vorräthen solcher Schriften.

Zunächst bedurfte die hiesige Bibliothek einer großen Menge ausländischer neuerer und zum Theil kostbarer Werke. Weniger gilt dieß von der theologischen und von der juristischen Abtheilung. Jene ist am meisten durch die neuere deutsche theologische Litteratur, welche fast ganz fehlte, erweitert worden. Doch sind auch gute ältere Sachen, einige der besten Ausgaben von Kirchenvätern, Ugolinis Thes. Ant. Sac. das A. T. von Holmes rc hinzugekommen. Die juristische ist vorzüglich im statutarischen Rechte Deutschlands und andrer Länder einer gewissen Vollständigkeit näher gekommen.

Uebrigens ist die oben S. 45 erwähnte Bibliothek der ehemaligen Rechtsschule zu Coblenz vor geraumer Zeit abgeliefert worden bis auf einen Theil, der allernächst erwartet wird. Das medecinische Fach hat insbesondre Kupferwerke von Albinus, Scarpa, Antonini, Caldani, Gall und Spurzheim und viele andre gewonnen. Eine große Anzahl von Kupferwerken auch die Naturwissenschaften, wovon nur die zoologischen Sammlungen von Schreber, Geoffroy, Saint Hilaire und Cuvier, Shaw, Pennant, Bloch, Latham, Borkhausen, Lichthammer und Becker, die von Esper, Hübner, Jablonsky, Panzer, Martini, Sturm; und die botanischen von Hayne, Plenck, Paula de Schrank, Aitan, Buillard, Labillardiere, Ventenat, Dillen hier ausgezeichnet werden. Für die Mathematik ist ein guter Theil der neueren französischen Werke, für die Architektur die Schriften vom Weinbrenner, Hirt, Durand, Rondelet, Stuarts Antiquities of Athens etc. angeschafft werden. Kein Theil hat vielleicht verhältnißmäßig mehr Ausdehnung gewonnen als die Geschichte; Quellensammlungen, als Muratori; Graevius, (Thes. Ant. Ital.) Bouquet, Achery, vorzüglich viele Deutsche, nicht minder classische Geschichtschreiber, vieles zur Specialgeschichte, besonders der deutschen und der englischen Städte und Hülfsmittel aller Art.

Am glänzendsten ist die orientalische Bibliothek bestellt, welche einen großen Theil der in London, Paris und Calcutta gedruckten persischen und arabischen Werke umfaßt, besonders auch die grammatischen und die Wörterbücher, (Soorah und Kamoos, Richardson, Baretto, auch Meninsky) dazu auch älteres, wie Abulfeda von Reiske ꝛc. erworben hat.

Das Fach der Sprachen ist überhaupt nicht zurückgeblieben, sondern einstweilen mit einer Anzahl von Wörterbüchern, (Scherz, Haltaus, Lye, Junius, Skinner, Spelmann, Pelletier, de Rossi, Owen, Vallancey, dem Folatoir, denen der Acad. Françoise, der Acad. della Crusca, u. s. w.) und kleinerer dahin gehöriger Schriften versehen worden. Die alte Litteratur hat durch viele der besten englischen und französischen, und die neuesten deutschen Ausgaben sich zu ergänzen gesucht. Auch von dem älteren ging der Duisburger und der Harleßischen Sammlung manches Unentbehrliche ab, wie sich schon daraus genugsam zeigt, daß Suidas von Küster, Eustathius, Römische und Basler Ausgabe, Athenäus von Schweighäuser, Plutarch von Wyttenbach, Plotinus, Plinius von Harduin u. d. gl. Bücher erst hinzugekommen sind. Eben so in manchen Zweigen der classischen Alterthumskunde; wie denn die Gruterschen Inschriften von Grävius, die von Muratori, Gudius, Chishull, Chandler ꝛc. wie Eckhel und Rasche, Caylus und Winckelmann fehlten. Neben solchen sind jetzo bereits auch viele der neueren hier einschlägigen Werke da, nament

lich auch für alte Kunst, als die Museen von Florenz, Dresden, Paris, (Musée des Antiques par Bouillon) London; die Vasen von d'Hancarville, Tischbein, Millin, Millingen, Dubois Maisonneuve ꝛc. ꝛc. Die Prachtwerke von La=Borde, Quatremère de Quincy, Payne Knight etc.

Ganz leer ist kein Fach ausgegangen. Besonders viel ist verhältnißmäßig noch auf Reisebeschreibungen, auf Litteraturgeschichte, und auf die Schriften der gelehrten Gesellschaften, von Berlin, Göttingen, München, Paris, London, (philosoph. Transactions) Stockholm, Koppenhagen, Petersburg und Turin, verwandt worden. Zu einer Sammlung der classischen Litteratur der Neueren ist ein Anfang gemacht.

II. Das akademische Museum unter Aufsicht und Leitung desselben.

Das akademische Museum für Kunst und Alterthümer, obgleich noch nicht in einem bleibenden Local eingerichtet, ist doch bereits gegründet, hauptsächlich durch eine Sammlung von Gypsabgüssen, welche nach den Zusicherungen des k. Ministeriums erweitert werden wird. Sie besteht vorläufig aus 15 Statuen, einigen Torsen, 23 Büsten, und einer beträchtlichen Anzahl von Basreliefen, worunter alle in Paris zu habenden Stücke von den Friesen und Metopen des Parthenon und des Theseus=Tempels. Von einem Theil dieser Gegenstände hat der Transport sich zufällig verzögert. Unter den im vorigen Jahr angekommenen sind vollkommen erhaltene Abgüsse des Laokoon, des Silen mit dem Kinde, des Torso, der kolossalen Polyhymnia, und einer andern Muse, des Antinous vom Capitol; ferner von dem schönen Sarkophag mit der Amazonenschlacht und neun andern Basreliefen, so wie von mehreren der bedeutendsten Büsten. Der Director des Pariser Museums, Graf Forbin, hat die Gefälligkeit gehabt, ehe die Auswahl getroffen wurde, die weniger erhaltenen Formen anzugeben, und nachher für die Güte der Abgüße besondre Sorge zu tragen. An die oben S. 293 erwähnte Münzsammlung wird vielleicht künftig eine Folge von Münzpasten sich anschließen, um den Unterricht sowohl in der Numismatik, als in der Geschichte der Kunst zu fördern, so wie auf Abgüsse von geschnittenen Steinen Bedacht zu nehmen schon der Anfang gemacht ist.

III. Das Seminarium der katholisch=theologischen Fakultät.

Die gleich bey Stiftung der Universität ausgesprochene Absicht des vorgeordneten Königlichen Ministeriums für die Studiosen der Theologie katholischer Confession ein Convictorium zu errichten, hat noch nicht zur Ausführung gelangen können. Inzwischen werden solche, die es bedürfen und verdienen, wie schon oben bemerkt worden, außerordentlich unterstützt. Diese, wie auch andere Beneficiaten sind vorläufig zu gemeinsamen wissenschaftlichen Uebungen vereinigt

in einem Institute welches bisher unter Leitung des Herrn Professor Dr. Gratz stand. An der mit diesem Institut verbundenen Lesegesellschaft, welche zum Zweck hat, den Studirenden ihre wissenschaftliche Ausbildung zu erleichtern nehmen sämmtliche katholische Theologen Theil.

IV. Das Seminarium der evangelisch-theologischen Fakultät. Ueber diese Anstalt ist eine ausführliche Nachricht enthalten, in dem oben erwähnten Programm des Herrn Dr. Augusti aus welchem hervorgeht:

Dem vom vorgeordneten Königl. Ministerium vollzogenen Reglement vom 9ten December 1819 zu Folge hat das Seminarium zum Zwecke, Pflege und Förderung wissenschaftlicher Theologie. Die Mitglieder desselben sollen demnach geübt werden in gelehrter Forschung der Schrift und der Kirchen- und Dogmen-Geschichte. Die Mittheilungen geschehen in lateinischer Sprache. Es zerfällt das Seminarium in zwey Klassen, in die philologische und historische, so, daß die ordentlichen Mitglieder von Halbjahr zu Halbjahr aus der einen in die andere übergehen und im zweyten Jahre an beiden zugleich Theil nehmen können. Die ordentlichen Professoren der Theologie haben sämmtlich das Recht und die Verpflichtung im Seminarium zu unterweisen, und treffen über die Vertheilung der Geschäfte am Anfang jedes Halbjahrs unter sich die erforderliche Verabredung. Direktor ist der jedesmalige Decan. Jährlich wird dem vorgeordneten königlichen Ministerium ein umfassender Bericht abgestattet. Die Zahl der Mitglieder darf nicht über Zwölf hinausgehn. — Zu Stipendien und Prämien für die Mitglieder ist eine jährliche Summe von 200 Thaler Pr. Court. bestimmt. Außerdem ist im Werke, für die sechs ersten Mitglieder Wohnungen im Universitätsgebäude einzurichten. Bey andern akademischen Beneficien werden die Mitglieder vorzüglich berücksichtigt.

Was nun die Theilnahme an dieser Anstalt betrifft, so bestand die Mitgliedschaft derselben von Michael 1819 bis Ostern 1820 aus acht Mitgliedern, die sich alle in den beiden Abtheilungen befanden; von Ostern 1820 bis Michael d. J. wiederum aus acht, von denen vier in der exegetischen und fünf in der historischen Klasse waren; von Michael 1820 bis Ostern 1821 aus dreizehn, (davon aber nach den Statuten nur zwölf als ordentliche Mitglieder in Rechnung kamen) nämlich aus zehn in der historischen und aus sechs in der exegetischen Klasse.

V. Das philologische Seminarium unter Leitung der Herrn Professoren Dr. Heinrich und Dr. Näke.

In Beziehung auf das, im dritten Hefte des Jahrbuches

mitgetheilte Reglement, über diese Anstalt wird hier nur bemerkt, daß dieselbe mit Ostern 1819 förmlich eröffnet worden ist, und seit dem einen glücklichen Fortgang genommen hat.

Die acht ordentlichen Stellen des Instituts waren fortwährend besetzt (und zwar von Ostern 1820 — 1821 von drei evangelischen und fünf katholischen Mitgliedern) und sind es wiederum. Hiezu kamen noch von Ostern 1820, bis Michael desselben Jahres acht (ein evangelisches und sieben katholische) und von da bis Ostern 1821 zwei und zwanzig (fünfzehn katholische und sieben evangelische) außerordentliche Mitglieder.

Gegenwärtig sind fünf ausserordentliche Mitglieder vorhanden und Ausuiltanten, die, so wie sie den Beruf dazu fühlen auch Vorträge halten, oder mit schriftlichen Arbeiten Versuche machen. Alles in der durch das Reglement vorgeschriebenen Sprache der Verhandlungen d, h. in der Lateinischen. Von den ordentlichen Mitgliedern versahen eine geraume Zeit hindurch drei als ausserordentlichen Gehülfen am hiesigen Gymnasium Lehrstunden, jedoch in so mäßiger Zahl daß der Fortgang ihrer Studien nicht darunter leiden konnte.

Auf Antrag des Directors ist höhern Orts dem Seminarium eine Handbibliothek bewilliget worden, in welcher in der Regel nur eigentliche Musterwerke der philologischen Litteratur Platz finden sollen. Wie diese Bewilligung zum ehrerbietigsten Dank gegen die vorgeordnete hohe Behörde verpflichtet, so verdient mit Anerkennung erwähnt zu werden, daß mehrere wichtige Werke von Mitgliedern des Seminariums bereits hinzugeschenkt worden sind, und daß auch ein Universitätslehrer aus der juristischen Facultät Herr Prof. Walter, durch eine schöne Vermehrung dieses kleinen Reichthums seine Theilnahme auf eine ehrende Weise hat bezeugen wollen.

VI. Das medicinische Klinikum unter Leitung des Prof. Dr. Nasse.

Das medicinische Poliklinikum wurde von dem Prof. Nasse gleich nach seiner Ankunft im Sept. 1819 übernommen und mit dem Anfang des Wintersemesters 1819/20 auch das Hospitalklinikum von ihm eröffnet. Nachdem für dieses letzte anfänglich die Zimmer benutzt worden, welche bis dahin für das chirurgische Klinikum gedient hatten, befindet es sich jetzt schon seit vorigen Herbst in dem an beide klinische Anstalten, die medicinische und chirurgische, überwiesenen südwestlichen Flügel des Universitätsgebäudes, wo für dasselbe im mittlern Geschoß fünf an einander stoßende Zimmer, in Allem von 90 Fuß Rh. Länge, 24 F. Breite, und 15 F. Höhe, die ausser dem Wärterpersonal bequem zwölf Kranke aufnehmen können, so wie ein großer heiterer Saal von 55 F. Rh. Länge, 42 F. Breite und

19 F. Höhe, der für eine gleiche Anzahl Kranke hinreichenden Raum hat, und noch ein paar kleinere Zimmer im untern Geschoß, theils schon seit jener Zeit fertig sind, theils in dem laufenden Sommerhalbjahr fertig werden.

Die Anstalt besitzt dreißig gleich anfangs mit allem Nöthigen wohl ausgestattete Betten. Zwölf dieser Betten sind stets, die Herbstferien ausgenommen, aus den Mitteln der Anstalt mit Kranken, die umsonst da sind, belegt; die übrigen dienen für solche, die sich entweder selbst beköstigen oder für Wohnung, Wartung und Unterhalt an die Anstalt zahlen.

Zu den in dem Universitätsetat für die Anstalt angesetzten jährlichen 3200 Rthlr. sind seit dem April 1820 noch 400 Rthlr. für jedes Jahr gekommen, welche die Stadt Bonn für die Versorgung ihrer Armenkranken mit ärztlicher Pflege und mit Arzneyen, so wie für die Aufnahme der zu Hause Nothleidenden in das Hospitalklinikum, an die Anstalt bezahlt.

Den über beide Abtheilungen, das Hospitalklinikum und das Poliklinikum, geführten Tagebüchern zufolge betrug die Zahl der sämmtlichen vom October 1819 bis Ende März 1821 in das erste aufgenommenen Kranken 234, die der im letztern behandelten 1839, die Gesammtzahl für beide also 2073, worunter 1175 männliche und 898 weibliche. Von jenen 234 in das Hospitalklinikum Aufgenommenen starben 11, es wurden geheilt 175, ungeheilt entlassen 25; es blieben noch in der Behandlung 23. Das Verhältniß der Geheilten, Ungeheilten und Gestorbenen aus dem Policlinicum läßt sich wegen der ohne weitere Nachricht Weggebliebenen, von denen mehrere in beträchtlicher Entfernung zu Hause oder auch von unbestimmtem Aufenthalte waren, nicht mit zu verbürgender Genauigkeit angeben. Das Verhältniß der vorgekommenen Krankheiten zeigt die nachfolgende Tabelle.

Die für die Anstalt und zugleich für das chirurgische Klinikum in drei Zimmern des Erdgeschoßes angelegten Bäder sind, mit verschiedenen Vorrichtungen ausgestattet, seit dem Anfang 1821 in Gebrauch. Ausserdem besitzt die Anstalt bereits eine Electrisirmaschine mit Zubehör, einen Gowerschen diaphoretischen Apparat und andere Vorrichtungen für das Krankenbett.

Auch ist zur Bildung einer klinischen Bibliothek für die Studirenden, welche die Anstalt besuchen, bereits mit der Anschaffung der bessern praktisch-medicinischen Schriften so weit der Anfang gemacht worden, daß schon siebzig Bände der Art zu solchem Zweck vorhanden sind.

I. Fieber, Entzündungen und Congestionen.

Entzündl. Fieber	57
Rheumatische —	66
Catarrhalische —	75
Gastrische —	52
Wechselfieber	14
Typhus	2
Scharlach	99
Masern	112
Rose	14
Nesselausschlag	3
Hirnentzünd.	7
Rückenmarksentz.	2
Ohrentzündung	5
Luftröhrenentz. chron. u. acute	52
Bräune	23
Lungen- u. Brustfellentz.	299
Herzentz.	12
Magenentz.	9
Leberentz.	64
Milzentz.	42
Bauchspeicheldrüsenentz.	2
Darmentz.	19
Ruhr	4
Milzentz.	5
Blasenentz.	3
Gebärmutterentz.	8
Eierstockentz.	2
Bauchfellentz.	8
Psoasentz.	4
Hüftgelenkentz.	4

II. Nervenkrankheiten und psychische Krankheiten.

Lungenkrampf	4
Keichhusten	13
Magenkrampf	9
Darmkrampf	3
Epilepsie	13
Veitstanz	5
Zuckungen Neugeborner	4
Lungenlähmung	2
Hemiplegie	3
Paraplegie	6
Schlafsucht	2
Schlagfluß	4
Magenschmerz	4
Chron. Rheumatismus	51
Hypochondrie	2
Hysterie	3
Irrereden mit Zittern	1
Melancholie	5
Manie	4
Blödsinn	3

III. Absonderungskrankheiten.

Ohrenfluß	3
Schleimfluß d. Athmungswege	14
— d. Darmkanals	11
Leucorrhoea	10
Pyrosis	16
Polycholia	4
Cholera	3
Gelbsucht	8
Lienterie	3
Gicht mit Absonderungsfehlern	10
Enuresis	1
Ischurie und Strangurie	10
Hämoptysis	9
Metrorrhagie	1
Amenorrhoea	22
Kopfwassersucht	11
Brust — —	10
Herzbeutel —	1
Bauch — —	7
Allgemeine —	9

IV. Bildungskrankheiten.

Organ. Krankheit des Gehirns	3
Lungenentartung als Schwindsucht	267
ohne Schw.	13
Organ. Kr. d. Herzens	48
d. Magens u. d. Leber	4
d. Uterus	4
d. Darmkanals mit Atrophie	13
Würmer	12
Scrofeln und Rachitis	53
Gelenkknoten	3
Syphilis	11
Chron. Ausschläge	270

VII. Das chirurgische Klinikum unter Leitung des Medicinalraths und Prof. Dr. v. Walther.

Schon einige Wochen nach seiner Ankunft in Bonn war der Medicinalrath und Professor von Walther in den Stand gesetzt, das chirurgische und ophthalmiatrische Hospital-Clinicum und Policlinicum zu eröffnen. Die nöthigsten Hospitaleffekten waern auf seinen noch von Landshut aus eingereichten Vorschlag bereits angeschafft worden. Instrumente und Bandagen brachte er theils mit, theils wurden sie nach seinen Angaben mit Genehmigung des hohen Ministerii in Berlin gearbeitet, und von da aus ihm zugesandt, theils verfertigte er selbst mit mehreren Gehülfen und einer angenommenen Näherinn eine vollständige Sammlung von Binden aus Leinwand. In den noch leer stehenden Theilen des Schloßgebäudes fand sich bald ein schickliches Lokal zur provisorischen Aufnahme des Hospital-Clinicums. Mit dem Anfange des Wintersemesters konnte das neu eingerichtete Lokal in dem südwestlichen Flügel des Schloßgebäudes bezogen werden. Die Anzahl der Kranken, welche im Policlinicum Hülfe suchten, wurde sehr bald außerordentlich groß, und auch im Hsopitalclinicum, wo in der Regel nur die zu größern chirurgischen Operationen geeigneten Kranken Aufnahme finden, vermehrte sich dieselbe nach und nach so sehr, daß gegenwärtig die Durchschnittszahl der darin vollständig verpflegten Kranken 20 — 24 ist. Unterdiesen sind selten 12 Gratisten, die größere Hälfte besteht meistens aus Kranken, welche die Verpflegungs- und Curkosten selbst ganz oder theilweiße bezahlen.

Im Ganzen sind im Hospital-Clinicum in einem Jahre seit der ersten Begründung desselben im Junius 1819 bis Ende Julius 1820 aufgenommen worden 160 Kranke. Von diesen wurden 112 geheilt entlassen. Es starben 5. Am 31. Juni 1820 verblieben noch in der Behandlung 19. Ungeheilt entlassen wurden 24.

Größere chirurgische Operationen wurden im Ganzen 93 verrichtet.

Unter den ungeheilt entlassenen waren einige aufgenommen worden zur nähern Beobachtung, weil es merkwürdige Fälle waren, deren Unheilbarkeit man aber anfangs erkannte, ferner mehrere, die wegen Familien- oder andern Verhältnissen sich so lange Zeit nicht aufhalten konnten, als zur Heilung derselben nöthig war.

Die Krankheitsfälle waren die folgenden:

Kopfwunden 1.

Andere Wunden 2, darunter eine durchdringende Wunde der Wange bei einem Knaben, welcher als Folge einer frühern Verletzung eine vernarbte Spalte im rechten äussern Ohr hatte. Nachdem die Wunde in der Wangengegend geheilt war, wurden die Schartenränder des äußern Ohres angefrischt und durch die blutige Nath vereinigt. Die Heilung erfolgte ohne Eiterung.

Entzündung der Lymphgefäße am Unterschenkel 1.

Hodenentzündung 1.

Abscess 1.

Lumbago 2, davon Eine durch Erschütterung des Rükenmarks. Beide wurden durch die Application des Glüheisens geheilt.

Panaritium 1.

Herpes rodens 1.

Lustseuche in verschiedenen Formen 10, darunter war einer mit Syphilis universalis degenerata, bei diesem leistete die Schmierkur trefliche Dienste, er wurde nebst 3 andern geheilt entlassen, einer ist noch in der Behandlung. Eine eingewurzelte Lues mit Exostosen der tibia wurde ebenfalls durch die Schmierkur geheilt. Eine mit syphilitischen Geschwüren am ganzen Leibe wurde ungeheilt entlassen. Einer mit syphilitischen Geschüren am Oberschenkel, eine mit dergleichen Geschwüren an den Geschlechtstheilen, und eine mit Geschwüren des Darmkanals wurden ungeheilt entlassen.

Necrosis der Tibia 2, bei einem erfolgte nach geschehener Erfoliation eines großen Knochenstückes die Heilung; der andere wurde ungeheilt entlassen.

Vollkommene Luxation des rechten Fußes nach aussen, mit Zerreißung der Haut, so daß der Astragalus hervorstand und nicht reponirt werden konnte; dabei hatte eine Zerreißung der Lungen mit Emphysema statt. Der Astragalus wurde exstirpirt und hernach die Reposition des Fußes gemacht, ferner mehrere Incisionen am äussern Umfange des Thorax an denjenigen Stellen, wo das Emphysema seinen Siß hatte, um die Luft auszulassen. Die Wunde am Fußgelenk ging in gutartige Eiterung über und der Granulations-Prozeß zeigte sich sehr schön, so das an der Heilung des Fußes nicht mehr zu zweifeln war. Das Emphysema war nach und nach durch mehrere gemachte Incisionen verschwunden und die Respiration, die früher sehr beschwerlich war, jeßt ganz frey. Der auf Verlangen nach Hause entlassene noch ungeheilte Kranke starb aber später am Decubitus.

Luxation der Halswirbel nach vorne bei einem Mädchen von 4 Jahren, wurde reponirt.

Contusionen 5, davon war eine am Kopf und die andern an den Fußgelenken.

Bruch des Schenkelbeinhalses 2, der erste bei einem Jüngling von 17 Jahren, wurde noch geheilt, obgleich die Verkürzung des Schenkels 3 Wochen lang angedauert hatte. Der andere Fall fand bei einer Frau von 56 Jahren statt, sie wurde noch ungeheilt entlassen.

Bruch des Oberarmbeins 2, beide geheilt.

Complicirter Bruch des Vorderarms 1, geheilt.

Bruch des radius 1, geheilt.

Bruch des Oberschenkels 1, geheilt.

Complicirter Bruch des Unterschenkels 1 geheilt.

Querbruch der Kniescheibe 1, dieser meldete sich 11 Wochen nach erlittenem Bruche, dennoch wurden die Bruchenden genähert und vereinigt.

Caries der Fußwurzelknochen 2, beide wurden am Unterschenkel amputirt, und geheilt.

Caries im Kniegelenk 3, bei einem wurde die Amputation des Oberschenkels gemacht und derselbe geheilt entlassen, der andere ist noch in der Behandlung und der 3te starb an der Lungensucht.

Caries am Ellenbogengelenk 1, amputirt am Oberarm und geheilt.

Caries an der großen Zehe 1, Exarticulation derselben, geheilt.

Caries an einem Zeigefinger 1, Exarticulation desselben, geheilt.

Caries am Fußgelenk 1, bei einem Lungensüchtigen, ungeheilt entlassen.

Caries der Mittelfußbeine des rechten Fußes 1, Excision des Fußes zwischen den Knochen der Fußwurzel der ersten und 2ten Reihe. Die Wunde heilte fast ohne Eiterung.

Caries am Brustbein 1, es wurde die Trepanatio Sterni vorgenommen: Der Kranke starb an Vereiterung der Lungen.

Knochengeschwulst der Fußwurzel 1, ungeheilt.

Verhärtung der Parotis 4, sie wurden alle 4 exstirpirt und die Operirten geheilt entlassen. Bey einem entstand der Trismus, welcher aber wieder gehoben wurde.

Verhärtung der Glandula submaxillaris 3, sie wurden alle 3 mit sehr gutem Erfolg exstirpirt.

Lympfgeschwülste 5, wurden operirt: 3 geheilt: 2 sind vor der gänzlichen Heilung ausgetreten.

Ueberzähliger Daumen 1, wurde exarticulirt.

Mangel der Nase und Oberlippe als Folge einer frühern brandigen Zerstöruug. Es wurde aus der Stirnhaut eine neue Nase und Oberlippe gebildet. Nachdem die Anheilung schon beendigt war, entstand durch Erkältung ein Erisipelas faciei, nach dessen schon beendigtem Verlaufe starb die Patientin an Convulsionen. Bei der Leichenöffuung fand sich eine geringe Ergießung in den Hirnhöhlen.

Krebs 7, darunter war ein Lippenkrebs, (operirt und geheilt) 1 Krebs des Augapfels, (der Augapfel wurde mit dem besten Erfolge exstirpirt) 1 krebshafter Auswuchs der Thränendrüse, (wurde sammt dem Augapfel ausgerottet, ohne Recidive) 1 Gesichtskrebs (exstirpirt und geheilt) Nasenkrebs 1, (die Nase wurde mit gutem Erfolge amputirt). Krebshafter Auswuchs von beträchtlicher Größe in der Nabelgegend (exstirpirt und geheilt).

Vereiterte Brüste 2.

Coxalgie 1, geheilt durch die Anwendung des Glüheisens.

Scabies 2.

Empyem der Hygmorshöhle 1, Anbohrung derselben, wurde geheilt.

Fungus haematodes 1, ungeheilt entlassen.

Ohrfistel 1.

Darmfistel 1, steht noch in Behandlung.

Harnfistel am Hodensak 1, geheilt.

Fistelgeschwüre in der Achselhöhle 1, ungeheilt entlassen.

Verwachsung des Zeigefingers mit dem Handrüken durch Verbrennung 1, der angewachsene Finger wurde losgetrennt, erhielt eine gute Gestalt und einige Beweglichkeit.

Hydrocele 4. Einer wurde durch die Incision, der andere durch die Injection operirt. Bei dem 3ten konnte nur die Palliativ-Kur vorgenommen werden. Der 4te starb an einer Herzkrankheit.

Sarcocele 1. Die Castration wurde mit sehr gutem Erfolg gemacht.

Steatom am Oberschenkel (1 Pf. 26 Loth schwer) bei einem 6jährigen Mädchen, wurde exstirpirt und geheilt.

Priapismus 1 dauerte fast 3 Wochen an.

Balggeschwülste 6, wurden exstirpirt: Unter ihnen ist eine an ihrer innern Oberfläche behaarte Balggeschwulst in der Orbita merkwürdig, welche einen Vorfall des Augapfels verursacht hatte.

Eiterung der Hirnsubstanz als Folge einer veralteten Schußwunde in den Kopf mit einer Fistel der Schedelhöhle. Der Kranke wurde mit dem besten Erfolge trepanirt: es blieb aber eine Fistel der Schedelhöhle zurück.

Gelenkwassersucht des Kniees 1, wurde durch die Incision und den Druckverband geheilt

Telangiectasia 1 von ganz ungeheurer Größe auf der rechten Wange: konnte nur zum Theil entfernt werden.

Aneurisma der arteria aorta, ungeheilt entlassen.

Struma aneurismatica, starb am Trismus.

Die Zahl der im chirurgischen Clinicum behandelten Augenkranken beträgt 46.

Augenoperationen wurden 44 verrichtet.

Die Krankheitsfälle waren: Augenentzündungen 10, darunter 6 von der contagiösen Art. Bei dreyen wurde die arteria temporalis mit gutem Erfolge geöffnet, 3 wurden ungeheilt entlassen, 2 mit der contagiösen und eine mit der arthritischen Augenentzündung.

Leucome der Hornhaut 10, welche den ganzen Umfang der Pupille verdeckten. Bei allen wurden vikäre Pupillen angelegt, bei 9 mit Wiederherstellung eines sehr guten Gesichts, bei einem sehr veralteten Leucom eines bejahrten Mannes mit einiger Verbesserung des Gesichts.

Pannus 1, ungeheilt entlassen.

Nachtblindheit 1, die Moxa wurde ohne Erfolg gesetzt.

Dacryops blenoideus 1, ist auf Verlangen (ungeheilt) entlassen worden.

Prolapsus iridis 1, ist noch in Behandlung.

Staphylom der Hornhaut 1, operirt.

Grauer Staar, 17 Staarblinde wurden in die Anstalt aufgenommen, Einer derselben aber wieder ohne Operation vorläufig entlassen. Von den übrigen 16 wurden 13 auf beiden Augen und 3 auf einem Auge operirt.

Auf diesen 29 Staarblinden Augen wurden

1.) 10 theils harte, theils mehr consistente Staarlinsen mit der durch die Cornea eingeführten Nadel reclinirt. Nur 2 dieser reclinirten Linsen stiegen wieder auf, und zwar bei dem nemlichen Subjekte, wegen seines sehr unruhigen Verhaltens, so daß bei demselben die Wiederhohlung der Operation nothwendig war. Bei dieser konnte nur die Staarlinse des linken Auges aufs neue umgelegt, jene des rechten Auges nur zerstükt werden. Aufgeschwemmte Staartheile zeigten sich nur bei einem in der Pupille, diese verschwanden aber in der Folge durch die Resorption. Bei allen übrigen ist die Pupille rein, und bei allen das Gesicht vollkommen, ausgenommen 1 Gichtkranker, welcher auf dem linken Auge glaucomatös, und bei welchem die Cataract des rechten Auges mit Amaurose complicirt war.

2.) 14 weiche und käsige Staare wurden zerstückt. Nur von 5 habe ich in der Folge bestimmte Nachricht erhalten, daß die Staarlinse eingesogen und das Gesicht wieder hergestellt wurde. Unter diesen befindet sich eine schon bejahrte Gichtkranke, welche nach der Operation viele Wochen lang an heftiger

arthritischer Augenentzündung litt. Von den übrigen habe ich keine Nachricht erhalten.

3.) 3 Milchkapselstaare wurden gleichfalls durch die Keratonyxis operirt. 2 haben ein gutes Gesicht erhalten, bey einem verdunkelte die zusammengefallene Kapsel die ganze Pupille, deren Extraction später vorgenommen werden wird.

4.) Bei einem Subjekt war auf dem rechten Auge ein harter Linsenstaar, auf dem linken ein weicher Staar. Auf dem rechten wurde die Depression gemacht, allein das Auge ging in Eiterung über, auf dem linken die Zerstückung ohne Erfolg.

Thränensackfisteln 2 wurden operirt und geheilt.

Thränensackgeschwulst 1 mit Atresie des Nasenkanals, operirt und ist noch in Behandlung.

Ancyloblepharon 1, operirt und geheilt.

Ueber die Kranken, welche im Policliuicum behandelt wurden, konnte bisher aus mancherlei Ursachen noch kein vollställdiges Verzeichniß geführt werden. Nach einem mäßigen Anschlage übersteigt die Anzahl der in dem verflossenen Jahre darin behandelten weit 600. Einige wichtige Krankheitsfälle sind in dem Einschreibbuch desselben, der Zahl nach 156, verzeichnet.

Das Lokal, in welchem sich das chirurgische Hospital-Clinicum befindet, hat eine überaus schöne und günstige Lage, es ist gesund, luftig und reinlich gehalten. Die Bettfournitouren und andere Hospital-Effekten sind im besten Zustande.

Die Sammlung von chir. Instrumenten und Bandagen ist bereits bedeutend: sie ist auf eine instruktive und dem Auge wohlgefällige Weiße aufgestellt.

VIII. Anatomisches Institut unter Leitung des Herrn Prof. Dr. Mayer.

Dieses Institut umfaßt außer allen Zweigen der menschlichen normalen und pathologischen auch die gesammte comparative Anatomie. Verbunden ist mit demselben eine besondere Anstalt zum Behufe der Experimentalphysiologie. Dasselbe befindet sich bis jetzt in einem ihm einstweilen eingeräumten Gelasse des Schloßgebäudes. Dieses Gelaß entspricht zwar den Bedürfnissen der Anstalt im Allgemeinen. Um aber den zu machenden Anforderungen völlig zu genügen, würde dasselbe wesentliche Bauänderungen nöthig machen, deßwegen hat das verordnete hohe Ministerium vorgezogen, die Aufführung eines ganz neuen Anatomiegebäudes an einer schicklichen Stelle des Hofgartens zu beschließen. Ja, wir dürfen sogar die angenehme Hoffnung hegen, diesen Bau schon im nächsten Sommer begonnen zu sehen.

Das Personale bestehet außer dem Direktor aus dem Prosektor, Herrn Dr. Weber, und zwei Aßistenten, ferner aus

dem Wachspossirer Dürge, (einem dem medizinischen Publikum merkwürdigen Individuum) der jedoch auch anderen naturwissenschaftlichen Anstalten beigeordnet ist und aus dem Anatomiediener. Auch ist die angenehme Aussicht vorhanden, in einem hier befindlichen talentvollen Jüngling bald einen anatomischen Zeichner zu erhalten.

Die Anfangs nicht hinreichenden Leichenlieferungen fallen gegenwärtig durch die geeigneten Verfügungen eines hohen Ministerii so reichlich aus, daß in dem verflossenen Winterhalbjahre von 1820/21 bei einer Anzahl von 60 Leichnamen der Cursus der Anatomie und Operationslehre vollständig und ohne Unterbrechen gegeben werden konnte. Auch die Herren Präparanten, ungeachtet ihre Zahl im Laufe des Winters sich auf vierzig belief, hatten reichliche Gelegenheit selbst Leichname zu zergliedern, und sich die dem Arzte so nöthige anschauliche Kenntniß des menschlichen Körpers zu erwerben. Diejenigen, die eine besondere Bekanntschaft mit der vergleichenden Anatomie zum Zwek hatten, konnten bei den auf dem anatomischen Theater häufig vorfallenden Thierzergliederungen Antheil nehmen, um tiefer in jene Wissenschaft einzudringen. Wie viel namentlich für die Theilnehmer an den Secirübungen gethan wurde, geht schon daraus hervor, daß der sehr thätige Prosektor, Hr. Dr. Weber, allein gegen fünf und zwanzig Leichname für dieselben mit Wachsmasse injicirte.

In dem Cursus der Experimentalphysiologie erhielten die Studierenden Gelegenheit, unter Leitung des Direktors, Versuche an Thieren anzustellen, und einer Reihe merkwürdiger Experimente beizuwohnen. Dahin gehören die bis zu entscheidenden Ergebnissen fortgeführten Versuche von le Gallois, über den Einfluß des Rückenmarkes auf die Herzbewegung; ferner: Versuche über Veneneinsaugung und Absatz fremder Stoffe ins Innere des Organismus, dann mehrere Experimente, die schon von Plinius erwähnte Exstirpation der Milz, die der Nieren u. s. w. betreffend, endlich Versuche über das Daseyn von Wasser in den Lungen Ertrunkner (wobei jeder Zuhörer sich augenscheinlich überzeugen konnte, daß beim Ertrinken wirklich Wasser in die Lunge dringe) u. s. f.

Der Direktor hatte gleich beim Antritt seines Amtes sich die Errichtung eines anatomischen Museums zur besondern Angelegenheit gemacht. Zur Grundlage diente hier eine dem ehemaligen anatomischen Theater zu Bonn angehörig gewesene Sammlung von einigen und siebenzig Präparaten, die allerdings mehrere sehr merkwürdige Stücke enthält, namentlich sehr feine von der Hand Rougemonts herrührende Injectionspräparate, welche das Andenken dieses trefflichen Anatomen bei uns bewahren werden. Diese Sammlung wurde der Universität durch die Güte der HH. Reg. und Med. Rath Dr.

Wegeler, Med. Rath Dr. Ulrich, Med. Assessor Dr. Heymann, sämmtlich in Coblenz, zurückerstattet. Dieselben HH. müssen wir auch dankbar unter denjenigen aufführen, die unser Museum beschenkten. Gleiche Freundlichkeit bewiesen gegen uns mehrere Aerzte der Rheinlande, als: Hr. Med. Rath Dr. Reumont in Aachen, Hr. Stadtphysikus Dr. Höpfner daselbst, die Herren Aerzte und Wundärzte Günther und Metz daselbst, Herr Kreisphysikus Dr. Velten und Hr. Dr. Tils in Bonn, Hr. Kreisphysikus Dr. Lehmann in Warth, Hr. Kreischirurg Wolf in Cöln, (welcher eine ganze Sammlung von Präparaten mit seltener Freigebigkeit uns zum Geschenke machte), Hr. Dr Schöll in Gladbach, Hr. Kreisphysikus und Hofrath Dr. Seibold in Trier, Hr. Dr. Berncastel daselbst, Hr. Prof. Dr. Kleinhans in Düsseldorf, Hr. Dr. Lohmeyer in Sobernheim, Hr. Dr. Tobias in Saarlouis, Hr. Reg. und Med Rath Dr. Stockhausen in Trier, Hr. Physikus Dr. Bernstein in Neuwied. Herr Med. Rath Dr. Leydig in Mainz.

Anspruch auf die Dankbarkeit des Instituts haben sich unter den Gliedern der Universität erworben: die HH. Prof. Goldfus, Sturm, D'Alton, Nasse, Stein, und von Walther, welcher letztere uns eine sehr merkwürdige Sammlung chirurgisch-pathologischer Präparate zum Geschenk machte.

Hiezu kommt noch eine Sammlung von osteologischen Präparaten und in Weingeist aufbewahrten Thieren, welche aus dem Naturaliencabinet des verstorbenen 2c. Beuth in Düsseldorf angekauft worden ist. Außerdem sind in dem Museum zum Gebrauch aufgestellt: eine Sammlung von Präparaten aus dem Gebiete der comparativen Anatomie und der Experimentalphysiologie, welche dem Director zugehört, und eine pathologisch-anatomische, namentlich aus sehr schönen Concretionen und Knochenpräparaten bestehend, welche dem Herrn Med. Rath Prof. von Walther, angehört.

Vieles mußte jedoch von Seiten des Directors und seiner Gehülfen gethan werden, theils durch Verfertigung neuer Präparate, theils durch Bearbeitung erhaltener Geschenke zu eigentlichen Präparaten.

So ist binnen anderthalbjähriger Frist, eine neu geschaffene Sammlung entstanden, welche bereits über tausend Stücke zählt. Schließlich ist noch dankbar zu erwähnen, daß uns durch das hohe Ministerium die Aussicht ist eröffnet worden, eine bedeutende anatomische Sammlung durch Ankauf zu erwerben.

IX. Die geburtshülfliche Anstalt unter Leitung des Herrn Professors Dr. Stein.

Der am Ende des ersten Bandes dieses Jahrburchs angekündigte Beginn der geburtshülflichen Anstalt hatte wirklich Statt, und es ist diese Anstalt solchermaßen bereits drei Semester hindurch in vollem Gange gewesen, so daß also nur das

2te Semester der Universität, nämlich das Sommerhalbjahr 1819, neben dem theoretischen Unterricht in diesem Fach noch keinen praktischen hatte.

Solchem baldigen Eröffnen dieser Anstalt kam ein Local zu statten, welches, obschon früher für eine andere, und zwar nicht-ärztliche, Anstalt ausersehn, einstweilen dem Mangel eines für die genannte sogleich zu benutzenden Raums abhelfen konnte. Und da sich bald nachher die Plane für jene nicht-ärztliche Anstalt geändert, wie gewisse Vortheile von der Beibehaltung des nun einmal eingenommenen Raums ergeben haben, so möchte dann eben die geburtshülfliche Anstalt, nach dem, dem vorliegenden Hefte des Jahrbuchs beigefügten Bauriſſe, in ungestörtem Besitze eines geräumigen, anständigen, wie sehr gesunden, Locals bleibrn, nämlich in der 2ten Etage des Hauptgebäudes des Schlosses.

Die Verwendung dieses Locals ist solche, daß sich an das Auditorium *), welches zugleich als Sammelplatz bei den praktischen Geschäften dient, rechts und links zunächst jedesmal ein Gebärzimmer mit einem Wöchnerinnenzimmer anschließt; und erst diesen Zimmern folger dann auf jeder Seite weiter Zimmer für Schwangere ꝛc., für die Officianten, wie für die Oeconomie.

Das Auditorium selbst ist rings herum an den Wänden mit den zum Unterricht nöthigen Effecten besetzt, als sechs Schränken mit Büchern, Präparaten und Instrumenten, außerdem Geburtsstühle, Fantom, Baromacrometer ꝛc.

Die eben erwähnten, im Auditorium aufgestellten, Gegenstände für den Unterricht werden nächstens, auf zuvorkommenden Betrieb des Königl. Ministeriums selbst, mit einer von dem Vorsteher der Anstalt verzeichneten großen Menge von Instrumenten vermehrt werden; schon dann dürfte das Ganze dieser Sammlungen nirgendwo übertroffen werden.

Der vorläufig beabsichtete Umfang der Anstalt möge nach der Zahl der Betten, deren, incl. zweier Gebärbetten, 28 sind, angeschlagen werden.

Wenn bereits öfters 15 — 16 dieser Betten besetzt waren, so darf man, besonders in Vergleich mit dem Anfange anderer Anstalten, denen obendrein so manches zur Vermehrung der Frequenz, z. B. der Erlaß von Fornicationsstrafen, zu Statten kam, schon eine gute Gegenwart und eine große Zukunft gelten lassen.

---

*) Irrig ist auf dem Risse das Zimmer rechts neben dem Auditorium als Auditorium bezeichnet; das wirkliche Auditorium ist merklich größer, und muß es auch seyn.

Unter den aufgenommenen Personen gaben manche auszuzeichnende Fälle; so Eine, welche mehrere Jahre an Osteomalacie laborirt und sehr verunstaltet war, eine Kaisergeburt.

Auf Vorstellung von dem Vorsteher ist gestattet worden, den Zweck der Anstalt selbst auszudehnen. In Folge dessen werdeu auch Personen mit wichtigern Leiden aus dem Gebiet der sogenannten Weiberkrankheiten eben in diese Anstalt aufgenommen, und um ihrer selbst, wie um der Wissenschaft willen, die in diesem Felde noch so viel vermißt, besonders berücksichtigt; es wurden dann auch nach und nach schon acht hierhin zu zählende Personen aufgenommen, wovon besonders eine durch die große Seltenheit einer Gebärmutterkrankheit sehr lehrreich wurde.

Details von den Geburtsfällen, wie von den Krankheitsfällen, werden künftig diese Jahrbücher, in besondern Heften, zu geben suchen.

Da die Zahl der in den vier letzten Semestern der neuen Universität inscribirten Mediziner 148 war, so dürfte es dann schon darnach kaum anders seyn können, als daß bald die Vorlesungen an der Anstalt, bald das Practicum, mit zwanzig und mehreren Frequentanten besetzt waren.

X. Der botanische Garten unter Leitung des Herrn Prof. Dr. Nees v. Esenbeck.

Der botanische Garten wurde noch vor Ablauf des verwichenen Jahres nach dem Plane seiner Anlage vollendet, mit Inbegriff seiner Gewächshäuser, deren Einrichtung so weit bis jetzt ein Urtheil vergönnet ist, nichts zu wünschen übrig läßt. Auch die in einer kleinen Abtheilung versuchte Dampfheizung entspricht den Erwartungen, welche die Sage und die Theorie geweckt hatten, indem sie durch rasche Anregungen des vegetabilischen Lebens erfreulich wirkt.

Der Garten mag jetzt zwischen 5000 und 6000 Pflanzenspecies enthalten, die zum Theil in dem zu Ostern 1820 erschienenen Elenchus horti verzeichnet sind.

Da sich Ausführlicheres über dergleichen Gegenstände für diese Hefte nicht eignet, so gedenkt der Direktor der Anstalt, von der Vollendung den Correspondenten derselben, und andern Theilnehmenden, sobald es die Bescheidenheit des jugendlichen Werks gestattet, durch einige gedruckte, von einem lithographirten Riß begleitete Blätter eine besondere Nachricht zu geben.

Als vorzügliche Gönner des Gartens, die seinen Wachsthum durch sehr bedeutende Geschenke an Pflanzen beförderten, sind zu nennen: Se. Durchlaucht der Fürst zu Salm-Dyck, der Prinz Maximilian vnn Nenwied, der Herr Graf Caspar von Sternberg zu Brzezin, der Herr Professor

Bernhardi zu Erfurt, der Herr Garteninspektor Otto zu Berlin, und Herr v. Jacquier zu Wien, ferner: Herr Garteninspektor Seitz zu München, die Herren Hofgärtner Heller und Wolf zu Würzburg, und Herr Garteninspektor Skell in Weimar. Alle Geschenke, die wir aus Holland, vorzüglich an ost- und westindischen Saamen, erhielten, herzuzählen, wäre zu weitläuftig; es muß aber noch erwähnt werden, daß uns von Sr. Excellenz dem Herrn Ober-Präsidenten von Ingersleben zu Coblenz eine große acacia nilotica aus dem dortigen Garten, und von dem Herrn Grafen von Metternich zu Gracht ein Kaffebaum überlassen wurde.

XI. Ueber den Zustand der naturhistorischen Sammlungen der Universität.

Das naturhistorische Museum hat nunmehr die ihm zugewiesenen Lokalitäten im Schlosse bei Poppelsdorf in Besitz genommen. Die Naturkörper füllen neun große Säle, und sind auch bereits größtentheils in Glasschränken aufgestellt und geordnet. Da zur Vollendung der Aufstellung nur noch die Reparatur eines Saales und die Anschaffung mehrerer Behältnisse erfordert werden, so hofft man im nächsten Hefte dieser Jahrbücher die Einrichtung des ganzen Institutes vollständig schildern zu können, und beschränkt sich für jetzt nur darauf, von dem Bestand der Sammlungen Nachricht zu geben.

Das Museum umfaßt eine Mineralien- und Pflanzen-Sammlung, eine zoologisch-zootomische, und eine Sammlung für die Naturgeschichte der Vorwelt.

I. Mineraliensammlung.

Die erste Grundlage dieser Abtheilung bildeten die Geschenke des Herrn Ministers von Stein Excellenz, und des Herrn Geheimeraths, Ritters Rose, von welchen das erstere aus 1194, und das letztere aus 3103 Nummern bestand. Hierzu kamen noch 200 Stufen, welche Herr Bergmeister Bleibtreu der Universität verehrte, 300 ungarische Fossilien von Seiten des Herrn Professors Zipser zu Neusohl, eine Sammlung von Hüttenprodukten von dem Herrn Oberberghauptmann Grafen von Beust, und mehrere schätzbare einzelne Beiträge von Herrn Bergrath Senf, den HH. Studios. Birdemann und Becher, Hr. Nöggerath zu Friesdorf, Hrn Hütten-Inspektor Kohl zu Hamm, Hrn Hüttenbesitzer Breitbach im Thal Ehrenbreitstein, und Hrn Kaufmann Falkenstein dahier. Durch diese Geschenke hatte die Sammlung zu Ende des vorigen Jahres bereits eine Bereicherung von 5000 Stükken erhalten, und die von dem hohen Königl. Ministerium genehmigten Ankäufe hatten nach und nach die Zahl der Stücke zu einer Summa von 13397 Nummern erhoben. Diese ansehnlichen Vorräthe machten es möglich drei besondere Samm-

lungen zu bilden, von welchen die erstere die Erläuterung der Kennzeichenlehre bezweckt, und die zweite zum Vorzeigen bei den Vorlesungen gebraucht wird. Die dritte, welche in eine oryctognostische und geognostische zerfällt, enthält die größern Prachtstücke, und ist zur Beförderung des Selbststudiums in Glasschränken aufgestellt.

Diese verschiedenen Abtheilungen der Sammlung erfreuen sich schon bei ihrer Gründung einer so ausgezeichnet systematischen Vollständigkeit, daß wohl nicht alle unsere ältere akademischen Schwestern bereits ein gleiches Ziel erreicht haben.

Unsere, an seltenen Mineralien reiche Gegend, gewährt der Sammlung noch täglich neue Vortheile, und die angeregte Theilnahme des Publikums hat ihr auch bereits in diesem Jahre mehrere schätzbare Bereicherungen zu Theil werden lassen.

II. Die botanische Sammlung,

für ein öffentliches Museum von geringerem Interesse, wurde bei dem Ankauf zoologischer Sammlungen als Zugabe erworben, und enthält ein Herbarium von 3116 Exemplaren, eine Sammlung von Schwämmen in Wachs geformt, und eine kleine Anzahl von ausländischen Sämereien und Früchten.

III. Zoologische Sammlung.

Die erste Erwerbung für die zoologische Abtheilung des Museums waren 221 Thiere, welche, als Reste der ehemaligen churfürstlichen Sammlung im Schlosse zu Bonn, bis auf unsere Zeit aufbewahrt worden waren. Der Ankauf eines Theiles der Sammlung, welche der verstorbene Dr. Crevelt hinterlassen hatte, gewährte nur einen geringen Zuwachs, und der größere Theil der zoologischen Präparate mußte daher durch den Allerhöchst genehmigten Ankauf mehrerer Privatsammlungen erworben werden, an welche sich noch eine Anzahl von ausländischen Säugethieren, Vögeln und Insekten aus dem Doubletten-Vorrath des Museums zu Berlin anreihten. Indeß waren doch auch die Bereicherungen durch wohlwollende Geschenke sehr ansehnlich, und sind dankbar zu erwähnen. Der Herr Naturalienhändler Brassant zu Cöln verehrte dem Institute eine Sammlung von 596 vortrefflich erhaltenen Säugthieren und Vögeln, und von 400 Konchylien; Herr Professor D'Alton überließ demselben seine in Südfrankreich und Spanien gemachte Ernte von 204 Reptilien und Mollusken; Herr Professor Dr. Klug zu Berlin und das Königl. zoologische Museum daselbst schenkten uns eine Anzahl ausländischer Insekten, und schätzbare einzelne Beiträge wurden durch den Herrn Ober-Präsidenten, Grafen von Solms-Laubach, den Herrn Oberberghauptmann, Grafen von Beust, Herrn Oberforstmeister von Stolzenberg, die HH. Forstmeister von Bülow und Correns, durch Herrn Dr. Wolf, Herrn Petazzi, Herrn

Universitäts-Secretair Oppenhof, Herrn Rentmeister Trimborn, Herrn Baron von Harthausen, die Herren Haas, Wichtig, Horner, Förstemann und von Gerold dahier, die Herren Schöne und Kütchens zu Aachen, durch Herrn Bürgermeister Abels zu Comern, Herrn Bürgermeister Meser zu Waldorf, und die Herren Temmink und Gutheus zu Amsterdam dargebracht.

Auf diese Weise hatte das Museum zu Anfang dieses Jahrs einen Reichthum von 10970 Thieren erworben, und enthielt 158 Säugthiere, 855 Vögel, 244 Reptilien, 170 Fische, 7979 Insecten, 142 Krebse und Spinnen, 1178 Mollusken, 30 Strahlenthiere, 51 Ringelwürmer, 44 Eingeweidewürmer, und 126 Korallen. Die noch zu geringe Ausstattung der untern Thierklassen entgieng dem Blicke eines wohlwollenden Gönners unserer Anstalt nicht, und bewog denselben, mit Aufwand einer sehr ansehnlichen Geldsumme, eine Sammlung von 2511 Konchylien, 100 Korallen und Strahlenthiere, nebst 1274 Versteinerungen und 100 Prachtstufen zu kaufen, um sie dem K. Ministerio für die Universität zum Geschenk anzutragen.

Eine andere erfreuliche Erscheinung ist ein Geschenk von 77 prachtvollen Saugthieren, Vögeln und Reptilien, welches erst kürzlich aus Brasilien anlangte. Ein Landsmann, Herr J. W. Firmond aus Düren, der sich in Rio Janeiro aufhält, las die Aufforderung des Herrn Ober-Präsidenten von Vincke zu Beiträgen für unser Museum zufällig in der Revue encyclopedique, und hielt sich für verpflichtet seinem Vaterlande durch seine jetzigen Verhältnisse nützlich zu werden.

IV. Die zootomische Sammlung,

welche nur so viele Präparate enthalten wird, als zur Erläuterung der zoologischen Vorlesungen nöthig sind, besteht aus 623 Nummern.

V. Sammlung für die Naturgeschichte der Vorwelt.

Die fossilen Ueberreste von Thieren und Pflanzen der Vorwelt werden eine Sammlung bilden, die für den Geologen und Zoologen gleich lehrreich und wichtig ist. Sie besteht jetzt aus 587 Exemplaren, und enthält bereits mehrere Seltenheiten, die sie zum Theil den Geschenken des Herrn Ober-Präsidenten, Grafen von Solms-Laubach, des Herrn Brussart, des Herrn Dr. Pauls in Cleve, des Herrn Criminalrichters Castringius zu Altena, des Herrn Amtmann Diesterweg zu Ebersbach, des Herrn Bergmeisters Schmidt zu Siegen, und der Herren Bergeleven Gerold und Burkhard verdankt.

Aus vorstehender Relation geht hervor, daß unser Museum 13397 Mineralien, 3116 Pflanzen, und 12140 Thiere, zooto-

mische Präparate und Versteinerungen, zusammen eine Zahl von 28653 Nummern verwahre, von welchen 6088 als Geschenke eingegangen sind.

XII. Physikalisches Kabinet, gegenwärtig unter Direction des Herrn Professors Dr. v. Münchow.

Für das physikalische Kabinet sind mehrere der bestellten Apparate, unter andern eine schöne Luftpumpe aus der Werkstatt des Hrn Dr. Körner zu Jena, und eine von dem Hrn Hofmechanikus Baumann in Stuttgard sehr zweckmäßig ausgeführte Elektrisirmaschine, angekommen. Andere werden noch erwartet. Indessen reicht die Ausstattung des Kabinets, auch in dem gegenwärtigen Zustande, schon hin, fast alle Hauptlehren der Physik mit Experimenten zu begleiten.

XIII. Chemische Anstalten, unter Leitung des Herrn Professors Dr. Gustav Bischof.

Das technisch-chemische Laboratorium wurde in einem sehr geräumigen Saal des ehemaligen Schlosses bei Poppelsdorf neben dem naturhistorischen Museum eingerichtet, und war zu Anfang des Wintersemesters 1820/21 so weit im Stande, daß es zu den Experimenten für die technisch-chemischen Vorlesungen gebraucht werden konnte. Während des Laufes des Wintersemesters wurden die nöthigsten Apparate und Geräthschaften angeschafft, und der Director des technisch-chemischen Laboratoriums überließ zum Gebrauche dieser Anstalt mehrere ihm zugehörige Apparate. Ein zweiter unmittelbar an das Laboratorium stoßender Saal wurde zum Auditorium für die technisch-chemischen Vorlesungen eingerichtet.

Der chemische Apparat erhielt im Monat April, durch die Uebernahme des bisherigen, dem chemischen Laboratorium im Universitätsgebäude zu Bonn zustehenden Apparates, einen neuen Zuwachs. Einige größere Apparate, namentlich ein Apparat zur Erzeugung des Wassers durch Verbrennung des Wasserstoffgases im Sauerstoffgas sind in der Arbeit, und werden mit Anfang des nächsten Sommersemesters hergestellt seyn, eine gute Luftpumpe von dem geschickten Mechanikus Dr. Körner in Jena gefertigt, wird ebenfalls nächstens eintreffen.

Außerdem ist man, weil der Etat noch Gelegenheit darbietet, veranlaßt zu hoffen, daß auch dem Mangel einiger fehlender größerer Apparate, als: einer Elektrisirmaschine, eines Newmannischen Knallgasgebläses, eines Papinianischen Digestors u. s. w. baldigst werde abgeholfen werden, so daß in kurzer Zeit das chemische Laboratorium eine gewisse Vollständigkeit erreicht haben wird.

Zur Aufnahme der chemischen Apparate, und insbesondere der technologischen Sammlungen wird so eben ein nächst dem

Auditorium befindlicher sehr geräumiger Saal eingerichtet, und ein kleineres daranstoßendes Zimmer erhielt schon früher die Bestimmung einer technologischen Werkstätte.

XIV. Die Sternwarte unter Leitung des Hrn Professors Dr. von Münchow.

Nachdem im vergangenen Jahre die detaillirten Bauanschläge den bezüglichen Baubehörden eingereicht worden sind, sieht man gegenwärtig einer endlichen Verfügung des vorgeordneten hohen Ministeriums zum Beginn des Baues der Sternwarte entgegen.

Mittlerweile sind schon einige Instrumente angekauft worden, nämlich:

1) ein schöner fünffüßiger Dollondscher Achromat, bei welchem sich als Apparat zu feinen Messungen ein Bradleysches Fadennetz und ein Mikrometer mit beweglichen Faden befindet, und das mit seinem standfesten Stativ zu drei verschiedenen Bewegungen verbunden ist.

2) ein vierzolliger Baumannscher Spiegelsextant, um correspondirende Sonnenhöhen nehmen zu können.

Außerdem ist der Auftrag zur Bestellung eines fünffüßigen Passagerohrs und eines vierfüßigen Heliometers ertheilt worden.

Um die vorhandenen Instrumente und einen ihm selbst gehörigen 12zolligen Baumannschen Vertikalkreis einstweilen doch auch einigermaßen benutzen zu können, wurde dem Vorsteher des Instituts ein kleiner, auf dem alten Zoll stehender, Pavillon eingeräumt, und zugleich vor demselben eine kleine Einzäumung zur nöthigen Absonderung während der Tagesbeobachtungen angelegt.

Von diesen Einrichtungen wurde zur Bestimmung der Mittagslinie des Bauortes, seiner Polhöhe, und zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß des 7. Septembers 1820 Gebrauch gemacht. Aus mehreren Circummeridianhöhen südlicher Sterne bestimmte sich die Polhöhe zu 50° 44′ 5″,23 (Rechnungen aus der Fortsetzung der französischen Dreiecksreihe hatten 50° 44′ 8″ gegeben). Bei der Sonnenfinsterniß verhinderten vorüberziehende Wolken die Beobachtung der beiden innern und der letzten äußern Berührung, erlaubten jedoch die Messung vieler Sehnen beim Anfang und Ende der Finsterniß

XV. Landwirthschaftliches Institut unter Leitung des Hofrath und Professor, Herrn Dr. Sturm.

Das landwirthschaftliche Institut ist, wie sich dieß bey den Umständen eines solchen Unternehmens auch wohl kaum anders erwarten ließ, zwar noch nicht vollkommen eingerichtet, doch

ist ein Theil des dazu bestimmten Landes bereits in Bearbeitung, und der Vorsteher desselben hat vorläufig dafür gesorgt, daß die Anstalt alles enthalte, was zur anschaulichen Erläuterung seiner Vorträge über Landwirthschaft erforderlich ist. Außer mehreren Versuchen mit Acclimatisirung fremder nützlicher Getreidearten und anderer landwirthschaftlichen Gewächse, ist ein großer Theil der nutzbarsten ausländischen Ackerwerkzeuge bereits im Gebrauch. Der Viehstand zeigt, wenn auch nur noch im Kleinen, die wesentlichen Verschiedenheiten der Racen an lebenden Exemplaren, und erlaubt Kreuzungen anzustellen, um auf diese Art Versuche einzuleiten, die gleich wichtig für den gebildeten Landwirth, wie für den Physiologen seyn werden. Noch in gegenwärtigem Sommer sollen die erforderlichen Gebäude eingerichtet werden.

Die Gnade, deren Seine Majestät unsere Universität würdigt, und die Sorge, welche die vorgeordnete hohe Staatsbehörde für dieselbe trägt, im Laufe der vorstehenden Darstellung gebührend zu lobpreisen, hat man sich, so viel es geschehen konnte, absichtlich enthalten, da es der Worte nicht bedarf, wo die That so laut und vernehmlich spricht.

Vorlesungen im Sommerhalbjahre 1820.

Katholische Theologie.

Einleitung in die Theologie und insbesondere in die Dogmatik: Prof. Seber.

Erklärung des Evangeliums Matthäi mit Vergleichung des Marcus und Lucas, Fortsetzung: Prof. Gratz.

Die höhere Kritik des N. T.: Ders.

Ueber die Erkenntnißprinzipien der christkatholischen Theologie: Prof. Hermes.

Kirchengeschichte, nach Dannenmayer, von der zweiten Periode bis zu Ende: E. R. Schwarz.

Pragmatische Geschichte der Ausbildung der Dogmatik, nebst der Anweisung zur Methode, worin die Dogmatik heut zu Tage gelehrt werden müsse: Prof. Hermes.

Die spezielle Dogmatik, in Verbindung mit lateinischen Disputirübungen: Prof. Seber.

Die spezielle Dogmatik, erster Theil: Prof. Hermes.

Allgemeine Patrologie, in lat. Sprache: Prof. Gratz.

Der theologischen Moral angewandter Theil, mit Berücksichtigung der ältern und neuern philosophischen und theol. Moralsysteme: Prof. Seber.

Fortsetzung des katholischen Kirchenrechts: E. R. Schwarz.

Evangelische Theologie.

Methodik des theologischen Studiums und Abriß des Systems der Theologie, in Lateinischer Sprache: Prof. Augusti.

Erklärung des Pentateuchs: Prof. Sack.

Erklärung der vier ersten Evangelien: Prof Gieseler.

Erklärung der Briefe Pauli an die Thessalonicher, Galater und Römer: Prof. Lücke.

Der Brief an die Hebräer: Prof. Sack.

Hebräische Alterthümer: Prof. Gieseler.

Christliche Alterthümer, nach seinem Lehrbuche: Prof. Augusti.

Kirchengeschichte, erster Theil: Prof. Gieseler.

Kirchengeschichte, dritter Theil, vom 16ten Jahrh. bis heute: Prof. Lücke.

Christliche Dogmatik, nach s. Lehrbuche: Prof Augusti.
Christliche Moral: Prof. Lücke.
Exegetische, kirchenhistorische und dogmenhistorische Uebungen, auch Lateinische Disputirübungen, im Königl. Seminar: die Professoren Augusti, Gieseler und Lücke.

Rechtswissenschaft.

Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, Prof. Mackeldey.
Naturrecht, verbunden mit Politik und Philosophie der positiven Gesetze, Prof. Welcker, d. j.
Geschichte und Institutionen des Römischen Rechts: Prof. Mackeldey.
Römische Rechtsgeschichte, verbunden mit den Institutionen: Prof. Walter.
Pandekten, nach Heise's Grundriß: Prof. Burchardi.
Erklärung eines näher anzuzeigenden Pandektentitels: Ders.
Deutsches Privatrecht, mit Einschluß des Deutschen und Französischen Handels- und Wechselrechts: Prof. Mittermaier.
Uebersicht der Quellen des Deutschen Rechts: Ders.
Criminalrecht, Deutsches und Französisches: Ders.
Criminalpraktikum: Ders.
Geschichte und Vorkenntnisse des Französischen Rechts: Prof. Mackeldey.
Ueber einige Theile des Französ. Rechts: Prof. Walter.
Katholisches und protestantisches Kirchenrecht: Ders.
Deutsche Reichsgeschichte und Rechtsgeschichte aller Theile des gemeinen Rechts (mit Ausnahme der rein Römischen Rechtsgeschichte) Prof. Welcker.
Lehnrecht, nach Pätz: Prof. Mackeldey.
Das Wesen der Mosaischen Gesetzgebung, Dr. Bermuth.
Polizeiwissenschaft: Ders.
Europäisches Völkerrecht; Ders.
Mündliche Unterredungen über seine Privatvorlesungen: Prof. Welcker.

Arzneiwissenschaft.

Medicinische Wissenschafts- und Studienlehre: Dr. Weber.
Geschichte der Medicin in einem Ueberblicke, die neuere von Paracelsus bis heute; Prof. Windischmann.
Physiologie des menschlichen Körpers, durch Versuche an Thieren erläutert: Prof. Mayer.
Physiologie des Menschen: Prof. Stein.
Physiologie des Fötus: Prof. Mayer.
Entwicklungsgeschichte des Menschen in leiblicher und geistiger Hinsicht: Prof. Ennemoser.
Die Erkenntniß und Kur der Krankheiten im Allgemeinen (Semiologie und allgemeine Therapie): Ders.

Allgemeine Krankheitslehre, Prof. Harleß.
Allgemeine Heilungslehre: Ders.
Spezielle Terapie: Prof. Nasse.
Die Lehre von der Entzündung: Ders.
Arzneimittellehre: die Professoren Harleß und Bischoff.
Vergleichende Anatomie: Prof. Mayer.
Pathologische Anatomie, oder die transcendentale Physiologie: Ders.
Repetitorium der Anatomie: Dr. Weber.
Ueber Zeugung, Schwangerschaft, Geburt und Säugung: Prof. Stein.
Gerichtliche Arzneiwissenschaft: Prof. Bischoff.
Anleitung zu gerichtlichen Leicheneroffnungen: Dr. Weber.
Chemie thierischer Stoffe in Anwendung auf die Medicin: Dr. Krimer.
Gerichtliche Chemie: Dr. Kastner.
Helkologie: Prof. von Walther.
Chirurgie: Ders.
Erkenntniß und Heilart der Knochenkrankheiten: Ders.
Curs von chirurgischen Operationen an Leichnamen: Ders.
Entbindungskunst: Prof. Stein.
Receptirkunst: Prof. Bischoff.
Erläuterung der Preußischen Pharmakopöe, in Lateinischer Sprache: Prof. Harleß.
Lateinische Disputirübungen: Ders. und Prof. Ennemoser.
Medicinische, chirurgische und geburtshülfliche Ausübung in den dazu errichteten Anstalten: die Professoren Nasse, von Walther und Stein.
Thierheilkunde: Dr. Krimer.
Die Lehre von den Giften: Ders.

Philosophie.

Encyklopädie und Methodologie der Philosophie: Prof. van Calker.
Geschichte der Philosophie der alten Welt, Prof. Windischmann.
Die reine und angewandte Logik: Prof. van Calker.
Logik: Prof. Freudenfeld.
Die Metaphysik, als Lehre von den Grundsätzen der Wissenschaften: Prof van Calker.
Das System der Ethik: Prof. Windischmann.
Ideal- und Naturphilosophie, als System der gesammten theoretischen und praktischen Philosophie: Dr. Kapp.
Dialektische und oratorische Uebungen: Prof. Delbrück.

Mathematik.

Elementarmathematik: Prof. Diesterweg.
Algebra: Ders.

Die Grundlehren der Differentialrechnung: Prof. von Münchow.
Analytische Geometrie: Prof. Diesterweg.
Praktische Geometrie: Ders.
Theoretische und praktische Anweisung in den zur geographischen Ortsbestimmung erforderlichen Beobachtungen: Prof. von Münchow.

Naturwissenschaften.

Encyklopädische Uebersicht der gesammten Naturkunde, als Einleitung zu den Vorträgen über die einzelnen Lehrzweige der Naturwissenschaft: Prof. Kastner.
Experimentalphysik: Ders.
Experimentalchemie der Imponderabilien, mit ausführlicher Erläuterung der Gesetze des Galvanismus: Ders.
Die analytische Chemie: Prof. Gust. Bischof.
Die technische Chemie und Metallurgie: Ders.
Die Geschichte der Chemie: Ders.
Botanik: Prof. Nees von Esenbeck.
Die Naturgeschichte der officinellen Pflanzen: Dr. Nees von Esenbeck.
Botanische Excursionen: Ders.
Allgemeine und besondere Naturgeschichte, nach Blumenbach und nach seiner Schrift: „Entwickelungsstufen des Thierreichs": Prof. Goldfuß.
Zoologie, mit besonderer Rücksicht auf die Haus- und jagdbaren Thiere: Ders.
Naturgeschichte der Hausthiere: Prof. d'Alton.
Geologie: Prof. Goldfuß.
Geognosie: Prof. Nöggerath.
Oryktognosie: Ders.
Technologie: Prof. G. Bischof.
Ueber die Sinnesthätigkeit zwischen Schlafen und Wachen, durch den Lebensmagnetismus erläutert: Prof. Nees von Esenbeck.

Philologie.

Encyklopädische Einleitung in das philologische Studium, oder auch griechische Alterthümer: Prof. Heinrich.
Griechische Litteraturgeschichte: Prof. Welcker, d. ä.
Die Lehre vom Lateinischen Stil: Prof. Heinrich.
Einige Bücher der Ilias: Prof. Näke.
Aeschylus' Prometheus: Prof. Welcker.
Sophokles' Philoktet: Prof. Heinrich.
Aristophanes' Frösche: Prof. Näke.
Juvenal, Fortsetzung (auf Verlangen): Prof. Heinrich.
Fortsetzung der Hesiodischen Theogonie, im Königl. philologischen Seminar: der Director, Prof. Heinrich.

Ausgewählte Gedichte des Catullus, in demselben: der Inspector, Prof. Näcke.

Philologische Ausarbeitungen und Disputirübungen im philolog. Seminar: die Professoren Heinrich und Näke.

Erklärung des 10ten Buchs von Quintilian: Prof. Delbrück.

Historische und kritische Auslegung des Liedes der Nibelungen: Prof. von Schlegel.

Wörterbau- und Bedeutnißlehre der Sprachen, besonders der Griechischen, Lateinischen und der Teutschen: Prof. Radlof.

Morgenländische Sprachen.

Anfangsgründe der Hebräischen Sprache: Prof. Freytag.

Unterricht in der Arabischen Sprache, mit Erklärung von Timur's Leben: Ders.

Erklärung des Hiob: Ders.

Anfangsgründe des Sanskrit: Prof. von Schlegel.

Neuere Sprachen.

Italienische, Spanische und Portugiesische Sprache: Prof. Freudenfeld.

Englische, Französische und Russische Sprache: Prof. Strahl.

Ueber die Litteratur der Spanier, mit Erläuterung der schwersten Stücke des Cervantes und Calderon: Prof. Freudenfeld.

Milton's verlornes Paradies: Prof. Strahl.

Die Russischen Fabeln des Ismailoff: Ders.

Redekünste.

Ueber Deutsche Prosodie, Verskunst und Declamation: Prof. von Schlegel.

Oratorische Uebungen: oben unter Philosophie.

Bildende Künste.

Ueber das Studinm der Griechischen Kunst: Prof. d'Alton.

Griechische Kunstgeschichte: Prof. Welcker d. ä.

Archäologie der Baukunst der Griechen und Römer, als Einleitung in das Studium der Kunst: Prof. d'Alton.

Encyklopädie der Baukunst, mit Uebungen der Zuhörer verbunden: der Baumeister B. Hundeshagen.

Geschichte.

Alte Welt- und Völkergeschichte: Prof. von Schlegel.

Geschichte der vornehmsten Europäischen Staaten: Prof. Hüllmann.

Einleitung in die neuere Geschichte: Prof. Arndt.

Staatengeschichte, erster Theil, welcher die Staaten Germa-

nischer Abkunft enthalten wird, nach Spittlers Entwurf der Geschichte der Europ. Staaten, herausgegeben von Sartorius: Ders.

Geschichte des Teutschen Volks und Reichs: Ders.

Einleitung in die Geschichte des Mittelalters: Prof. Freudenfeld.

Allgemeine Culturgeschichte: Prof. Hüllmann.

Urgeschichte der Teutschen und ihrer Sprachen: Prof. Radlof.

Staatswissenschaften.

Vorbereitung auf ein gründliches Studium der Politik durch Auslegung und Vergleichung der Lehren des Thucydides, Platon und Aristoteles über Behandlung der Staatssachen: Prof. Delbrück.

Das allgemeine Germanische Staatsrecht, zur Erläuterung der neuern Staatsveränderungen: Prof. Hüllmann.

S. auch oben unter Rechtswissenschaft.

Kameralwissenschaften.

Encyklopädie der Kameralwissenschaften: Prof. Sturm.

Finanz- und Staatswirthschaft: Ders.

Der spezielle Theil der Landwirthschaft (das Gewerbe des Ackerbaues und der Viehzucht): Ders.

Forstwissenschaft: Ders.

Statistik.

Allgemeine Statistik von Europa, insbesondere von den Deutschen Bundesstaaten, Preußen, Oesterreich und Frankreich: Prof. Strahl.

Pädagogik und Didaktik.

Pädagogik nach Anleitung des Platon, durch Vergleichung seiner Lehren über Jugenderziehung und Unterricht mit den jetzt herrschenden, und durch Nachweisung ihrer Anwendbarkeit auf die gegenwärtige Zeit: Prof. Delbrück.

Erziehungs- und Unterrichtslehre, nach Schwarz's Lehrbuche: Dr. Kapp.

Geschichte der Erziehung: Ders.

Anleitung zur Sokratischen Lehrweise, mit Rücksicht auf Wolfrath's Lehrbuch der allgemeinen Katechetik, und mit praktischen Uebungen verbunden: Ders.

* * *

Zeichenkunst, Tonkunst, gymnastische Künste.

Unterricht im Zeichnen ertheilt der akademische Zeichenlehrer Raabe, nach seiner Zurückkunft aus Italien.

Für den Unterricht in der Musik wird ein eigener Lehrer erwartet.

In der Reitkunst unterrichtet der, zugleich akademische, Stallmeister des Königl. 2ten rheinischen Ulanen-Regiments Gädicke; in der Tanzkunst der akademische Tanzmeister Rademacher.

Für die Fechtkunst ist der Fechtmeister Segers provisorisch angenommen.

Besondere akademische Anstalten und wissenschaftliche Sammlungen.

Die Königl. Universitätsbibliothek, deren Aufstellung in den ihr bestimmten großen Sälen bald beendigt seyn wird, steht für jedermann offen an allen Wochentagen, Mittwochs und Sonnabends von 2—4, an den übrigen Tagen von 11—12, und bietet Bücher zum Gebrauch unter den bestehenden gesetzlichen Bedingungen.

Folgende Anstalten und Sammlungen sind zu wissenschaftlichen und praktischen Zwecken größtentheils völlig eingerichtet: 1) das physikalische Kabinet, 2) das chemische Laboratorium, 3) der botanische Garten, 4) das naturhistorische Museum, 5) die Mineraliensammlung, 6) das medicinische Klinikum und Poliklinikum (mit einer eigenen Einrichtung zur Pflege erkrankter Studirender,) 7) das chirurgische Klinikum, 8) das Kabinet von chirurgischen Instrumenten und Bandagen, 9) die Lehranstalt für Geburtshülfe. Zu diesen kommen folgende in der Anlage begriffene: 10) das anatomische Theater, 11) die Sternwarte, 12) das Institut für Landwirthschaft, 13) die zur Erläuterung der Kunstgeschichte dienende Sammlung von vorzüglichen Gypsabgüssen der berühmtesten alten Bildwerke.

Auch wird das so eben beginnende, unter Leitung des Hofraths Dr. Dorow durch Sammlung und Nachgrabungen zu errichtende und zur Aufstellung im Universitätsgebäude bestimmte, Rheinisch-Westfälische Museum der Alterthümer für die akademischen Studien bald zu benutzen seyn.

Von dem evangelisch-theologischen, und von dem philologischen Seminar s. m. unter Evangel. Theologie, und unter Philologie.

Der Anfang der Vorlesungen ist auf den 10ten April festgesetzt.

Vorlesungen im Winterhalbjahre 1820—21.

Evangelische Theologie.

Lebensbeschreibungen der berühmtesten Theologen des 16ten Jahrhunderts in der evangelischen und katholischen Kirche: Prof. Lücke.

Encyklopädie und Methodologie des theologischen Studiums: Derselbe.

Einleitung in die kanonischen und apokryphischen Bücher des A. T.: Prof. Gieseler.

Erklärung der 12 kleinen Propheten: Prof. Sack.

Erklärung der drei ersten Evangelien: Prof. Gieseler.

Erklärung der Briefe Pauli an die Korinther, Epheser, Philipper und Kolosser: Prof. Lücke.

Uebersicht der christlichen Kirchengeschichte, vom Ursprung des Christenthums bis auf unsere Zeiten, mit besonderer Rücksicht auf das Kirchenrecht: Prof. Augusti.

Der erste Theil der Kirchengeschichte bis auf Karl den Großen: Prof. Lücke.

Christliche Kirchengeschichte von Karl d. Gr. bis zur Reformation: Prof. Gieseler.

Ausgewählte Abschnitte aus den hebräischen Alterthümern: Ders.

Historisch-kritische Einleitung in die symbolischen Bücher der evangelischen Kirche: Professor Augusti.

Symbolik, oder vergleichende Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Hauptparteien: Prof. Sack.

Praktische Theologie, oder Grundsätze der Homiletik, Katechetik, Liturgik und Pastoralwissenschaft: Prof. Augusti.

Katholische Theologie.

Encyklopädie der christlichen Theologie: Prof. Seber.

Philosophische Einleitung in die Theologie, nach seinem Buche „Einleitung in die christkatholische Theologie“: Prof. Hermes.

Hermeneutik des N. T.: Prof. Gratz.

Kirchengeschichte von Gregor VII. bis auf unsere Zeiten, nach Dannenmayer: Konsistorialrath Schwarz.

Erklärung des Evangeliums Johannis: Prof. Gratz.

Specielle katholische Dogmatik, erste Hälfte, mit Rücksicht auf den Streit zwischen Rationalismus und Supernaturalismus: Prof. Seber.

Offenbarungslehre über den Urstand des Menschen, über den Stand seiner Versunkenheit und seiner Wiedererhebung, wie auch über die Gnade und Gnadenmittel: Prof. Hermes.

Die Lehre von den letzten Dingen: Ders.

Die Lehre von der Kirche, dem christlichen Cultus und den Sacramenten, auf Verlangen: Prof. Seber.

Theologische Moral, erste Hälfte: Ders.

Anleitung zum praktischen Pastoralamte: Prof. Gratz.

Gemeines Kirchenrecht nach den Lanzellotischen Institutionen: Konsistorialrath Schwarz.

Ueber Kirchen- und Schulwesen, nach dem allgemeinen preußischen Landrechte II. Th. 11. und 12. Titel: Ders.

Der als außerordentlicher Professor der kathol. Theologie berufene Doctor Scholz wird die zu haltenden Vorlesungen gleich nach seinem Eintreffen anzeigen.

Rechtswissenschaft.

Encyklopädie und Methodologie der Rechts- und Staatswissenschaften, verbunden mit Institutionen des römischen Rechts: Prof. Welcker.

Geschichte, Alterthümer und Institutionen des römischen Rechts: Prof. Burchardi.

Pandekten: Prof. Mackeldey.

Die Lehre des römischen Rechts von der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand: Ders.

Einen noch zu bestimmenden Titel aus den Pandekten erklärt: Prof. Burchardi.

Das französische bürgerliche Recht: Prof. Walter.

Die Geschichte des französischen Rechts und der französischen Gerichtsverfassung: Ders.

Die im vorigen Semester angefangene Einleitung in das französische Recht setzt fort: Prof. Mackeldey.

Deutscher und französischer Civilprozeß: Prof. Mittermaier.

Criminalrecht: Prof. Welcker.

Criminalproceß, deutscher und französischer: Prof. Mittermaier.

Anfangsgründe des preußischen Civilprocesses: Ders.

Staatsrecht der germanischen Völker, insbesondere des deutschen Bundes: Prof. Welcker.

Katholisches und protestant. Kirchenrecht: Prof. Walter.

Proceßpraxis und Relatorium, verbunden mit Anleitung und Uebungen zum Plaidiren: Prof. Mittermaier.

Unterredungen über seine Privat-Vorlesungen: Prof. Welcker.

Arzneiwissenschaft.

Medicinische Wissenschafts- und Studienlehre: Dr. Weber.

Psychologische und physiologische Anthropologie Prof. Ennemoser.

Specielle Anatomie des Menschen: Prof. Mayer.

Pathologische Anatomie: Ders.

Osteologie des Menschen und der Hausthiere: Dr. Weber.

Physiologie des Menschen und vergleichende Physiologie: Prof. Nasse.

Vergleichende Physiologie der Sinne des Menschen und der Thiere: Prof. Ennemoser.

Ueber den Schlaf und die demselben verwandten Zustände: Prof. Nasse.

Ueber die Hermaphroditen: Prof. Mayer.

Ueber die Grundlage und den ganzen Zusammenhang des Systems der Medicin: Prof. Windischmann.

Pathologie mit Semiotik, nebst Geschichte derselben: Prof. Harleß.

Allgemeine Arzneimittellehre: Prof. Bischoff.

Besondere Arzneimittellehre, durch eine vollständige Sammlung der Arzneimittel erläutert: Ders.
Pharmaceutische Chemie: Dr. Kastner.
Die Lehre von den Giften: Dr. Krimer.
Von den vorzüglichsten Mineralwassern Deutschlands: Prof. Harleß.
Die vorzüglichern Abschnitte der Diätetik und Hygieine: Ders.
Die allgemeine Therapie: Ders.
Specielle Nosologie und Therapie der hitzigen Fieber und der Entzündungen: Ders.
Specielle Therapie: Prof. Nasse.
Ueber die steinigen Excretionen im menschlichen Körper: Prof. von Walther.
Chirurgische Instrumental- und Operationslehre: Ders.
Die Lehre von den Knochenkrankheiten: Ders.
Curs von chirurgischen Operationen an Leichnamen: Ders.
Ueber seltnere geburtshülfliche Fälle: Prof. Stein.
Geburtshülfe, beide Theile: Ders.
Die Lehre von den Weiberkrankheiten: Ders.
Gerichtliche Arzneiwissenschaft, für Mediziner und Juristen: Prof. Bischoff.
Ueber die Krankheiten der Hausthiere: Dr. Krimer.
Lateinische Disputirübungen: Prof. Ennemoser:
Medicinische, chirurgische und geburtshülfliche Ausübung in den dazu errichteten akademischen Anstalten: die Professoren Nasse, von Walther und Stein.

Philosophie.

Die Geschichte der Philosophie des Mittelalters: Prof. Windischmann.
Die Logik nnd Metaphysik: Ders.
Die reine und angewandte Logik nebst einer allgemeinen Einleitung in das Studium der Philosophie: Prof. van Calker.
Die Ethik und Politik in Verbindung mit philosophischen Unterredungen über die vorgetragenen Gegenstände: Prof. Windischmann.
Naturrecht: Prof. Freudenfeld.
Die Psychologie: Prof. van Calker.
Die Aesthetik: Ders.

Auslegung der Bücher Cicero's über die Lehren vom höchsten Gute und höchsten Uebel durch dialektische Zergliederung des Inhalts und Erklärung gewählter Abschnitte, verbunden mit philosophischen Unterredungen über das Gelesene: Prof. Delbrück.

Ideal- und Naturphilosophie als System der gesammten theoretischen und praktischen Philosophie, mit geschichtlichen Einleitungen und wöchentlichen Unterredungen: Dr. Kapp.

Mathematik.

Elementarmathematik: Prof. Diesterweg.
Anwendung der Algebra auf Geometrie: Ders.
Die mechanischen Wissenschaften: Prof. von Münchow.
Astronomie: Ders.
Mathematische Physik: Prof. Diesterweg.
Erklärung des Buchs des Apollonius von Perga über die Berührungen: Ders.

Naturwissenschaften.

Encyklopädische Uebersicht der Naturkunde: Prof. Kastner.
Experimentalphysik: Ders.
Reine Experimentalchemie: Ders.
Theoretische und angewandte Experimentalchemie: Prof. Gust. Bischoff.
Kameralchemie: Ders.
Geschichte der Chemie: Ders.
Die philosophischen Elemente der Naturgeschichte: Prof. Nees von Esenbeck.
Entomologie: Ders.
Naturgeschichte der Säugethiere: Prof. Goldfuß.
Zoologie und Zootomie: Ders.
Demonstration und Erklärung der Frucht und des Saamens der Pflanze: Prof. Nees von Esenbeck.
Naturgeschichte der kryptogamischen Gewächse: Dr. Nees von Esenbeck.
Excursionen, um die im Herbste und Winter vegetirenden Pflanzen aufzusuchen: Ders.
Die gesammte Mineralogie: Prof. Goldfuß.
Gebirgskunde: Prof. Nöggerath.
Meteorologie: Prof. Kastner.
Naturgeschichte der Feuerberge und Erdbeben: Prof. Nöggerath.
Technologie: Prof. Gust. Bischoff.

Philologie.

Philologische Encyklopädie: Prof. Welcker. d. ä.
Philologische Grundlegung zu dem Studium der Mythologie: Prof. Heinrich.
Griechische Alterthümer: Prof. Welcker.
Römische Alterthümer, oder Tacitus' Historien: Prof. Heinrich.
Lateinische Verskunst an Beispielen aus Virgil und A.: Prof. Näke.
Homer's Odyssee vom 17ten Gesange an: Prof. Heinrich.
Pindar's nemeische und isthmische Oden: Prof. Welcker.
Aeschylus' Perser: Prof. Näke.
Horazens Oden: Ders.
Fortsetzung von Cicero's Redner im Königl. philologischen Seminar: der Director, Prof. Heinrich.

Kallimachus' Hymnen in demselben: der Inspector, Prof. Näke.

Philologische Ausarbeitungen und Disputirübungen im philol. Seminar: die Professoren Heinrich und Näke.

Wörterbau und Bedeutnißlehre der Sprachen, besonders der griechischen, lateinischen und teutschen: Prof. Radlof.

Auslegung der Bücher Cicero's über die Lehren vom höchsten Gute und höchsten Uebel: s. oben unter Philosophie.

Erläuterung von Tacitus' Germania: s. unter Geschichte.

Morgenländische Sprachen.

Anfangsgründe der hebräischen Sprache, verbunden mit praktischen Uebungen: Prof. Freytag.

Unterricht in der arabischen Sprache mit Erklärung des Lebens Timur's und des Moallakots: Ders.

Erklärung der Psalmen: Ders.

Neuere Sprachen.

Italienische, spanische und portugiesische Sprache: Prof. Freudenfeld.

Englische, französische und russische Sprache: Prof. Strahl.

Ueber die italienische Litteratur mit Erklärung gewählter Abschnitte aus dem Dante und Tasso: Prof. Freudenfeld.

Erklärung von Milton's verlornem Paradiese: Prof. Strahl.

Ueber den französischen Stil, sowohl in öffentlichen als Privatgeschäften: Ders.

Redekünste.

Rethorik: Prof. Delbrück.

Bildende Künste.

Ueber das Studium der griechischen Kunst: Prof. d'Alton.

Geschichte.

Chronologie, nach Gatterer: Prof. von Münchow.

Geschichte des Alterthums: Prof. Hüllmann.

Geschichte der vorzüglichsten europäischen Staaten: Ders.

Erläuterung von Tacitus' Germania, dabei die germanische Urgeschichte: Prof. Arndt.

Geschichte des deutschen Volkes und Reichs: Ders.

Geschichte unseres, d. h. des achtzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Tage: Ders.

Urgeschichte der Teutschen und ihrer Sprachen: Prof. Radlof.

Staatswissenschaften.

Politik nach Anleitung des Thucydides, Platon und Aristoteles: Prof. Delbrück.

Staatswirthschaft: Prof. Hüllmann.

Kameralwissenschaften.

Kameralpraxis: Prof. Sturm.
Kameralbaukunst: Ders.
Polizei- und Finanz-Wissenschaft: Ders.
Allgemeiner Theil der Landwirthschaft oder Landhaushaltungskunst: Ders.

Statistik.

Statistik des preußischen Staats: Prof. Strahl.

Pädagogik und Didaktik.

Erörterung wichtiger pädagogischer Gegenstände durch Leitung der von den Theilnehmern darüber anzustellenden Disputationen: Prof. Delbrück.
Erziehungs-Wissenschaft und Kunst: Dr. Kapp.
Allgemeine vergleichende Geschichte der Erziehung: Ders.
Pestalozzi's Erziehungsweise verglichen mit der Lancasterschen: Ders.

Herr Prof. Ritter von Schlegel wird auf Befehl des Königl. Ministeriums eine gelehrte Reise zum Behufe der indischen Studien unternehmen, und daher in dem bevorstehenden Winterhalbjahre keine Vorlesungen halten können.

* * *

Baukunst, Zeichenkunst, Tonkunst, gymnastische Künste.

Encyklopädie und Theorie des Bauwesens lehrt der Baumeister Dr. Hundeshagen. Derselbe trägt auch ausgewählte Hauptstücke aus der Geschichte des Bauwesens, in besonderm Bezug auf das Rheinland und den deutschen Kunstgeist im Mittelalter, mit Benutzung seiner Sammlungen, vor, und erbietet sich zu practischen Uebungen.

Unterricht im Zeichnen ertheilt der akademische Zeichenlehrer Raabe, nach seiner Zurückkunft aus Italien.

Für den Unterricht in der Musik wird ein eigner Lehrer erwartet.

In der Reitkunst unterrichtet der, zugleich akademische, Stallmeister des Königl. 2ten rheinischen Ulanen-Regiments Gädicke; in der Tanzkunst der akademische Tanzmeister Rademacher.

Für die Fechtkunst ist der Fechtmeister Segers provisorisch angenommen.

Besondere akademische Anstalten und wissenschaftliche Sammlungen.

Die, in den ihr bestimmten großen Sälen jetzt völlig aufgestellte und größtentheils geordnete, Königl. Universitätsbibliothek steht für Jedermann offen an allen Wochentagen, Mittwochs und Sonnabends von 2—4, an den übrigen Tagen

von 11—12, und bietet Bücher zum Gebrauch unter den bestehenden gesetzlichen Bedingungen.

Folgende Anstalten und Sammlungen sind zu wissenschaftlichen und praktischen Zwecken schon völlig eingerichtet: 1) das physikalische Kabinet, 2) das chemische Laboratorium, 3) der botanische Garten, 4) das naturhistorische Museum, 5) die Mineraliensammlung, 6) das medicinische Klinikum und Poliklinikum (mit einer eigenen Einrichtung zur Pflege erkrankter Studirender), 7) das chirurgische Klinikum, 8) das Kabinet von chirurgischen Instrumenten und Bandagen, 9) die Lehranstalt für Geburtshülfe, 10) das anatomische Theater. Außer diesen sind in der Anlage begriffen: 11) die Sternwarte, 12) das Institut für Landwirthschaft, 13) die zur Erläuterung der Kunstgeschichte dienende Sammlung von vorzüglichen Gypsabgüssen der berühmtesten alten Bildwerke, so wie das akademische Museum der Alterthümer.

Die Uebungen des Königl. evangelisch-theologischen Seminars in der Interpretation des A. und N. T., in der Kirchen- und Dogmen-Geschichte und in lateinischen Disputationen leiten die Professoren Augusti, Gieseler und Lücke. Das katholisch-theologische Institut, in welchem wöchentlich Colloquien und monatlich Disputationen gehalten werden, leitet Prof. Gratz. Von dem Königl. philologischen Seminar s. m. oben unter Philologie.

Der Anfang der Vorlesungen ist auf den 16ten Oktober festgesetzt.

Vorlesungen auf der Königlich Preußischen Rhein-Universität Bonn im Sommerhalbjahre 1821.

Evangelische Theologie.

Theologische Encyklopädie: Prof. Sack.

Erklärung des Pentateuchs: Prof. Augusti.

Historisch-kritische Einleitung in das N. T. Prof. Lücke.

Hermeneutik des N. T. nach seinem Lehrbuche: Ders.

Erklärung des Evangeliums und der Briefe des Apostels Johannes: Prof. Gieseler.

Erklärung der Paulinischen Briefe an den Timotheus, Titus und Philemon, so wie des Hebräer-Briefes: Prof. Lücke.

Erklärung der Briefe Jacobi, Judä und Petri, in lateinischer Sprache: Prof. Augusti.

Christliche Dogmatik, nach seinem System: Ders.

Symbolik oder vergleichende Darstellung der in den Bekenntnißschriften der verschiedenen christlichen Hauptparteien enthaltenen Systeme: Prof. Sack.

Christliche Kirchengeschichte, zweiter Theil, von Karl d. Gr. bis zur Reformation: Prof. Lücke.

Die neuere Kirchengeschichte, von der Reformation bis auf unsere Zeiten: Prof. Gieseler.

Archäologie der christlichen Kirche nach seinem Lehrbuche: Prof. Augusti.

Praktische Theologie, mit homiletischen Uebungen: Prof. Sack.

Die Uebungen des evangelisch-theologischen Seminariums in der Interpretation des A. und N. T. und in der Kirchen- und Dogmengeschichte: Die Professoren Augusti, Gieseler, Lücke.

Colloquien über theologische und kirchliche Gegenstände: Dies.

Katholische Theologie.

Erklärung der Briefe Pauli an die Römer und Galater: Prof. Gratz.

Höhere Kritik des N. T. Ders.

Dogmengeschichte: Prof. Hermes.

Pragmatische Geschichte der Ausbildung der Dogmatik, nebst einer Anweisung zu der Methode, nach der die Dogmatik heut zu Tage gelehrt werden sollte: Ders.

Die sogenannte General-Dogmatik oder Apologetik der christlichen und christkatholischen Religion, nebst den Erkenntnißquellen der christlichen Offenbarung: Prof. Seber.

Erkenntnißprincipien der christkatholischen Theologie: Prof. Hermes.

Katholische Dogmatik, zweite Hälfte, mit Rücksicht auf den Streit zwischen Rationalismus und Supernaturalismus: Prof. Seber.

Moral-Theologie, zweite Hälfte: Ders.

Praktische Uebungen in der Homiletik und Katechetik: Prof. Gratz.

Uebungen des katholisch-theologischen Instituts: Ders.

Rechtswissenschaft.

Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft: Prof. Mackeldey.

Naturrecht, verbunden mit Politik und Philosophie der positiven Gesetze: Prof. Welcker.

Geschichte und Institutionen des Römischen Rechts: Prof. Mackeldey.

Anleitung zur Quellenkunde des Römischen Rechts: Prof. Walter.

Aeußere und innere Rechtsgeschichte verbunden mit Institutionen: Ders.

Pandekten: Prof. Burchardi.

Römisches Erbrecht: Dr. Euler.

Die beiden ersten Bücher der Institutionen des Gajus: Ders.

Die Quellen des canonischen Rechts: Prof. Burchardi.

Katholisches und protestantisches Kirchenrecht: Prof. Walter.
Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte: Prof. Welcker.
Deutsches Privatrecht mit Einschluß des deutschen und französischen Handels- und Wechselrechts: Prof. Mittermaier.
Lehnrecht: Prof. Mackeldey.
Der gemeinrechtliche Proceß: Dr. Linde.
Der gemeinrechtliche Concursproceß: Ders.
Deutsches und französisches Criminalrecht: Prof. Mittermaier.
Ueber Zurechnung im Criminalrechte, mit besonderer Rücksicht auf neuere psychologische Erfahrungen: Ders.
Geschichte und Vorkenntnisse des französischen Rechts: Prof. Mackeldey.
Positives europäisches Völkerrecht in Kriegs- und Friedenszeiten: Prof. Welcker.
Criminal-Prakticum (Anleitung zur Vertheidigung der Angeklagten und zum Referiren): Prof. Mittermaier.
Unterhaltungen und praktische Ausarbeitungen über die Gegenstände seiner Privatvorlesungen: Prof. Welcker.
Examinatorien und Repetitorien über Proceß und römisches Recht: Dr. Linde.

Arzneiwissenschaft.

Geschichte der Medicin: Prof. Windischmann.
Allgemeine Anatomie: Prof. Mayer.
Repetitorium der Anatomie: Dr. Weber.
Vergleichende Anatomie: Prof. Mayer.
Physiologie des Menschen, theils mit Versuchen an Thieren, theils mit Hinweisung auf die Thiere: die Prof. Mayer und Stein.
Anatomie und Physiologie des Fötus: Prof. Mayer.
Psychologische Anthropologie: Prof. Ennemoser.
Pathologische Anatomie: Prof. Mayer.
Osteologie der Hausthiere: Dr. Weber.
Zoochemie mit Anwendung auf die Medicin: Dr. Krimer.
Arzneimittellehre: die Prof. Bischoff und Harleß.
Receptirkunst: Dies.
Ueber thierischen Magnetismus in Hinsicht auf Natur- und Heilkunde: Prof. Ennemoser.
Ueber Galen's Krankheits- und Heilungslehre, Fortsetzung in lateinischer Sprache: Prof. Harleß.
Specielle Therapie: Prof. Nasse.
Pathologie und Therapie der hitzigen Krankheiten: Prof. Harleß.
Kinderkrankheiten: Ders.
Psychische Krankheiten: Prof. Nasse.
Allgemeine Chirurgie: Prof. von Walther.
Augenkrankheiten: Ders.
Verbandlehre: Ders.

Cursus von chirurgischen Operationen an Leichen: Ders.
Beide Theile der Geburtshülfe: Prof. Stein.
Seltene Fälle aus der Geburtshülfe und bei Weiberkrankheiten: Ders.
Grundsätze der Sanitäts-Polizei: Prof. Harleß.
Gerichtliche Arzneikunde: Prof. Bischoff und Dr. Krimer.
Anweisung zu gerichtlichen Leichenöffnungen: Dr. Weber.
Lateinische Disputirübungen: Prof. Ennemoser.
Medicinische, chirurgische und geburtshülfliche Ausübung in den dazu bestimmten drei Anstalten unter den Professoren Nasse, von Walther, Stein.

Philosophie.

Geschichte der Philosophie der alten Welt: Prof. van Calker.
Geschichte der neuern Philosophie von Bacon bis auf gegenwärtige Zeit: Prof. Windischmann.
Reine und angewandte Logik: Prof. van Calker.
Erfahrungs-Seelenlehre mit besonderer Berücksichtigung der Aufgaben des Seelsorgers, des Richters und des Arztes: Prof. Windischmann.
Methaphysik, als Lehre von den Grundsätzen der Wissenschaften: Prof. van Calker.
Erklärung des Phädon Platons: Prof. Delbrück.

Mathematik.

Arithmetik nach Hauffs Lehrbuch: Prof. Diesterweg.
Elementar-Geometrie nach Euklids Elementen: Ders.
Trigonometrie: Prof. von Münchow.
Algebra oder mathematische Physik: Prof. Diesterweg.
Geometrische Analysis nach Euklids Daten: Ders.
Analytische Geometrie, oder höhere Analysis: Prof. von Münchow.
Erklärung der Bücher des Apollonius von Pergen de sectione determinata, wiederhergestellt von Rob. Simson: Prof. Diesterweg.
Astronomie: Prof. von Münchow.

Naturwissenschaften.

Experimentalphysik nach Kastners Compendium: Prof. von Münchow.
Reine Experimentalchemie: Prof. G. Bischoff.
Technische oder angewandte Chemie nach Hildebrandt: Ders.
Geschichte der Chemie: Ders.
Allgemeine und specielle Naturgeschichte: Prof. Goldfuß.
Zoologie: Ders.
Entomologie oder Naturgeschichte der Insecten, mit Excursionen: Prof. Nees von Esenbeck.
Botanik: Ders.

Botanische Excursionen: Dr. Nees von Esenbeck.
Ueber die Medicinalpflanzen und pharmaceutische Waarenkunde: Ders.
Geologie: Prof Goldfuß.
Oryktognosie oder specielle Mineralogie, mit mineralogischen Excursionen: Prof. Nöggerath.
Anleitung zur geognostischen Bereisung der Länder und Gebirge: Ders.
Technologie: Prof. Bischoff.

Philologie.

Encyklopädische Einleitung in das philologische Studium: Prof. Heinrich.
Ueber die Religion der Griechen und Römer: Prof. Welcker d. ä.
Lykurg's Anklagerede gegen Leokrates, nach eigener Recension des Textes und mit Erläuterung des attischen Criminalprocesses: Prof. Heinrich.
Die Antigone des Sophokles: Prof. Näke.
Die Acharnenser des Aristophanes: Ders.
Die letzten Satiren des Juvenal, mit der ersten des Persius: Prof. Heinrich.
Die Annalen des Tacitus: Prof. Welcker.
Die Andria und der Eunuchus des Terenz: Prof. Näke.
Privatissima, hauptsächlich im Lateinischen, für Geübtere: Prof. Heinrich.
Hesiodus, im philologischen Seminar: der Director, Prof. Heinrich.
Catull, in demselben: der Inspector, Prof. Näke.
Philologische Ausarbeitungen und Disputirübungen im philol. Seminar: die Professoren Heinrich und Näke.
Plato's Phädon: s. oben unter Philosophie.
Allgemeine Sprachkunde: Prof. Radlof.

Morgenländische Sprachen.

Arabische Sprache: Prof. Freytag.
Erklärungen der Weissagungen des Jeremias und des Pentateuchs, grammatisch und historisch: Ders.
Anfangsgründe der hebräischen Sprache: Ders.
Die Anfangsgründe des Sanskrit: Prof. von Schlegel.

Neuere Sprachen.

Französische, englische und russische Sprache: Prof. Strahl.
Der Cid von Corneille oder der Sturm von Shakespeare: Ders.
Geschichte und Litteratur der englischen Poesie: Ders.
Anleitung zur Erlernung der spanischen Sprache: Prof. Freudenfeld.

Einleitung in die spanische Litteratur, mit Erklärung vorzüglicher Stücke aus dem Cervantes: Ders.

Redekünste.

Geschichte der deutschen Litteratur: Prof. Delbrück.

Kritische Beurtheilung einiger der vorzüglichsten Werke deutscher Dichter: Prof. von Schlegel.

Bildende Künste.

Griechische Kunstgeschichte: Prof. Welcker. d. ä.

Ueber das Studium der griechischen Kunst: Prof. d'Alton.

Archäologie der Baukunst der Griechen und Römer: Ders.

Geschichte.

Die Urgeschichte der Völker, oder die erste Hälfte der alten Weltgeschichte, bis auf das Zeitalter des Cyrus: Prof. von Schlegel.

Allgemeine Culturgeschichte: Prof. Hüllmann.

Staatengeschichte: Ders.

Geschichte der drei letzten Jahrhunderte: Prof. Freudenfeld.

Geschichtliches Staatsrecht von Deutschland: Prof. Hüllmann.

Urgeschichte der Teutschen: Prof. Radlof.

Prof. Arndt wird die Fortsetzung seiner Vorlesungen zur gehörigen Zeit anzeigen.

Cameralwissenschaften.

Encyklopädie der Cameralwissenschaften: Prof. Sturm.

Finanz- und Staatswirthschaft: Ders.

Der specielle Theil der Landwirthschaft, das Gewerbe des Ackerbaues und der Viehzucht: Ders.

Forstwissenschaft: Ders.

Praktische Anleitung auf dem ökonomischen Institute: Ders.

Statistik.

Statistik der deutschen Bundesstaaten: Prof. Strahl.

Pädagogik.

Pädagogik, verbunden mit wissenschaftlichen Unterredungen über besonders wichtige Gegenstände derselben: Prof. Delbrück.

* * *

Ueber die Encyklopädie des Bauwesens, vorzüglich deren historischen Abschnitt, und über den praktischen Theil der Baukunst: der Baumeister Dr. Hundeshagen. Derselbe wird auserlesene Capitel des Vitruv erläutern, und Uebungen zur Praxis der Baukunst fortsetzen.

Zeichenkunst, Tonkunst, gymnastische Künste.

Unterricht im Zeichnen ertheilt der akademische Zeichenlehrer Raabe nach seiner Zurückkunft aus Italien.

Für den Unterricht in der Musik wird ein eigener Lehrer erwartet. Außerdem bieten städtische Lehrer erwünschte Gelegenheit zu diesem Unterricht dar.

In der Reitkunst unterweist der akademische Stallmeister Gädicke; in der Tanzkunst der akademische Tanzmeister Rademacher.

Für die Fechtkunst ist der Fechtmeister Segers provisorisch angenommen.

Besondere akademische Anstalten und wissenschaftliche Sammlungen.

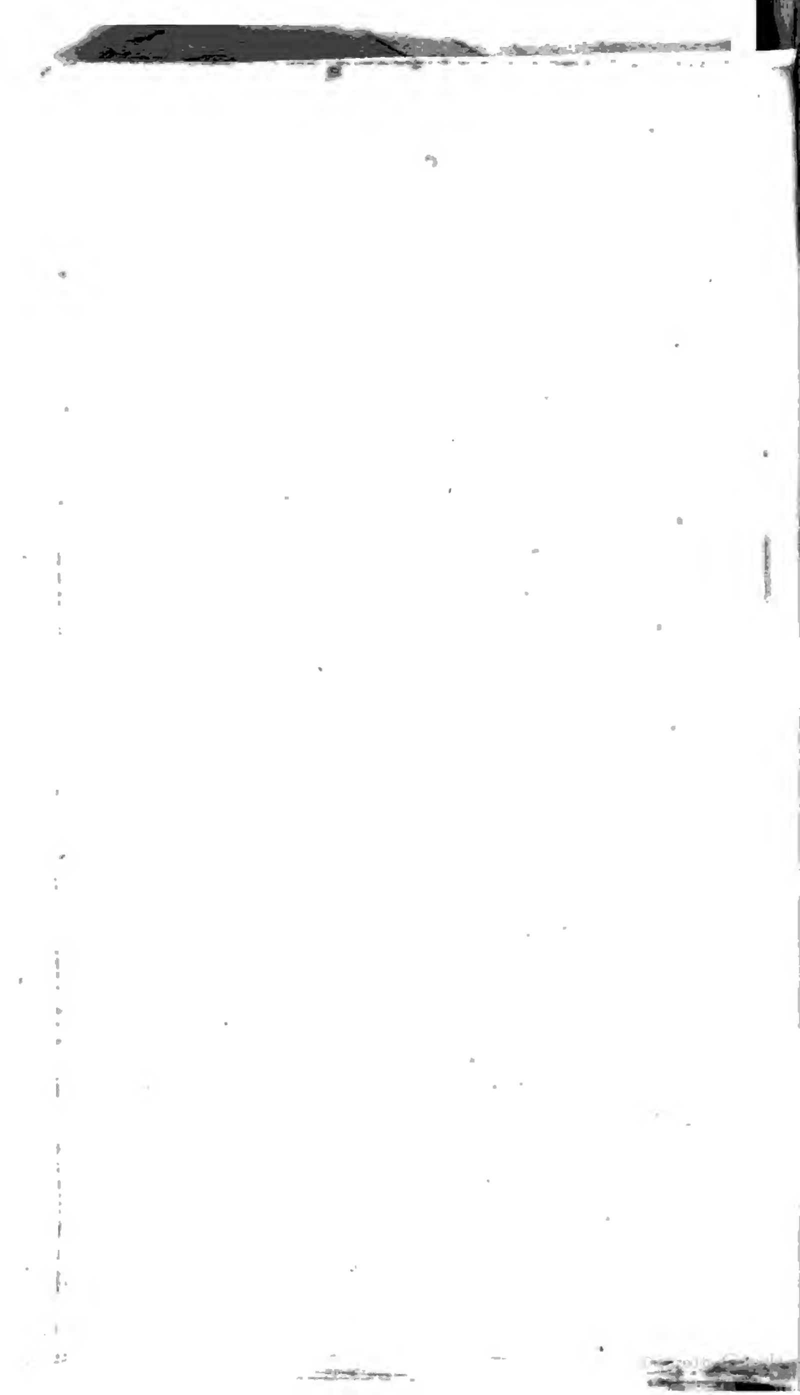
Die königliche Universitäts-Bibliothek, jetzt völlig aufgestellt und geordnet, steht für Jedermann an allen Wochentagen, Mittwochs und Sonnabends von 2—4, an den übrigen Tagen von 11—12 offen und bietet Bücher zum Gebrauch unter den publicirten gesetzlichen Bedingungen.

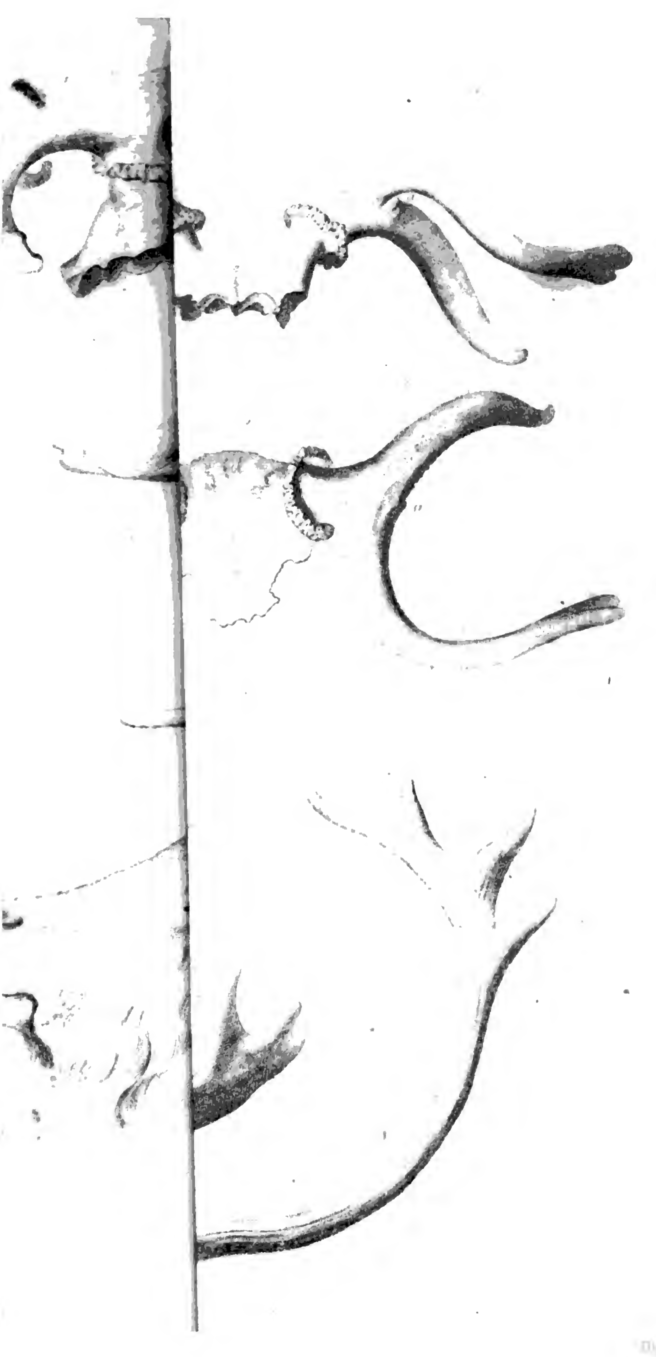
Folgende Anstalten und Sammlungen sind zu wissenschaftlichen und praktischen Zwecken schon völlig eingerichtet: 1) das physikalische Kabinet; 2) das chemische Laboratorium; 3) der botanische Garten; 4) das naturhistorische Museum; 5) die Mineraliensammlung; 6) das medicinische Klinikum und Poliklinikum, mit einer eigenen Einrichtung zur Pflege erkrankter Studirender; 7) das chirurgische Klinikum; 8) das Cabinet von chirurgischen Instrumenten und Bandagen; 9) die Lehranstalt für Geburtshülfe; 10) das anatomische Theater. In der Anlage begriffen sind: 11) die Sammlung von vorzüglichen Gypsabgüssen der berühmtesten alten Bildwerke und das akademische Museum der Alterthümer; 12) das Institut der Landwirthschaft; 13) die Sternwarte.

Von dem Königl. evangelisch-theologischen Seminar s. oben unter Evangel. Theologie, so wie von dem katholisch-theologischen Institut unter Kathol. Theologie. Von dem Königl. philologischen Seminar s. oben Philologie.

Der Anfang der Vorlesungen ist auf den 28. April festgesetzt.







Kastner, Dr. K. W. G., Grundzüge der Physik und Ch… zum Gebrauch für höhere Lehranstalten und zum Selb… terricht für Gewerbtreibende und Freunde der Naturwissens… Mit 21 eingedruckten Figuren. gr. 8. 1821. 2 Thlr. 4…

Lintz, L., über die Grenze der Feld- und Waldkultur. … Beziehung auf die Länder des linken Rhein-Ufers binne… Saar, Mosel und Aar. gr. 8. 1821. 1 T…

Lücke, Dr. Friedr., Commentar über die Schriften des E… gelisten Johannes. 1r Theil: enth. die allgemeinen U… suchungen über das Evangel. des Johannes sammt Ausle… u. Uebersetzung der vier ersten Capitel. gr. 8. 1820 3 Thlr. 1…

Mittermaier, Dr. C. J. A., über die Grundfehler … Behandlung des Criminalrechts in Lehr- und Strafg… büchern, gr. 8. 1819. geh. 9…

Nöggerath, Dr. J., über aufrecht im Gebirgsgestein ei… schlossene fossile Baumstämme und andere Vegetabilien. H… risches u. Beobachtung. Mit 2 Steindrucktaf. gr. 8. 1819. 1…

Dessen fortgesetzte Bemerkungen über fossile Baumstämme … andere Vegetabilien, gr. 8. 1821. 8…

Nose, K. W., historische Symbola die Basalt-Genese betreff… Zur Einigung der Parteien. gr. 8. 1820. 12…

Sack, C. H., Commentationes quae ad theologiam histori… pertinent tres. 8 maj. 1821. 22…

Dessen Idee und Entwurf der christlichen Apologetik. An… digung der im Winterhalbjahre 1819–1820 zu halte… öffentlichen apologetischen Vorlesungen, gr. 8. 1819 4…

Dessen Katechismus der christlichen Lehre. Für die Ju… evangelischer Gemeinen. 8. 1819 2 gr.

Dessen zwei Predigten von dem Wesen der christlichen und … evangelischen Kirche, nebst einem Vorwort über die Lehre … der Kirche. gr. 8. 1821 6 gr.

Schlegel, Aug. Wilh. v., Indische Bibliothek. Eine Zeitschrift. I. Bds 1s u. 2s Heft. gr. 8. 1820, jedes Heft 21 gr.

Weber, Dr. M. J., Grundlinien der Osteologie des Menschen und der Hausthiere in Verbindung mit Syndesmologie. Zu den Vorlesungen entworfen. 1te Abtheilung: Grundlinien der Osteologie und Syndesmologie des Menschen. gr. 8. 1820. 1 Thlr. 4 gr.

Bonn,

gedruckt mit Bohres'schen Schriften.



